

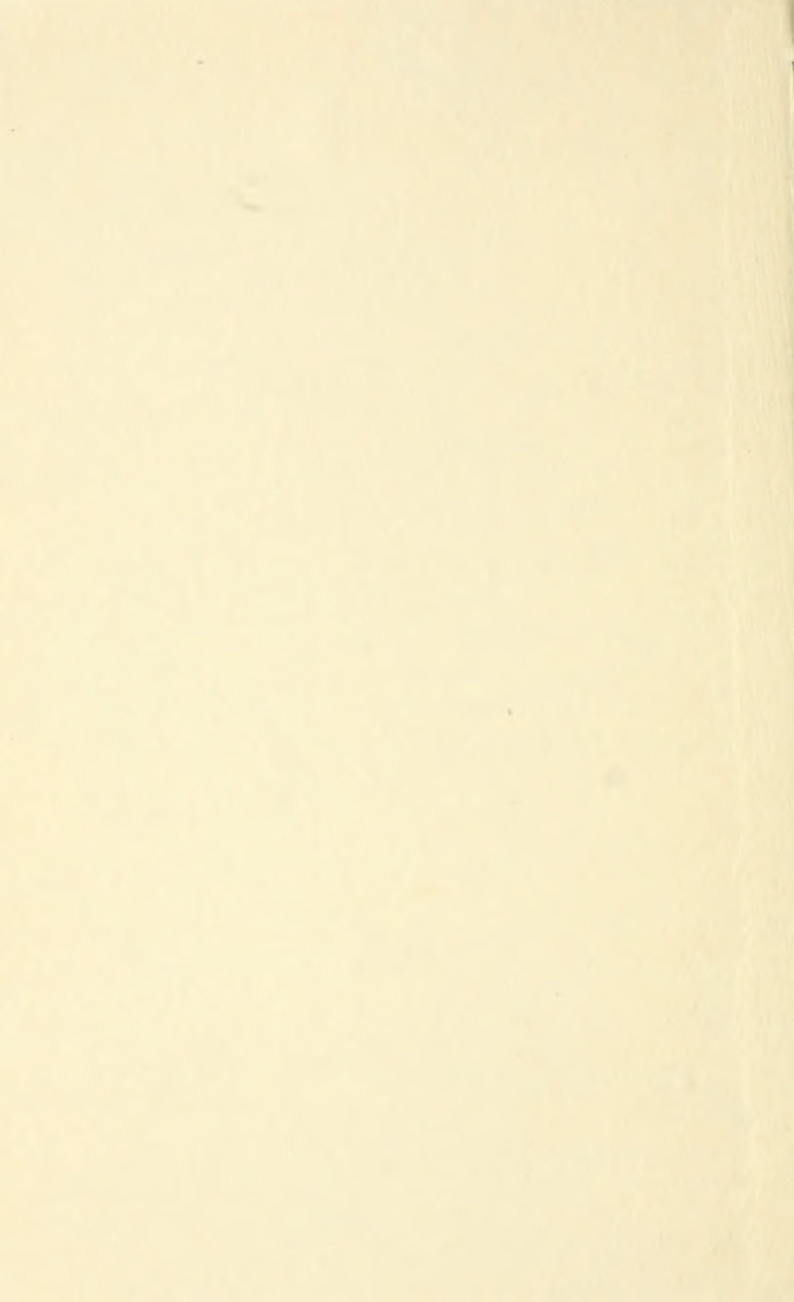
ARTHUR SCHNITZLER

GESAMMELTE WERKE

DIE THEATER - STÜCKE

BAND IV

S FISCHER VERLAG
BERLIN





GESAMMELTE WERKE VON ARTHUR SCHNITZLER

in zwei Abteilungen

Erste Abteilung:
Die erzählenden Schriften in drei Bänden

Zweite Abteilung:
Die Theaterstücke in vier Bänden

1915
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

DIE THEATERSTÜCKE VON ARTHUR SCHNITZLER

Vierter Band



1915
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

INHALT



KOMTESSE MIZZI
ODER DER FAMILIENTAG

Komödie in einem Akt

PERSONEN

GRAF ARPAD PAZMANDY
MIZZI, seine Tochter
EGON FÜRST RAVENSTEIN
LOLO LANGHUBER
PHILIPP
PROFESSOR WINDHOFER
WASNER
DER GÄRTNER
DER DIENER

Garten der gräflichen Villa. Hohes Gitter hinten. Tor ungefähr Mitte, etwas weiter nach rechts. Links vorn die Front der einstöckigen Villa, die einmal ein Jagdschlößchen war, vor 180 Jahren gebaut, vor 30 Jahren renoviert. Längs des erhöhten Parterres zieht eine nicht tiefe Terrasse, von der drei breite Stufen in den Garten führen. Von der Terrasse aus eine offene Glastür in den Salon. Der erste Stock hat einfache Fenster; über dem ersten Stock ein kleiner, blumengeschmückter Balkon, der zu einer Art von Mansarde gehört. Vor der Villa Rasenplatz mit Blumenbeeten. Rechts vorn, unter einem Baum, Gartenbank, Tischchen, Sessel.

GRAF älterer Herr mit grauem Schnurrbart, noch sehr gut aussehend, in Haltung und Gebaren der gewesene Offizier, in Reitanzug, Reitgerte in der Hand, von rechts. Diener mit ihm.

DIENER. Um wie viel Uhr befehlen heute gräfliche Gnaden das Essen?

GRAF, er spricht den ungarisch-deutschen Offiziersjargon. Zündet sich eben eine große Zigarre an. Um zwei.

DIENER. Und um wie viel Uhr soll eingespannt sein, gräfliche Gnaden?

KOMTESSE erscheint auf dem Balkon, Palette und Pinsel in der Hand. Sie ruft hinunter. Guten Morgen, Papa.

GRAF. Grüß' dich Gott, Mizzi.

KOMTESSE. Hast mich wieder einmal allein frühstücken lassen, Papa. Wo bist du denn gewesen?

GRAF. Ziemlich weit. Bin über Mauer und Rodaun hinausgeritten. Es ist wunderschön heut. Was machst denn du? Schon bei der Arbeit? Wird man bald wieder was anschauen dürfen?

KOMTESSE. O ja, Papa; aber es sind wieder nichts als Blumen.

GRAF. Kommt heute nicht der Professor zu dir?

KOMTESSE. Ja, aber erst gegen eins.

GRAF. Na, laß dich nicht stören.

KOMTESSE wirft ihm eine Kußhand zu und verschwindet in der Mansarde.

GRAF zum Diener. Was wollen S' denn? Ah so, wegen dem Einspannen? Ich fahr' heut nicht mehr aus. Der Josef kann sich heut einen freien Tag machen. Oder warten S' einen Moment. *Ruft hinauf.* Du Mizzi . .

KOMTESSE erscheint auf dem Balkon.

GRAF. Entschuldige, daß ich dich noch einmal stör'. Brauchst du heut vielleicht den Wagen?

KOMTESSE. Nein, Papa, danke. Ich wüßt' nicht. . . . Dank' schön. *Verschwindet wieder.*

GRAF. Also bleibt's dabei, der Josef kann nachmittag machen, was er will. Sie . . . und daß der Franz den Krampen ordentlich abreibt, wir sind heut ein bissel feurig gewesen . . . alle zwei.

DIENER ab.

GRAF hat sich auf die Bank gesetzt, nimmt eine Zeitung, die auf dem Tisch liegt, und liest.

GÄRTNER kommt. Guten Morgen, gräfliche Gnaden.

GRAF. Guten Morgen, Peter. Was gibt's denn?

GÄRTNER. Wenn gräfliche Gnaden erlauben, die Teerosen hab' ich grad abgeschnitten.

GRAF. Ja warum denn so viel?

GÄRTNER. Der Strauch ist ganz voll. Es wär' kaum ratsam, gräfliche Gnaden, wenn wir sie länger am Stock ließen. Wenn gräfliche Gnaden vielleicht eine Verwendung hätten . . .

GRAF. Hab' keine Verwendung. Na, was schaun S' denn? Ich fahr' heut nicht in die Stadt, ich brauch' kein Bukett. Stecken S' die Blumen einzeln in die Vasen und Gläser, die drin herumstehen. So wie's jetzt modern ist. *Nimmt die Blumen in die Hand und riecht daran. Scheint nachzusinnen.* Halt' da nicht ein Wagen?

GÄRTNER. Das sind die Rappen von Seiner Durchlaucht. Ich kenn' sie am Schritt.

GRAF. Also ich dank' Ihnen schön. *Gibt ihm die Rosen zurück.*

DER FÜRST tritt durch das Haupttor ein.

GRAF geht ihm entgegen.

GÄRTNER. Küss' die Hand, Durchlaucht.

FÜRST. Guten Morgen, Peter.

GÄRTNER ab rechts.

FÜRST in lichtem Sommeranzug, schlank, 55 Jahre, aber etwas jünger aussehend. Hat den leichten Diplomatenakzent eines Herren, der ebensoviel Französisch spricht als Deutsch.

GRAF. Grüß' dich Gott, alter Freund. Wie geht's, wie steht's?

FÜRST. Danke. Prachtvolles Wetter heute.

GRAF offeriert ihm eine Riesenzigarre.

FÜRST. Danke, nicht vor Tisch. Eine von meinen Zigaretten, wenn du erlaubst. *Nimmt eine Zigarette aus seiner Zigarrentasche und zündet sie an.*

GRAF. Daß du dich wieder einmal um einen umschaust. Weißt du überhaupt, wie lang du nicht da warst? Drei Wochen.

FÜRST. Blick zur Mansarde. Ist's wirklich schon so lang?

GRAF. Na was machst dich denn so rar?

FÜRST. Sei nicht bös'. Es ist ja wahr. Und heut komm' ich eigentlich nur dir adieu sagen.

GRAF. Wie, adieu?

FÜRST. Morgen fahr' ich nämlich fort.

GRAF. Du fährst fort? Wohin denn?

FÜRST. An die See. Und ihr ... habt ihr noch nichts vor?

GRAF. Ich hab' noch gar nicht drüber nachgedacht ... das Jahr.

FÜRST. Nun ja, ihr habt es hier heraußen so wunderschön ... der Riesenpark! Aber irgend wohin wirst du ja doch im Sommer reisen.

GRAF. Ich weiß noch nicht. Ist ja alles egal.

FÜRST. Was hast du denn?

GRAF. Lieber alter Freund, bergab geht's.

FÜRST. Wieso? Was sind das für komische Ausdrücke, Arpad? Was heißt das „bergab"?

GRAF. Alt wird man, Egon.

FÜRST. Ja. Aber man gewöhnt's.

GRAF. Was hast du zu reden, du bist um fünf Jahre jünger.

FÜRST. Um sechs. Aber fünfundfünfzig, das ist auch nicht mehr der Frühling des Lebens. Na — man findet sich drein.

GRAF. Du bist halt immer ein Psycholog gewesen, alter Freund.

FÜRST. Im übrigen, ich weiß wirklich nicht, was du willst. Schaust famos aus. *Er setzt sich. Wieder Blick zur Mansarde auf, wie manchmal. Pause.*

GRAF mit einem Entschluß. Weißt also das Neueste? Sie heirat'.

FÜRST. Wer heiratet?

GRAF. Was fragst du denn ... kannst dir's ja denken.

FÜRST. Ach so, ich habe nämlich geglaubt, die Mizzi. Na ja, es wär' doch ... Also die Lolo heiratet?

GRAF. Ja, die Lolo.

FÜRST. Aber das ist doch eigentlich nicht das „Neueste".

GRAF. Wieso?

FÜRST. Das verspricht sie dir doch, oder droht sie dir, oder wie man sagen soll, seit mindestens drei Jahren.

GRAF. Seit drei? Du kannst ruhig sagen seit zehn. Oder seit achtzehn. Ja, wirklich. Überhaupt seit die Geschichte angefangen hat mit uns zwei. Es war ja immer eine fixe Idee von ihr. Wenn ein honetter Mensch kommt, der um meine Hand anhalt', so geh ich *stante pede* von der Bühne weg. Das war ihr zweites Wort. Du hast's doch selber auch ein paarmal von ihr gehört. Und jetzt ist er halt gekommen, der Erwartete ... und sie heirat'.

FÜRST. Na, wenn er nur ein honetter Mensch ist.

GRAF. Also Witze! Das ist deine Teilnahme in einem so ernsten Augenblick!

FÜRST. Na. *Legt die Hand auf seinen Arm.*

GRAF. Ja, ich versicher' dich, es ist ein ernster Augenblick. Keine Kleinigkeit, wenn man so beinah zwanzig Jahr mit einem Wesen *quasi* gelebt hat, die besten Jahre mit ihr verbracht, wirklich Freud und Leid geteilt mit ihr ... man hat schon überhaupt nicht mehr gedacht, es könnt' jemals aufhören .. und da kommt sie eines schönen Tags und sagt: „B'hüt di' Gott, mein Lieber, nächstens ist Hochzeit ..."

Das ist schon eine verfluchte G'schicht'. *Steht auf, geht hin und her.* Und dabei kann ich ihr's nicht einmal übelnehmen. Weil ich's nämlich so gut versteh'. Was willst machen!

FÜRST. Du warst immer ein viel zu guter Kerl, Arpad.

GRAF. Was ist da gut? Warum soll ich's nicht verstehen? Achtunddreißig hat's bei ihr geschlagen. Und ihrem Beruf hat sie Valet gesagt. Also daß es ihr keinen Spaß macht, als pensionierte Ballettänzerin und als aktive Mätresse vom Grafen Pazmandy weiter zu existieren, der mit der Zeit natürlich auch ein alter Esel wird, das muß ihr doch jeder nachfühlen. Ich war ja darauf vorbereitet. Hab' ihr's gar nicht übel genommen, meiner Seel'.

FÜRST. Da seid ihr also in ganz guter Freundschaft geschieden?

GRAF. Natürlich. Sogar ein ganz fideler Abschied ist es gewesen. Meiner Seel'. Ich hab's ja im Anfang gar nicht gewußt, wie schwer's mir sein wird. Erst so allmählich bin ich zum Bewußtsein gekommen. Es ist schon eine ganz merkwürdige G'schicht' . . .

FÜRST. Was ist denn dran so merkwürdig?

GRAF. Also daß ich dir erzähl': Wie ich von ihr da herausg'fahrn bin, zum letztenmal, in der vorigen Wochen bei der Nacht, da ist mir plötzlich, wie soll ich nur sagen . . . ganz leicht ist mir zu Mut gewesen. Jetzt bist du ein freier Mann, hab' ich mir gedacht. Brauchst nicht jeden Abend, den Gott dir geschenkt hat, in die Mayerhofgassen zu fahren und mit der Lolo bei Tisch sitzen und plauschen oder auch nur zuhören. Es war ja manchmal wirklich fad zum Auswachsen. Und mitten in der Nacht wieder nach Haus fahren und gar noch am End' Rechenschaft ablegen, wenn's du einmal mit Bekannten im Kasino soupierst, oder mit deiner Tochter in die Oper gehst, oder in die Burg. Also was soll ich dir viel erzählen, geradezu montiert war ich beim Nachhausefahren. Hab' schon

allerlei Pläne im Kopf gehabt . . . o nicht, was du dir denkst . . . nein, aber reisen, was ich schon längst hab' tun wollen, nach Afrika oder Indien, als ein freier Mann . . . das heißt, ich hätt' mein Mäderl mitgenommen. Na ja, du lachst, weil ich noch immer Mäderl sag'.

FÜRST. Fällt mir gar nicht ein. Die Mizzi sieht wirklich noch aus wie ein junges Mädel. Wie ein ganz junges. Besonders mit dem Florentiner Strohhut neulich.

GRAF. Wie ein junges Mädel! Und dabei ist sie akkurat in einem Alter mit der Lolo. Na, du weißt ja! Alt werden wir, Egon. Alle. Ja, ja . . . Und einsam. Aber wirklich, im Anfang hab' ich's nicht gemerkt. Es ist erst allmählich so über mich gekommen. Die ersten Tage nach dem Abschiedsfest war's noch nicht so schlimm. Erst vorgestern und gestern, wie die Stund' gekommen ist, wo ich sonst gewöhnlich in die Mayerhofgassen gefahren bin . . . und jetzt, wie mir der Peter Rosen gebracht hat, für die Lolo selbstverständlich, da ist es mir so gewissermaßen klar geworden, daß ich zum zweitenmal in meinem Leben Witwer geworden bin. Ja, mein Lieber. Und jetzt ist es für immer. Jetzt kommt die Einsamkeit. Jetzt ist sie da.

FÜRST. Aber das ist ja lächerlich. Einsamkeit!

GRAF. Sei nicht bös', aber du verstehst das nicht. Du hast so ganz anders gelebt wie ich. Du hast dich doch in nichts mehr eingelassen, seit deine arme Frau gestorben ist vor zehn Jahren. In nichts Ernstes, mein' ich. Und hast nebstbei noch einen Beruf, gewissermaßen.

FÜRST. Wieso denn?

GRAF. Na, Herrenhausmitglied.

FÜRST. Na ja.

GRAF. Und zweimal wärst du ja beinah Minister geworden.

FÜRST. Beinah . . .

GRAF. Wer weiß. Vielleicht erwischt's dich einmal wirklich. Und ich bin jetzt ganz fertig. Hab' mich vor drei Jahren sogar pensionieren lassen, ich Esel.

FÜRST lächelnd. Dafür bist du jetzt ein ganz freier Mann. Vollkommen frei. Die Welt steht dir offen.

GRAF. Aber zu nix Lust, alter Freund. Das ist die G'schicht'. Nicht einmal ins Kasino bin ich hineingefahren seitdem. Weißt du, was ich g'macht hab' die letzten Abende? Da unterm Baum bin ich g'sessen mit der Mizzi, und Domino haben wir g'spielt.

FÜRST. Na, siehst du, das ist doch keine Einsamkeit. Wenn man eine Tochter hat, noch dazu ein so kluges Wesen, mit dem man sich immer so gut verstanden hat . . . Was sagt sie denn übrigens dazu, daß du deine Abende jetzt zu Hause verbringst?

GRAF. Nix. Es ist ja auch früher manchmal vorgekommen. Gar nix sagt sie. Was soll sie denn sagen? Mir scheint, sie merkt's gar nicht. Glaubst, sie hat was gewußt von der Lolo?

FÜRST lacht. Na höre!

GRAF. Na natürlich. Ich weiß ja. Natürlich hat sie's g'wußt. Aber schließlich war ich ja beinah noch ein junger Mann, wie ihre arme Mutter gestorben ist. Sie hat mir's doch nicht übelnehmen können.

FÜRST. Das nicht. *Leicht.* Aber sie wird es schon manchmal gespürt haben, daß sie so viel allein ist, denk' ich mir.

GRAF. Hat sie sich beklagt über mich? Na, kannst mir's schon sagen.

FÜRST. Ja, ich bin doch nicht der Vertraute von der Mizzi. Mir gegenüber hat sie sich natürlich nie beklagt. Gott, vielleicht hat sie's auch gar nicht so gespürt. Sie ist ja dieses zurückgezogene, stille Leben so lange Zeit gewohnt.

GRAF. Ja. Und es ist doch auch ihr Geschmack. Und dann, bis vor ein paar Jahren ist sie doch ziemlich viel in die Welt gegangen. Unter uns, Egon, noch vor drei Jahren, noch vor zwei, hab' ich fest ge-

glaubt, sie wird sich doch entschließen.

FÜRST. Entschließen? Ach so ...

GRAF. Wenn du eine Ahnung hättest, was für Leut' sich noch in der allerletzten Zeit sehr lebhaft für sie interessiert haben ...

FÜRST. Das ist sehr begreiflich.

GRAF. Aber sie will nicht. Sie will absolut nicht. Also ich mein' damit nur, gar so allein kann sie sich doch nicht gefühlt haben ... sonst hätt' sie doch, wo es ihr an Gelegenheit nicht gefehlt hat ...

FÜRST. Selbstverständlich. Es ist ja ihre freie Wahl. Und dann hat ja die Mizzi noch diese andere Ressource, daß sie malt. Das ist grad so wie bei meiner gottseligen Tant', der Fanny Hohenstein, die Bücher geschrieben hat bis in ihr höheres Alter und auch vom Heiraten hat absolut nichts wissen wollen.

GRAF. Ist schon möglich, daß das so mit den künstlerischen Bestrebungen zusammenhängt. Ich denk' überhaupt manchmal, ob nicht alle diese Überspanntheiten gewissermaßen psychologisch zusammenhängen.

FÜRST. Überspanntheiten? Man kann doch nicht sagen, daß die Mizzi überspannt ist.

GRAF. Ja, jetzt hat sich das ganz gegeben. Aber früher einmal ...

FÜRST. Ich hab' die Mizzi immer sehr klug und sehr ruhig gefunden. Wenn jemand Rosen und Veigerln malt, so muß er doch darum noch lange nicht überspannt sein.

GRAF. Na, du wirst mich doch nicht für so dumm halten, daß ich mein', wegen der Veigerln und Rosen. Aber als ganz junges Mädel, wenns du dich erinnern kannst ...

FÜRST. Was denn?

GRAF. Na, die G'schicht' damals, wie der Fedor Wangenheim um sie ang'halten hat.

FÜRST. Gott, daran denkst du noch? Das ist

doch überhaupt nimmer wahr. Das ist ja schon achtzehn oder zwanzig Jahr her, beinah.

GRAF. Wie sie damals zu den Ursulinerinnen gewollt hat, lieber als daß sie den netten Burschen zum Mann nimmt, mit mit dem sie schon so gut wie verlobt war. Und auf und davon ist von zu Haus. Das kann man doch überspannt nennen?

FÜRST. Wie kommst du denn heut auf diese uralte Geschichte?

GRAF. Uralt? Mir ist, wie wenn's im vorigen Jahr g'wesen wär'. Es war grad um die Zeit, wo meine Geschicht' mit der Lolo ang'fangen hat. Wenn man so zurückdenkt! Wer mir damals vorausg'sagt hätt'! Weißt du, ang'fangen hat's doch eigentlich wie irgend ein Abenteuer. Ganz leichtsinnig und verrückt. Ja, verrückt. Na, ich will mich nicht versündigen, aber daß meine arme Frau damals schon ein paar Jahre tot war, das war ein Glück für uns alle. Die Lolo, die war mein Schicksal. Geliebte und Hausfrau zugleich. Weil s' nämlich auch so großartig hat kochen können. Und diese Behaglichkeit bei ihr. Und immer gut aufg'legt und nie ein böses Wort ... Na, aus is. Red'n wir nicht mehr davon. *Pause.* ... Aber sag', bleibst du nicht zum Essen bei uns? Ich werd' übrigens die Mizzi rufen.

FÜRST ihn zurückhaltend. Laß, ich hab' dir noch was zu sagen. *Leicht, wie humoristisch.* Ich muß dich auf etwas vorbereiten.

GRAF. Wie? Auf was denn?

FÜRST. Ich führ' dir nämlich heut einen jungen Herrn auf.

GRAF befremdet. Wie, einen jungen Herrn?

FÜRST. Ja, wenn du nichts dagegen hast.

GRAF. Was soll ich denn dagegen haben? Aber wer ist es denn?

FÜRST. Mein Sohn, lieber Arpad.

GRAF höchst erstaunt. Wie?

FÜRST. Ja, mein Sohn. Ich wollte doch nicht, eh' ich wegreise ....

GRAF. Dein Sohn? Du hast einen Sohn!

FÜRST. Ja.

GRAF. Na, da hört sich doch ... Einen jungen Herrn hast du, der dein Sohn ist? Oder vielmehr, einen Sohn, der ein junger Herr ist? Wie alt ist er denn?

FÜRST. Siebzehn Jahre.

GRAF. Siebzehn! Und das sagt er mir erst jetzt! Nein, Egon ... Egon! Ja, sag' mir ... Siebzehn Jahr ... Du! da hat ja deine Frau noch gelebt ...

FÜRST. Ja. Meine Frau hat damals noch gelebt. Man wird manchmal in merkwürdige Affären hineingerissen, lieber Arpad.

GRAF. Ja, meiner Seel', das muß schon wahr sein!

FÜRST. Und da hat man eben eines Tages einen siebzehnjährigen Sohn, mit dem man auf Reisen geht.

GRAF. Also mit ihm fahrst du fort?

FÜRST. Ich bin so frei.

GRAF. Nein, ich kann dir gar nicht sagen ... also einen siebzehnjährigen Sohn hat er! ... *Plötzlich reicht er ihm die Hand und umarmt ihn.* Und wenn ich schon fragen darf ... die Mutter von deinem Herrn Sohn ... wieso ... weil du schon einmal ang'fangen hast zu erzählen —

FÜRST. Die Mutter ist längst tot. Ein paar Wochen nach der Geburt gestorben. Ein blutjunges Geschöpf.

GRAF. Aus dem Volk?

FÜRST. Ja, natürlich. Aber ein scharmantes Wesen. Na, ich erzähl' dir schon noch einmal ausführlich. So gut ich mich eben selbst noch daran erinnern kann. Es war wie ein Traum, die ganze Geschichte. Wenn der Bub' nicht da wäre ...

GRAF. Also das sagt er mir jetzt erst! Erst heut, knapp bevor der Bursch zu Besuch kommt.

FÜRST. Man kann nie wissen, wie so etwas aufgenommen wird.

GRAF. Aber geh. Aufgenommen! Hast vielleicht geglaubt ... Ich bin doch auch ein bißl ein Psycholog. Und das ist nun ein Freund!

FÜRST. Kein Mensch hat es gewußt, kein Mensch auf der ganzen Welt.

GRAF. Aber mir hättest du's doch sagen können. Ich versteh's wirklich nicht, daß du ... Na geh, es ist wirklich nicht schön.

FÜRST. Ich hab' warten wollen, wie sich der Bursch entwickelt. Man kann ja nie wissen ...

GRAF. Na ja, bei so einer gemischten Abstammung. ... Aber jetzt scheinst du beruhigt?

FÜRST. Ja. Er ist ein Prachtkerl.

GRAF *umarmt ihn wieder*. Also, wo hat er denn bis jetzt gelebt?

FÜRST. In den ersten Jahren ziemlich weit von Wien. In Tirol.

GRAF. Bei Bauern?

FÜRST. Bei einem kleinen Gutsbesitzer. Die ersten Schulen hat er dann in Innsbruck besucht. Und in den letzten Jahren hab' ich ihn in Krems im Gymnasium gehabt.

GRAF. Also du hast ihn manchmal besucht?

FÜRST. Natürlich.

GRAF. Und was glaubt er denn eigentlich?

FÜRST. Bis vor wenigen Tagen hat er eben geglaubt, daß er keine Eltern mehr hat; auch keinen Vater. Und daß ich ein Freund seines verstorbenen Vaters gewesen bin.

KOMTESSE *auf dem Balkon*. Guten Tag, Fürst Egon.

FÜRST. Guten Tag, Mizzi.

GRAF. Na, willst du nicht ein bissel herunterkommen?

KOMTESSE. Wenn man nicht stört ... *Sie verschwindet.*

GRAF. Also, was sagen wir denn der Mizzi?

FÜRST. Ich möcht' das natürlich gern dir überlassen. Aber da ich den Buben doch adoptiere und er wahrscheinlich schon in wenigen Tagen durch einen Gnadenakt Seiner Majestät meinen Namen tragen wird ...

GRAF erstaunt. Wie?

FÜRST. . . . ist es wohl das Beste, wir sagen der Mizzi gleich die Wahrheit.

GRAF. Natürlich, natürlich, warum denn auch nicht? Und wo du ihn sogar adoptierst . . . Es ist doch komisch. Eine Tochter, und wenn sie auch eine alte Schachtel wird, für'n Vater bleibt sie halt doch immer das kleine Mäderl.

KOMTESSE erscheint. 37 Jahre, noch sehr gut aussehend. Florentiner Strohhut, weißes Kleid. Sie küßt den Grafen. Dann reicht sie dem Fürsten die Hand. Nun, wie geht's, Fürst Egon? Man sieht Sie so selten.

FÜRST. Danke, Mizzi. Sie sind sehr fleißig?

KOMTESSE. Man malt seine Blümerln.

GRAF. Sei nicht so bescheiden, Mizzi. Neulich, der Professor Windhofer hat g'sagt, sie soll ruhig einmal ausstellen. Braucht sich neben der Wiesinger-Florian nicht zu verstecken.

KOMTESSE. Ja, das ist schon möglich. Aber ich hab' halt keinen Ehrgeiz.

FÜRST. Fürs Ausstellen bin ich eigentlich auch nicht. Man ist dann jedem Zeitungsschreiber ausgeliefert.

KOMTESSE. Das sind Herrenhausmitglieder auch. Wenigstens, wenn sie was reden.

GRAF. Und unsereiner vielleicht nicht? In alles stecken sie ihre Nasen.

FÜRST. Nun, wie heut die Strömung ist, gibt's Leute, die schon deswegen auf Ihre Bilder schimpfen möchten, Mizzi, weil Sie eine Gräfin sind.

GRAF. Da hat er recht.

DIENER kommt. Gräfliche Gnaden werden gebeten, ans Telephon zu kommen.

GRAF. Wer ist's denn? Was gibt's denn?

DIENER. Gräfliche Gnaden möchten sich persönlich zum Apparat bemühen.

GRAF. Du entschuldigst mich einen Moment. *Leise zu ihm.* Sag's ihr jetzt, während ich nicht dabei bin. Ist mir lieber.

GRAF ab.

KOMTESSE. Es telephoniert ... sollte Papa am Ende schon wieder in neuen Banden sein? *Setzt sich.*

FÜRST. In neuen?

KOMTESSE. Um diese Zeit hat gewöhnlich Lolo telephoniert. Aber mit Lolo ist es jetzt aus. Das wissen Sie doch?

FÜRST. Habe es eben erst erfahren.

KOMTESSE. Und was sagen Sie dazu, Fürst Egon? Mir tut's ja recht leid. Wenn er jetzt wieder was anfängt, fällt er sicher hinein. Und ich fürchte, er fängt wieder was an. Er ist noch zu jung für seine Jahre.

FÜRST. Ja, ja.

KOMTESSE sich nach ihm umwendend. Sie sind übrigens lang nicht dagewesen.

FÜRST. Sie werden mich nicht sehr vermißt haben ... fürchte ich ... Die Kunst ... und weiß Gott was noch ...

KOMTESSE einfach. Trotzdem ...

FÜRST. Sehr liebenswürdig.

Pause.

KOMTESSE. Warum sind Sie heute so schweigsam? Erzählen Sie doch was. Gibt's gar nichts Neues in der Welt?

FÜRST als dächte er zuerst nach. Unser Sohn hat maturiert.

KOMTESSE zuckt ganz leicht. Ich hoffe, Sie haben auch interessantere Neuigkeiten im Vorrat.

FÜRST. Interessantere ...

KOMTESSE. Oder wenigstens Neuigkeiten, die mich persönlich mehr angehen als der Lebenslauf eines mir unbekannten jungen Herrn.

FÜRST. Über wichtigere Etappen in der Laufbahn dieses jungen Herrn glaub' ich mich doch verpflichtet Sie zu unterrichten. Als er gefirmt wurde, hab' ich mir ja auch erlaubt, Ihnen Mitteilung davon zu machen. Aber wir brauchen jetzt nicht weiter davon zu sprechen.

Pause.

KOMTESSE. Ist er wenigstens durchgekommen?

FÜRST. Mit Auszeichnung.

KOMTESSE. So scheint sich ja die Rasse zu verbessern.

FÜRST. Das wollen wir beide hoffen.

KOMTESSE. Und jetzt naht wohl auch der große Moment heran . . .

FÜRST. Was für ein Moment?

KOMTESSE. Erinnern Sie sich denn nicht mehr? Nach der Matura wollten Sie ihm ja eröffnen, daß Sie sein Vater sind.

FÜRST. Das hab' ich schon getan.

KOMTESSE. Sie — haben es ihm schon gesagt?

FÜRST. Ja.

KOMTESSE *nach einer Pause, ohne ihn anzusehen.* Und seine Mutter — ist tot . . .

FÜRST. Vorläufig tot.

KOMTESSE. Für immer. *Steht auf.*

FÜRST. Wie Sie wünschen.

Graf und Diener kommen.

DIENER. Aber gräfliche Gnaden haben dem Josef doch selbst frei gegeben.

GRAF. Ja, ja, es ist schon gut.

DIENER ab.

KOMTESSE. Was hast du denn, Papa?

GRAF. Nichts, nichts, mein Kind. Ich müßt' rasch wohin fahren, und der verflixte Josef . . . Sei nicht bös', Mizzi, aber ich möcht' nur ein paar Worte mit dem Egon . . . *Zu ihm.* Also denk' dir, sie hat mich schon früher angerufen. Die Lolo nämlich. Sie hat keinen Anschluß gekriegt und jetzt telephoniert mir die Laura, na, ihr Kammermädel halt, daß sie grad zu mir herausgefahren ist.

FÜRST. Zu dir, hierher?

GRAF. Ja.

FÜRST. Warum denn?

GRAF. Warum, kann ich mir schon denken. Du weißt, sie war noch nie in der Villa, selbstverständlich,

und ich hab' ihr immer versprochen, bevor sie heirat', darf sie einmal herauskommen, die Villa und den Park anschauen. Das war ja immer ihre Kränkung, daß ich sie nicht da heraußen empfangen kann. Na ja, wegen der Mizzi. Was sie auch eingesehen hat. Und sie so im geheimen herausbringen einmal, während die Mizzi nicht zu Haus ist, also auf solche Sachen hab' ich mich nie eingelassen. Na und da laßt sie mir telephonieren, übermorgen ist schon die Hochzeit, und sie ist grad herausgefahren.

FÜRST. Nun, was tut's? Sie kommt doch nicht als deine Geliebte, vor wem brauchst du dich denn zu genieren?

GRAF. Grad heut ... und jetzt, wo dein Herr Sohn gleich kommen wird.

FÜRST. Vor dem verantwort' ich's.

GRAF. Aber mir, mir paßt's nicht. Ich geh' dem Wagen entgegen und halt' sie auf. Es macht mich halt nervös. Entschuldig' mich so lang bei deinem Herrn Sohn. Adieu Mizzi, bin gleich wieder da.

GRAF ab.

FÜRST. Fräulein Lolo hat sich angesagt, und das paßt Ihrem Herrn Papa nicht.

KOMTESSE. Wie? Lolo angesagt? Sie kommt hierher?

FÜRST. Ihr Papa, Mizzi, hat ihr versprochen, daß sie sich vor ihrer Hochzeit einmal die Villa anschauen darf. Und jetzt geht er dem Wagen entgegen, um sie abzufangen.

KOMTESSE. Wie kindisch. Wie rührend eigentlich. Ich hätte sie gern kennen gelernt. Ist es nicht zu dumm? Da hat man einen Vater, der fast die Hälfte seines Lebens mit einem gewiß sehr sympathischen Geschöpf zubringt ... und man kommt nicht dazu — hat nicht das Recht — ihr einmal die Hand zu drücken. Warum paßt's ihm denn nicht? Daß ich alles weiß, kann er sich wohl denken.

FÜRST. Gott, er ist eben so. Vielleicht hätte es

ihn auch weniger geniert, wenn er nicht gerade in dieser Stunde einen anderen Besuch erwartete ...

KOMTESSE. Einen andern Besuch?

FÜRST. Den ich so frei war, ihm anzukündigen.

KOMTESSE. Was ist das für ein Besuch?

FÜRST. Unser Sohn.

KOMTESSE. Sind Sie ... Hierher kommt Ihr Sohn?

FÜRST. In einer halben Stunde spätestens wird er hier sein.

KOMTESSE. Sagen Sie, Fürst ... Sie erlauben sich wohl einen Spaß mit mir?

FÜRST. Durchaus nicht. Mit einer Verstorbenen ... Was denken Sie ...

KOMTESSE. Es ist wahr? Er kommt hierher?

FÜRST. Ja.

KOMTESSE. Sie halten es also offenbar noch immer für eine Laune von mir, daß ich von dem Buben nichts wissen will?

FÜRST. Laune ...? Nein. Um es so zu bezeichnen zu dürfen, führen Sie die Sache allerdings zu konsequent durch. Wenn man bedenkt, daß Sie es all die Jahre hindurch über sich gebracht haben, nicht einmal nach ihm zu fragen ...

KOMTESSE. Das ist weiter nicht bewundernswert. Ich habe Schwereres über mich gebracht. Damals, wie ich ihn hab' hergeben müssen, acht Tage nachdem er zur Welt gekommen ist.

FÜRST. Ja, damals blieb Ihnen, blieb uns doch nichts andres übrig. Was ich damals verfügt habe, und womit Sie sich doch auch am Ende einverstanden erklärt haben, das war entschieden das Klügste, was wir in unserer Situation tun konnten.

KOMTESSE. Klug, das hab' ich nie bezweifelt.

FÜRST. Und nicht nur klug, Mizzi. Sie wissen, es handelte sich nicht um unser Schicksal allein. Andre wären vielleicht zugrunde gegangen, wenn damals die Wahrheit ans Licht gekommen wäre.

Meine Frau mit ihrem leidenden Herzen hätte es kaum überlebt.

KOMTESSE. Dieses leidende Herz ...

FÜRST. Und Ihr Vater, Mizzi ... Ihr Vater!

KOMTESSE. Er hätte sich drein gefunden, da können Sie sich drauf verlassen. Damals hat ja gerade die Geschichte mit Lolo angefangen. Sonst wär' die Sache auch nicht so glatt gegangen. Sonst hätt' er sich ein bißchen mehr um mich gekümmert. Ich hätt' nicht monatelang fortbleiben können, wenn's ihm nicht grad sehr bequem gewesen wäre. Gefährlich an der ganzen Sache war nur eins: daß der Fedor Wangenheim Sie möglicherweise totgeschossen hätte, lieber Fürst.

FÜRST. Er mich? Es hätte sich auch anders fügen können. Oder glauben Sie an Gottesurteile? Dann wäre übrigens der Ausgang auch noch fraglich gewesen. Denn wir armen Sterblichen können ja nie wissen, wie der da droben über so eine Sache denkt.

KOMTESSE. Im Herrenhaus würden Sie anders reden, wenn Sie dort je den Mund auftäten.

FÜRST. Möglich. Aber das Wesentliche ist doch, daß uns alle Ehrlichkeit und Kühnheit damals nicht das geringste geholfen hätte. Es wäre eine nutzlose Grausamkeit gewesen gegen Menschen, die uns nahestanden. Ein Dispens wär' kaum zu erlangen gewesen — und nebstbei hätte die Fürstin nie in die Scheidung gewilligt, das wissen Sie so gut wie ich.

KOMTESSE. Als wenn mir an der Heirat das geringste gelegen wäre.

FÜRST. Oh ...

KOMTESSE. Nichts. Das ist Ihnen doch nichts Neues? Ich hab's Ihnen doch damals auch gesagt. Sie ahnen ja nicht, wie ich damals ... *Blick* was ... was damals aus mir zu machen gewesen wäre. Überallhin wär' ich Ihnen gefolgt, überallhin, auch als Ihre Geliebte. Ich mit unserm Kind. Nach der Schweiz, nach Amerika. Wir hätten ja schließlich leben können,

wo es uns gepaßt hätte. Und im Herrenhaus hätte man vielleicht nicht einmal gemerkt, daß Sie verreist sind.

FÜRST. Ja, natürlich hätten wir fliehen und uns irgendwo im Ausland ansiedeln können ... Aber daß Ihnen ein solcher Zustand auf die Dauer angenehm oder nur erträglich gewesen wäre, das glauben Sie wohl heute selbst nicht mehr.

KOMTESSE. Heute, nein. Heute kenn' ich Sie nämlich. Aber damals hab' ich Sie geliebt. Und ich hätte Sie vielleicht — sehr lang lieben können, wenn Sie damals nicht zu **feig** gewesen wären, die Verantwortung zu übernehmen, für das, was geschehen ist. ... Zu feig, Fürst Egon ...

FÜRST. Ob das gerade das richtige Wort ist ...

KOMTESSE. Ja. Ich habe kein anderes. An mir lag es nicht. **Ich** war bereit, alles auf mich zu nehmen, mit Freuden, mit Stolz. Ich war bereit, Mutter zu sein und mich als Mutter unseres Kindes zu bekennen. Sie haben es gewußt, Egon! Vor siebzehn Jahren in dem kleinen Haus im Wald, wo Sie mich versteckt gehalten haben, hab' ich Ihnen gesagt, daß ich dazu bereit bin. Aber für Halbheiten war ich nie zu haben. Ganz hab' ich Mutter sein wollen oder gar nicht. An dem Tag, an dem ich den Buben hab' hergeben müssen, war ich auch entschlossen, mich überhaupt nicht um ihn zu kümmern. Darum find' ich es lächerlich, daß Sie ihn plötzlich hierher bringen wollen. Wenn Sie mir einen guten Rat erlauben, gehen Sie ihm auch entgegen, wie der Papa der Lolo, und fahren mit ihm wieder nach Haus.

FÜRST. Ich denke nicht daran. Nach allem, was ich eben von Ihnen wieder habe hören müssen, muß es wohl dabei bleiben, daß seine Mutter tot ist. Aber um so mehr muß ich mich seiner annehmen. Er ist mein Sohn, auch vor der Welt. Ich hab' ihn adoptiert.

KOMTESSE. Sie haben ihn —

FÜRST. Er trägt vielleicht morgen schon meinen

Namen. Ich werde ihn vorstellen, wo es mir beliebt. Natürlich vor allem meinem alten Freund, dem Grafen, Ihrem Herrn Papa. Wenn es Ihnen unangenehm ist, den jungen Menschen zu sehen, so wird Ihnen nichts andres übrig bleiben, als sich für die Dauer seines Besuches auf Ihr Zimmer zurückzuziehen.

KOMTESSE. Wenn Sie glauben, daß ich diesen Ton sehr angebracht finde.

FÜRST. So wenig wie ich Ihre Verstimmung.

KOMTESSE. Verstimmung? Seh' ich verstimmt aus? Hören Sie ... Ich erlaube mir nur, Ihren Einfall geschmacklos zu finden. Im übrigen bin ich so gut gelaunt wie gewöhnlich.

FÜRST. An Ihrer sonstigen guten Laune zweifl' ich nicht. Nur jetzt ... Im übrigen ist es mir durchaus nicht unbekannt, daß Sie es längst verstanden haben, sich mit Ihrem Schicksal zu versöhnen. Ich habe es ja auch verstanden, mich in das meine zu fügen, das vielleicht in seiner Art gerade so schmerzlich war als das Ihre.

KOMTESSE. Wie? In was für ein Schicksal mußten Sie ... Es kann doch nicht jeder Minister werden. Ach so ... die Bemerkung bezieht sich am Ende darauf, daß Durchlaucht mir die Ehre erwiesen haben, mich vor zehn Jahren, nach dem Tode von dero hochseliger Gemahlin, um meine Hand zu bitten?

FÜRST. Und vor sieben noch einmal, wenn Sie sich freundlichst erinnern wollen.

KOMTESSE. O ja, ich erinnere mich. An meinem Gedächtnis zu zweifeln, hab' ich Ihnen niemals Anlaß gegeben.

FÜRST. Und ich hoffe, Mizzi, Sie haben mir nie zugemutet, daß ich die Absicht hatte, mit meiner Werbung so irgend etwas zu tun, wie eine Schuld zu sühnen. Ich habe Sie gebeten, meine Frau zu werden, weil ich eben die Überzeugung hatte, daß mir das wahre Glück nur an Ihrer Seite beschieden sein könnte.

KOMTESSE. Das wahre Glück! ... Sie hätten sich geirrt.

FÜRST. Das glaub' ich ja selbst, daß ich mich damals geirrt hätte. Vor zehn Jahren war es wohl noch zu früh. Vor sieben Jahren vielleicht auch noch. Heute nicht mehr.

KOMTESSE. Auch heute, lieber Fürst. Es ist Ihr Verhängnis, daß Sie mich niemals gekannt, nie etwas von mir gewußt haben. Nicht als ich Sie geliebt, nicht als ich Sie gehaßt habe und nicht einmal die lange Zeit hindurch, in der Sie mir gleichgültig sind.

FÜRST. Ich habe Sie immer gekannt, Mizzi. Ich weiß mehr von Ihnen, als Sie wahrscheinlich vermuten. Es ist mir zum Beispiel durchaus nicht unbekannt, daß Sie diese siebzehn Jahre auch auf Besseres verwandt haben, als einem Manne nachzuweinen, der damals vielleicht Ihrer nicht ganz würdig war. Ja, ich weiß sogar, daß Sie sich darauf kapriziert haben, nach der Enttäuschung, die Ihnen mit mir begegnet ist, noch einige andere zu erleben.

KOMTESSE. Enttäuschungen? Nun, zu Ihrem Trost kann ich Sie versichern, lieber Fürst, daß auch recht angenehme darunter waren.

FÜRST. Auch das weiß ich. Würd' ich sonst zu behaupten wagen, daß ich die Geschichte Ihres Lebens wirklich kenne?

KOMTESSE. Und bilden Sie sich vielleicht ein, ich kenne das Ihre nicht? Wünschen Sie, daß ich Ihnen die Liste Ihrer Geliebten herzähle? Von der Frau des bulgarischen Attachés 1887 bis zu Fräulein Therese Grédun, wenn sie wirklich so heißt . . . die zum mindesten dieses Frühjahr noch in Amt und Würden bei Ihnen stand? Wahrscheinlich weiß ich sogar mehr als Sie, denn ich weiß beinahe von jeder, mit wem sie Sie betrogen hat.

FÜRST. Davon erzählen Sie mir aber lieber nichts. Wenn man solche Dinge nicht selbst entdeckt, hat man keinen rechten Spaß davon.

Man hört einen Wagen herankommen und stille halten.

FÜRST. Er ist es. Vielleicht wünschen Sie zu ver-

schwinden, ehe er in den Park tritt. Ich will ihn solange aufhalten.

KOMTESSE. Bemühen Sie sich nicht. Es beliebt mir zu bleiben. Aber wenn Sie vielleicht glauben, es regt sich nur das Geringste in mir ... Es ist ein junger Herr, der meinen Vater besucht. Da ist er ja schon ... Stimme des Bluts? Es muß eine Fabel sein. Ich merke gar nichts, lieber Fürst.

PHILIPP ist rasch durch das Haupttor hereingetreten. Er ist siebzehn Jahre alt, schlank, hübsch, elegant, aber nicht gigerlhaft, von liebenswürdiger, etwas knabenhafter Unverschämtheit; doch nicht ohne Verlegenheit. Guten Tag. *Verbeugt sich vor der Komtesse.*

FÜRST. Guten Morgen, Philipp. Erlauben Sie, Komtesse, daß ich Ihnen meinen Sohn vorstelle. Das ist Gräfin Mizzi. Die Tochter meines alten Freundes, in dessen Haus du dich befindest.

PHILIPP nimmt die von der Komtesse gebotene Hand und küßt sie. Kleine Pause.

KOMTESSE. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?

PHILIPP. Danke, Gräfin. *Alle bleiben stehen.*

FÜRST. Du bist mit dem Wagen herausgefahren? Könntest ihn zurückschicken, ich hab' ja meinen da.

PHILIPP. Willst du nicht lieber mit mir zurückfahren, Papa? Ich find' nämlich, der Wasner fährt besser als dein Franz mit den alten Herrschaftsgäulen.

KOMTESSE. Sie fahren mit dem Wasner?

PHILIPP. Ja.

KOMTESSE. Mit dem Herrn selbst? Wissen Sie auch, daß das eine große Ehre ist? Der Wasner, der fährt nicht mit jedem. Vor zwei Jahren hat er noch den Papa geführt.

PHILIPP. Ah ...

FÜRST. Kommst übrigens ein bissel spät, Philipp.

PHILIPP. Ja, ich bitt' sehr um Entschuldigung. Ich hab' mich nämlich verschlafen. *Zur Komtesse.* Wir waren gestern abends ein paar Kollegen zusammen.

Gräfin wissen vielleicht, daß ich vor vierzehn Tagen maturiert hab, und da haben wir gestern abend ein bissel gedraht.

KOMTESSE. Sie scheinen sich ziemlich rasch in das Wiener Leben gefunden zu haben, Herr . . .

FÜRST. Sagen Sie ihm einfach Philipp, liebe Mizzi.

KOMTESSE. Bitte, wollen wir uns nicht setzen, Philipp — *Blick zum Fürsten* der Papa muß jeden Moment da sein.

Komtesse und Fürst setzen sich.

PHILIPP noch während er stehen bleibt. Also, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, den Park find' ich prachtvoll. Er ist bedeutend schöner als unserer.

KOMTESSE. Sie kennen den Ravensteinschen Park?

PHILIPP. Natürlich, Gräfin. Ich wohn' ja schon seit drei Tagen im Schloß.

KOMTESSE. Wie?

FÜRST. In der Stadt können sich Gärten eben nicht so entwickeln, wie da heraußen. Vor hundert Jahren war unsrer gewiß auch noch viel schöner als heute. Da ist ja auch unser Schloß noch außerhalb der Stadt gelegen.

PHILIPP. Schade, daß man den Leuten erlaubt hat, ihre Häuser so rund herum um unser Schloß zu bauen.

KOMTESSE. Wir sind besser dran. Daß sich die Stadt bis zu uns heraus zieht, das werden wir wohl nicht mehr erleben.

PHILIPP liebenswürdig. Aber warum denn, Gräfin . . .

KOMTESSE. Vor hundert Jahren war das alles noch Jagdgrund. Es grenzt direkt an den Tiergarten. Sehen Sie da drüben die Mauer, Philipp? Und unsere Villa war früher einmal ein Jagdschlössel von der Kaiserin Maria Theresia. Die Sandsteinfigur dort am Teich ist auch noch aus der Zeit.

PHILIPP. Und wie alt ist denn eigentlich unser Schloß, Papa?

FÜRST lächelnd. Unser Schloß, mein Sohn, steht seit dem siebzehnten Jahrhundert. Ich hab' dir ja das Zimmer gezeigt, in dem der Kaiser Leopold eine Nacht geschlafen hat.

PHILIPP. Kaiser Leopold 1643 bis 1705.

KOMTESSE lacht.

PHILIPP. Das ist noch von der Matura her. Wenn ich einmal so alt sein . . . *Unterbricht sich.* Pardon! . . . ich mein' nur — im nächsten Jahr ist das alles verschwitzt. Daß er ein so guter Bekannter von uns war, der Kaiser Leopold, das hab' ich natürlich noch nicht gewußt, wie ich die Jahreszahl gelernt hab'.

KOMTESSE. Diese Entdeckung scheint Ihnen ja riesig viel Spaß zu machen, Philipp.

PHILIPP. Entdeckung . . . Ja, aufrichtig gestanden, eine Entdeckung war das eigentlich nicht. *Sieht den Fürsten an.*

FÜRST. Red' nur, red' nur.

PHILIPP. Also wissen Sie, Gräfin, ich hab' nämlich immer das Gefühl gehabt, daß ich kein gebürtiger Philipp Radeiner bin.

KOMTESSE. Radeiner? *Zum Fürsten.* Unter diesem Namen . . .?

FÜRST. Jawohl.

PHILIPP. Es war mir natürlich sehr angenehm, wie meine Ahnung bestätigt worden ist; — aber gewußt hab ich's immer. Man ist doch nicht auf den Kopf gefallen. Auch in der Schule haben's einige geahnt . . . daß ich . . . Nicht wahr, diese Fabel, Gräfin, daß der Fürst Ravenstein immer nach Krems fährt, sich nach den Fortschritten des Sohnes von einem verstorbenen Freund zu erkundigen, das ist doch ein bissel romanhaft gewesen, Fünfkreuzerbibliothek . . . Und für die Schlauern war es ziemlich klar, daß fürstliches Blut in meinen Adern braust. Und da ich einer von den Schlauesten war . . .

KOMTESSE. Es scheint ja wirklich . . . Was haben Sie denn für Pläne für die Zukunft, Philipp?

PHILIPP. Im Oktober mach' ich mein Freiwilligenjahr bei den Sechserdragonern, wo wir Ravensteins immer dienen. Was dann mit mir g'schieht, ob ich beim Militär bleib', ob ich Erzbischof werde, mit der Zeit natürlich . . .

KOMTESSE. Das wäre vielleicht das Richtige. Die Ravensteins waren immer stark im Glauben.

PHILIPP. Ja, das steht schon in der Weltgeschichte. Zuerst waren sie katholisch, im Dreißigjährigen Krieg sind sie protestantisch geworden, dann sind sie wieder zum Katholizismus übergetreten, aber stark im Glauben waren sie jederzeit. Es war nur immer ein anderer.

FÜRST. Philipp, Philipp!

KOMTESSE. Ja, das ist eben die neue Zeit, Fürst Egon.

FÜRST. Und das Blut der Mutter.

KOMTESSE. Sie sind sehr fleißig gewesen, erzählt mir Ihr Papa, haben die Matura mit Auszeichnung gemacht.

PHILIPP. Das war keine Kunst, Gräfin. Ich hab' halt ziemlich rasch aufgefaßt. Das ist wahrscheinlich auch das bürgerliche Blut in mir. Es ist mir noch zu allerlei Zeit geblieben, was nicht in der Schule vorgeschrieben war. Ich hab' reiten gelernt und . . .

KOMTESSE. Und?

PHILIPP. Klarinett' blasen.

KOMTESSE lacht. Warum haben Sie gezögert, das zu sagen?

PHILIPP. Warum . . . na, weil alle Leut' lachen, wenn ich sag', daß ich Klarinett' blasen lern'. Gräfin haben doch auch gelacht. Ist das nicht komisch? Hat schon je einer gelacht, wenn Gräfin ihm erzählt haben, daß Sie zum Zeitvertreib malen?

KOMTESSE. Das wissen Sie auch schon?

PHILIPP. O ja, Durchlaucht . . . der Papa hat mir's erzählt. Und dann hängt doch sogar ein Blumenstück, so eine chinesische Vase mit Goldregen und noch was Violettem im Schloß in meinem Schlafzimmer.

KOMTESSE. Flieder wird es sein, das Violette.

PHILIPP. Natürlich Flieder. Ich hab's auch gleich erkannt. Ist mir nur das Wort nicht eingefallen.

DIENER kommt. Es ist eine Dame da, die den Herrn Grafen sprechen möchte. Ich habe sie in den Salon geführt.

KOMTESSE. Eine Dame? ... Die Herren verzeihen einen Augenblick.

KOMTESSE ab.

PHILIPP. Also Papa, wenn's nur mehr von mir abhängt, ich bin einverstanden.

FÜRST. Womit? Was heißt das?

PHILIPP. Mit deiner Wahl bin ich einverstanden.

FÜRST. Bist du verrückt, Bub'?!

PHILIPP. Aber, Papa, du glaubst doch nicht, daß du mir etwas verheimlichen kannst. Das bürgerliche Blut ...

FÜRST. Was fällt dir eigentlich ein?

PHILIPP. Schau', Papa, wie du mir erzählt hast, du möchtest mich vor allem deinem alten Freund vorstellen, dem Grafen; und der Graf hat eine Tochter — was ich übrigens schon längst gewußt hab' — da hab' ich nur ein bissel Angst gehabt, daß sie vielleicht zu jung sein wird.

FÜRST ärgerlich, muß lachen. Zu jung ...

PHILIPP. Na, ja, daß du für diese Tochter eine gewisse Vorliebe hegst, das war doch zu merken. Du bist ja förmlich verlegen worden, wenn du von ihr gesprochen hast. Und dann hast du allerlei von ihr erzählt, was du mir von einer andern gewiß nicht erzählt hättest. Was sollen mich denn zum Beispiel die Bilder von einer x-beliebigen Komtesse interessieren? Wenn man auch den Flieder durch die Farbe vom Goldregen unterscheiden kann. Also ich hab' mir gleich gedacht, du bringst mich nur hierher, um zu sehen, was sie auf mich für einen Eindruck macht. Und wie gesagt, meine Angst war nur, daß sie zu jung sein könnte — für meine Mutter, nicht für deine Frau.

Du dürftest ja noch auf die Jüngste und Schönste Anspruch machen. Aber jetzt kann ich dir sagen, Papa, so wie sie ist, ist sie mir ganz recht.

FÜRST. Du bist wirklich der unverschämteste Bengel, der mir je vorgekommen ist. Denkst du wirklich, ich werde dich je fragen, wenn es mir einmal einfiele ...

PHILIPP. Nicht grad fragen, Papa ..., aber zu einem guten Familienleben gehört doch, daß sich alle Mitglieder gegenseitig sympathisch sind ... nicht wahr —?

Komtesse und Lolo Langhuber kommen.

KOMTESSE. Bitte, Fräulein, spazieren Sie nur weiter. Meinem Papa täte es gewiß sehr leid, wenn er Ihren Besuch versäumte. *Will vorstellen.* Erlauben Sie ...

LOLO. O, Durchlaucht.

FÜRST. O, Fräulein Pallestri ...

LOLO. Langhuber, wenn ich bitten darf. Ich komme nämlich nur dem Herrn Grafen danken, er hat mir so ein prachtvolles Bukett zu meiner Abschiedsvorstellung geschickt.

FÜRST stellt vor. Mein Sohn Philipp. Und das ist Fräulein ...

LOLO. Charlotte Langhuber.

FÜRST. Bis vor kurzem *zu Philipp* bekannt unter dem Namen Pallestri.

PHILIPP. Fräulein Pallestri! Da hab' ich ja längst das Vergnügen ...

FÜRST. Wie?

PHILIPP. Fräulein befinden sich nämlich in meiner Sammlung.

FÜRST. Was ... was für eine Sammlung hast du denn?

LOLO. Da muß aber wirklich ein Irrtum sein, Durchlaucht. Ich kann mich nicht erinnern ...

PHILIPP. Selbstverständlich können Sie sich nicht erinnern, Fräulein, denn wie ich Ihr Bild aus der

Zeitung herausgeschnitten hab', in Krems, das können Sie hier natürlich nicht gespürt haben.

LOLO. Gott sei Dank, nein.

PHILIPP. Das ist nämlich ein Sport von uns gewesen im Gymnasium. Wir haben einen gehabt, der hat sich die Mord- und Unglücksfälle herausgeschnitten.

LOLO. Das muß aber ein schlechter Mensch gewesen sein.

PHILIPP. Und einer, der hat sich die historischen Persönlichkeiten herausgeschnitten, Nordpolfahrer und Komponisten und solche Leut', und ich hab' mir die Damen vom Theater gesammelt. Schaun viel besser aus. Zweihundertdreizehn. Ich zeig' sie dir einmal, Papa. Sehr interessant. Eine australische Operettensängerin ist auch drunter.

LOLO. Ich hab' ja gar nicht gewußt, daß Durchlaucht einen Sohn haben. Und noch dazu einen so großen.

PHILIPP. Ja, Fräulein, ich hab' bis jetzt im Verborgenen geblüht.

FÜRST. Jetzt besorgst du das aber recht auffällig, das muß man sagen.

LOLO. Aber lassen Sie ihn, Durchlaucht, ich hab's gern, wenn so junge Leute ein bissel vif sind.

PHILIPP. Also Fräulein ziehen sich jetzt ins Privatleben zurück? Sehr schad'. Grad, wo ich endlich das Vergnügen haben könnte, Sie auf den Brettern zu bewundern, welche die Welt bedeuten . . .

LOLO. Sehr scharmant, Durchlaucht, aber leider hat man keine Zeit, auf die heranwachsende Jugend zu warten. Und für die gereifteren bin ich halt jetzt ein etwas zu hoher Jahrgang.

FÜRST. Wie man hört, vermählen Sie sich ja demnächst, Fräulein?

LOLO. Ja, ich trete in den heiligen Stand der Ehe.

PHILIPP. Und wer ist denn der Glückliche, Fräulein, wenn man fragen darf?

LOLO. Wer? Da draußen sitzt er auf dem Bock.

KOMTESSE. Wie? Der Kutscher?

LOLO. Aber Gräfin — Kutscher! — Höchstens wie der Herr Papa — verzeihn schon — wenn er zufällig einmal seine Braunen selber fährt. Fiakereigentümer ist mein Verlobter, Hausbesitzer und Bürger von Wien, der selber nur auf den Bock steigt, wenn's ihn halt freut und wenn er für jemanden eine besondere Wertschätzung hat. Jetzt führt er einen gewissen Baron Radeiner. Jetzt grad, Gräfin, hat er ihn zu Ihrem Herrn Papa herausgeführt. Der geht mir übrigens ab, der Herr Radeiner.

PHILIPP. Erlaube, mich vorzustellen: Baron Radeiner.

LOLO. Sie, Durchlaucht?

PHILIPP. Ich fahr' überhaupt, seit ich in Wien bin, nur mit dem Wasner.

LOLO. Unter einem angenommenen Namen, Durchlaucht. Da kommt man Ihnen auf schöne G'schichten.

GRAF kommt erhitzt. Guten Tag. *Überblickt die Situation.* Ah!

LOLO. Habe die Ehre, Herr Graf. Ich habe nämlich so frei sein wollen . . . ich wollte mich bedanken für das prachtvolle Bukett.

GRAF. Aber bitte, bitte, sehr angenehm.

FÜRST. Lieber alter Freund, also hier ist er, mein Sohn Philipp.

PHILIPP. Es ist mir eine große Ehre, Herr Graf.

GRAF reicht ihm die Hand. Seien Sie willkommen in meinem Haus. Betrachten Sie es jederzeit als das Ihrige. Es scheint, ich brauche nicht mehr bekannt zu machen.

KOMTESSE. Nein, Papa.

GRAF nicht ohne Verlegenheit. Es ist sehr scharmant von Ihnen, Fräulein. Sie wissen ja selbst am besten, wie sehr ich Sie immer bewundert hab'. . . Aber sagen Sie mir nur, wie sind Sie denn eigentlich herausgekommen? Ich hab' da nämlich gerade meine Prome-

nade auf der Hauptstraße gemacht, wo alle Wagen vorbei müssen, und ich hab' Sie gar nicht gesehen.

LOLO. Ja, Herr Graf, was glauben Sie denn! Die Fiakerzeit ist jetzt vorbei für mich. Ich bin natürlich mit der Stadtbahn herausgefahren, wie sich's für mich schickt.

GRAF. So, so . . . Aber wie ich höre, ist doch Ihr Herr Bräutigam selbst . . .

LOLO. Ja, der hat natürlich feinere Passagiere wie mich.

PHILIPP. Ich habe nämlich das Vergnügen gehabt, mit dem Bräutigam des Fräuleins hier heraus zu fahren.

GRAF. Sie fahren mit dem Wasner? Da hört sich doch alles . . . jaja . . . psychologische Zusammenhänge. — *Ihm offerierend.* Zigarre gefällig?

PHILIPP nimmt. Danke sehr.

FÜRST. Aber Philipp! So eine Riesenzigarre vor dem Frühstück!

GRAF. Ausgezeichnet. Ist das allerg'sündeste. Sie gefallen mir sehr gut. Wollen wir uns nicht setzen?

Fürst, Graf, Philipp setzen sich. Komtesse, Lolo stehen ganz nahe.

GRAF. Also morgen reisen Sie ab mit dem Papa?

PHILIPP. Ja, Herr Graf. Ich freu' mich schon kolossal.

GRAF. Bleibts ihr lang weg?

FÜRST. Das hängt von verschiedenen Umständen ab.

PHILIPP. Am ersten Oktober muß ich einrücken.

FÜRST. Und ich werde dann möglicherweise tiefer in den Süden gehen.

GRAF. Das ist aber das allerneueste. Wohin denn?

FÜRST. Blick auf Komtesse. Ägypten, dann vielleicht noch in den Sudan, bissel jagen.

KOMTESSE zu Lolo. Ich werde Ihnen den Park zeigen, Fräulein.

LOLO. Ja, der ist prachtvoll. Da kann sich unsereiner freilich nicht messen.

Sie kommen nach links vorn.

KOMTESSE. Sie haben auch einen Garten beim Haus?

LOLO. Natürlich. Wir haben ja auch ein Ahnenschloß ... in Ottakring. Schon der Urgroßvater vom Wasner ist Fiaker gewesen. Nein, ist das schön! Wie da die Blumen herunterhängen. So was werd' ich mir auch einrichten.

GRAF *beunruhigt.* Warum absentieren sich die Damen?

KOMTESSE. Laß nur, Papa, ich erkläre dem Fräulein die Fassade von unserm Schlössel.

PHILIPP. Kommen öfters Damen vom Theater zu Ihnen ins Haus, Herr Graf?

GRAF. Nein, das ist mehr ein Zufall!

Sie spazieren plaudernd in den nicht sichtbaren Teil des Gartens.

KOMTESSE *zu Lolo.* Wie sonderbar, daß ich heute zum allererstenmal Gelegenheit habe, Sie zu sprechen, Fräulein. Ich freue mich sehr.

LOLO *mit einem dankbaren Blick.* Und ich erst, Gräfin. Ich kenn' Sie natürlich schon lang vom Sehen. Ich hab' oft in die Loge hinaufgeschaut.

KOMTESSE. Aber nicht zu mir.

LOLO. Ja, das ist jetzt vorbei.

KOMTESSE. Wissen Sie, Fräulein, daß ich eigentlich ein bissel gekränkt bin ... für ihn.

LOLO. Gekränkt?

KOMTESSE. Es wird ein harter Schlag für ihn sein. Ich weiß am besten, wie sehr er an Ihnen gehangen ist. Wenn er mir auch nie was erzählt hat.

LOLO. Ja, glauben Sie nicht, Gräfin, daß es mir auch schwer ankommt? Aber ich bitt' Sie, Gräfin, was bleibt einem schließlich übrig? Ich bin auch nicht mehr die Jüngste, nicht wahr? Und man will doch endlich in geordnete Verhältnisse kommen. So lang ich einen Beruf gehabt hab', da hab' ich mir erlauben können — wie sagt man das nur — freieren Anschauungen zu huldigen. Es hat gewissermaßen mit zu meiner Stellung gehört. Aber jetzt, wo ich mich ins Privatleben zurückzieh', wie schauet denn das aus?

KOMTESSE. Ja, das seh' ich vollkommen ein. Aber was wird er jetzt anfangen?

LOLO. Vielleicht, daß er doch auch heiratet. Ich sag' Ihnen, Gräfin, da gibt's noch viele, die sich alle fünf Finger ... glauben Sie nicht, Gräfin, daß es für mich auch ein schwerer Entschluß war?

KOMTESSE. Wissen Sie, was ich manchmal gedacht habe? Ob er nicht vielleicht die Idee hat, Sie zu seiner Gattin zu machen?

LOLO. Ja, er hat schon wollen, Gräfin.

KOMTESSE. Wie?

LOLO. Wissen Sie, wann er mich das letzte Mal gefragt hat, Gräfin? Es sind noch keine vier Wochen her.

KOMTESSE. Und Sie haben Nein gesagt?

LOLO. Ich hab' Nein gesagt. Es hätt' kein' gut getan. Ich als Frau Gräfin! Können Sie sich das vorstellen? Ich als Ihre Stiefmama, Komtesse ... Da hätten wir nicht so gemütlich miteinander plaudern können wie jetzt.

KOMTESSE. Wenn Sie wüßten, wie sympathisch Sie mir sind ...

LOLO. Aber ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Wer weiß, ob ich nicht doch ...

KOMTESSE. Was denn?

LOLO. Die G'schicht' ist halt die: Ich hab' mich so wahnsinnig in den Wasner verliebt. Sie werden doch deswegen nicht schlecht von mir denken? In den ganzen achtzehn Jahren hab' ich mir gar nichts gegen Ihren Herrn Papa vorzuwerfen gehabt. Aber daß sich mit der Zeit die Leidenschaft ein bissel abkühlt, das ist doch kein Wunder. Und eh' ich gegen Ihren Herrn Papa ... nein, nein Gräfin ... dazu bin ich Ihrem Herrn Papa doch zu viel Dankbarkeit schuldig. Jessas ...

KOMTESSE. Was ist denn?

LOLO. Dorten steht er und schaut herein.

KOMTESSE *schaut hin.*

WASNER *am Tor, lüftet den Zylinder.*

LOLO. Is nicht zu dumm, Gräfin, wenn ich ihn so plötzlich seh', krieg' ich immer Herzklopfen. Ja, wenn's eine Alte erwischt, da ist es am ärgsten.

KOMTESSE. Alt? Sie nennen sich alt? Wird kein so großer Unterschied zwischen uns sein.

LOLO. Na ja. *Blick.*

KOMTESSE. Ich bin siebenunddreißig. Aber schauen Sie mich nicht so mitleidig an. Es ist keine Ursache. Absolut keine.

LOLO beruhigt. Man hat ja so allerlei gehört, Komtesse ... ich hab' es natürlich nicht geglaubt. Na, Gott sei Dank, daß es wahr is. *Händedruck.*

KOMTESSE. Ich möcht' Ihrem Herrn Bräutigam gleich gratulieren, wenn Sie erlauben.

LOLO. Nein, so was Scharmantes ... aber wenn der Herr Graf ... vielleicht wär's ihm doch nicht recht.

KOMTESSE. Liebes Fräulein, ich war immer gewohnt, zu tun, was mir paßt. *Beide zum Eingang.*

WASNER. Küss' die Hand, Komtesse ...

Indes sind Graf, Fürst und Philipp wieder zum Vorschein gekommen.

GRAF zum Fürsten. Da schau' hin.

WASNER. Küss' die Hand, Herr Graf, habe die Ehre, Durchlaucht.

FÜRST ist aufgestanden. Hören Sie, lieber Wasner, Sie können Ihre Braut gleich in Ihrem Zeugel mit nach Haus führen, ich nehm' meinen Sohn in meinem Wagen mit.

WASNER. Der Herr Sohn ...

PHILIPP. Warum haben Sie mir denn das nicht gesagt, Wasner, daß Sie verlobt sind?

WASNER. Durchlaucht sagen einem ja auch nichts! Herr von Radeiner!!

GRAF zu Lolo. Also ich danke nochmals sehr für Ihren freundlichen Besuch und wünsch' Ihnen das allerbeste.

LOLO. Ich Ihnen auch, Herr Graf. Im übrigen, wenn man so eine Tochter hat ...

KOMTESSE. Es ist schad', daß wir uns nicht früher kennen gelernt haben.

LOLO. Gräfin sind wirklich ...

KOMTESSE. Liebes Fräulein Lolo, also nochmals alles Gute! *Sie umarmt sie.*

GRAF betroffen, etwas gerührt.

LOLO. Also, Herr Graf, ich danke für den freundlichen Empfang — und jetzt adieu!

GRAF. Adieu, Fräulein Langhuber. Seien Sie glücklich ... Seien Sie glücklich, Lolo.

LOLO steigt in den Wagen, der vorgefahren ist.

WASNER auf dem Bock, den Zylinder in der Hand. Sie fahren weg.

KOMTESSE winkt nach.

GRAF steht in Gedanken.

PHILIPP und FÜRST stehen vorn.

PHILIPP. Lieber Papa, ich durchschau' die ganze Geschichte.

FÜRST. Na?

PHILIPP. Dieses Fräulein Lolo ist die natürliche Tochter des Grafen, also eine Schwester der Komtesse, ihre Milchschwester.

FÜRST. Stiefschwester nennt man das. Aber nur weiter, Diplomat.

PHILIPP. Und sie lieben dich beide, selbstverständlich. Die Komtesse und die Ballettänzerin. Und diese Heirat zwischen der Balletteuse und dem Wasner ist dein Werk.

FÜRST. Nur weiter.

PHILIPP. Du, Papa — das fällt mir allerdings erst in diesem Augenblick ein!

FÜRST. Was denn?

PHILIPP. Ich weiß nicht, ob ich's sagen darf?

FÜRST. Na, du bist doch sonst nicht so schüchtern.

PHILIPP. Wenn meine Mutter gar nicht tot wäre.

FÜRST. Hm ...

PHILIPP. Wenn es meine Mutter wäre, die soeben durch diese merkwürdige Verkettung der Um-

stände, in demselben Wagen, in dem ich herausgekommen bin, in die Stadt hineinfährt? Wenn es meine eigene Mutter wäre, die ich aus der Zeitung herausgeschnitten habe —?

FÜRST. Bub', du wirst entschieden Minister, wenigstens für Ackerbau. — Aber komm, wir müssen uns jetzt auch empfehlen.

GRAF und KOMTESSE ***vom Eingang wieder zurück.***

FÜRST. Also lieber Freund, jetzt heißt's leider Abschied nehmen.

GRAF. Aber wollt ihr nicht dableiben ... es wär' doch wunderschön . . . wenn ihr zum Frühstück . . .

FÜRST. Leider unmöglich. Wir haben eine Verabredung beim Sacher.

GRAF. Das ist aber wirklich schad'. Und jetzt sieht man sich den ganzen Sommer nicht.

FÜRST. Na, wir sind doch nicht außer der Welt.

GRAF. Und morgen reist ihr schon ab?

FÜRST. Ja.

GRAF. Wohin denn?

FÜRST. An die See, nach Ostende.

GRAF. So, nach Ostende. Da möcht' ich eigentlich schon lang einmal hingehen.

FÜRST. Es wäre ja sehr nett —

GRAF. Na, was glaubst du, Mizzi, sein wir fesch. Fahren wir auch nach Ostende.

KOMTESSE. Ich weiß noch nicht. Du kannst ja jedenfalls, lieber Papa.

PHILIPP. Es wär' wirklich scharmant, Gräfin, ich tät' mich riesig freuen.

KOMTESSE ***lächelnd.*** Sie sind sehr liebenswürdig, Philipp. ***Reicht ihm die Hand.***

PHILIPP ***küßt ihr die Hand.***

GRAF ***zum Fürsten.*** Es scheint, die Kinder gefallen sich ganz gut.

FÜRST. Kommt mir auch so vor. Also adieu. Adieu, liebe Mizzi, adieu, lieber, alter Freund. Dich hoff' ich ja jedenfalls in Ostende wiederzusehen.

GRAF. Sie wird schon mitkommen. Was Mizzi? Schließlich kann man sich auch an der See ein Atelier mieten. Nicht wahr, Mizzi?

KOMTESSE schweigt.

FÜRST. Also nochmals auf Wiedersehen. *Er reicht beiden die Hand.*

PHILIPP küßt der Komtesse nochmals die Hand.

GRAF reicht Philipp die Hand. Es hat mich wirklich sehr gefreut.

FÜRST, PHILIPP ab. Der Wagen ist vorgefahren, sie steigen ein und fahren fort.

Graf, Komtesse kommen nach vorn, setzen sich an den Tisch unter den Baum. Pause.

GRAF. Merkwürdig ist so ein Tag.

KOMTESSE. Ja, das Leben ist überhaupt merkwürdig, man vergißt's nur manchmal.

GRAF. Da kannst schon recht haben, Mizzi.

Pause.

KOMTESSE. Weißt du, Papa, du hättest uns wirklich früher miteinander bekannt machen können.

GRAF. Wieso? Ah, dich und . . .

KOMTESSE. Mich und die Lolo. Eine so liebe Person.

GRAF. Hat s' dir gefallen? Na ja, wenn man immer gleich wüßt'. . . Was soll man machen? Jetzt ist's halt aus.

KOMTESSE nimmt seine Hand.

GRAF steht auf und küßt sie auf die Stirn. Macht ein paar Schritte hin und her. Was sagst du übrigens, Mizzi, zu . . . wie g'fallt dir der Bursch?

KOMTESSE. Philipp? Ein bissel frech.

GRAF. Ja, frech, aber fesch. Hoffentlich bleibt er beim Militär. Das ist doch eine vernünftigere Karriere als Diplomatie. Langsam, aber sicher. Wenn man's erlebt, so wird man General. Aber mit der politischen Karriere . . . Schau' dir den Egon an . . . dreimal wär' er beinah Minister geworden . . . Und wenn er's schon geworden wär'? *Auf und ab.* Ja, ja . . . ein bissel einsam wird's in dem Sommer werden bei uns.

KOMTESSE. Du willst doch nach Ostende fahren, Papa?

GRAF. Ja, sag' . . . möchtest du wirklich nicht mitfahren? Es wär' doch wirklich . . . weißt du, ohne dich . . . Du brauchst mich nicht so anzuschaun, ich weiß schon, ich hab' mich nicht so viel um dich gekümmert in den Jahren, als ich eigentlich . . .

KOMTESSE seine Hand nehmend. Aber Papa, du wirst dich doch nicht entschuldigen? Ich begreif' es vollkommen.

GRAF. Na ja! Aber siehst du, ohne dich wird mir die ganze Reise keine Freud' machen. Und was willst du denn so allein da heraußen tun? Den ganzen Tag malen?

KOMTESSE. Die Geschichte ist nur die . . . der Fürst hat um meine Hand angehalten.

GRAF. Wie? Ist es möglich? Nein, geh . . . Und . . . und du hast Nein gesagst?

KOMTESSE. Ungefähr.

GRAF. So . . . Na ja . . . Schließlich, ich hab' dir nie in was dreingeredet. Wie du meinst . . . Aber eigentlich weiß ich nicht recht, warum. Ich hab' schon lang bemerkt, daß er . . . Im Alter würdet ihr nicht schlecht zusammenpassen. Und was die sonstigen Verhältnisse anbelangt . . . Sechzig Millionen sind auch nicht grad zu verachten. Aber wie du meinst.

KOMTESSE schweigt.

GRAF. Oder ist es am Ende wegen des Buben? Ich bitt' dich, das wär' übertrieben. So was kommt in den besten Familien vor. Und besonders wo seine Frau doch immer mit dem Herzen zu tun gehabt hat. . . . Plötzlich wird man in so eine Affäre hineingerissen, weiß selbst nicht, wie.

KOMTESSE. Und man läßt dann so eine arme Person aus dem Volk sitzen und zu Grund gehn.

GRAF. Also bitt' dich, das steht doch nur so in den Büchern. Was kann denn er dafür? Diese Frauenzimmer sterben ja leider meistens früh. Und wer

weiß, wenn sie nicht gestorben wär', ob er nicht ... Das find' ich doch eigentlich sehr hübsch von ihm, das mit dem Buben. Es gehört doch Courage dazu. Ich könnt' dir manchen nennen ... Na, reden wir nicht davon. Also, wenn das das Einzige ist, was gegen ihn spricht ... Und übrigens so ein Zusammensein in Ostende verpflichtet doch zu gar nichts.

KOMTESSE. Das ist schon wahr.

GRAF. Na also. Ich werd' dir was sagen. Du begleitest mich einfach hin. G'fallt's dir, so bleibst du. Wenn nicht, so fahrst du vielleicht hinüber nach London zur Tant' Lori. Ich mein' nur, es hat so gar keinen Sinn, daß du mich allein fortfahren läßt.

KOMTESSE. Also schön.

GRAF. Wieso?

KOMTESSE. Ich fahr' mit dir, Papa. Aber ohne jede Verpflichtung. Ganz unverbindlich.

GRAF. Du fahrst mit mir?

KOMTESSE. Ja, Papa.

GRAF. Da bin ich wirklich sehr froh. Ich dank' dir, Mizzi.

KOMTESSE. Aber dank' mir doch nicht, Papa. Ich tu's ja gern.

GRAF. Du kannst dir gar nicht vorstellen ... ohne dich, Mizzi ... Die Erinnerungen, grad heuer ... Du weißt doch, daß ich im vorigen Jahr mit der Lolo in der Normandie gewesen bin?

KOMTESSE. Natürlich weiß ich ...

GRAF. Und im übrigen, was den Egon anbelangt ... ohne daß ich dir weiter zureden will ... an so einem fremden Ort lernt man sich manchmal in ein paar Tagen besser kennen als zu Haus in Jahren.

KOMTESSE. Es ist ja abgemacht, Papa, ich reis' mit dir. Was das übrige anbelangt, reden wir nicht davon ... vorläufig.

GRAF. Also, weißt du was, ich telephonier' gleich zum Schenker wegen Schlafwagen für übermorgen oder für morgen.

KOMTESSE. So eilig?

GRAF. Na, was hat das für einen Sinn, noch da herumsitzen, wenn wir einmal entschlossen sind. Also ich telephonier' ... Ist's dir recht?

KOMTESSE. Ja.

GRAF umarmt sie.

PROFESSOR WINDHOFER erscheint im Gartentor.

GRAF. Ah, da kommt ja dein Professor. Hast du denn heut Stund'?

KOMTESSE. Ich hab' auch ganz vergessen.

PROFESSOR WINDHOFER, schöner, etwa fünfunddreißigjähriger Mann, sehr elegant, grauer Gehrock, blonder Spitzbart. Er nimmt beim Eintritt in den Park den Hut ab, kommt nach vorn. Guten Tag, Gräfin. Guten Tag, Herr Graf.

GRAF. Guten Tag, lieber Professor, wie geht's? Sie entschuldigen, ich muß grad telephonieren, weil wir nämlich abreisen.

PROFESSOR WINDHOFER. Sie reisen ab? Bitte, lassen sich Herr Graf nicht stören.

GRAF. Ich seh' Sie wohl noch, lieber Professor. *Ab ins Haus.*

PROFESSOR. Sie reisen ab, Gräfin?

KOMTESSE. Ja, nach Ostende.

PROFESSOR. Das ist aber ein ziemlich plötzlicher Entschluß.

KOMTESSE. Ziemlich. Das ist schon so bei mir.

PROFESSOR. Da wird's ja wohl für heuer mit den Stunden aus sein? Schade.

KOMTESSE. Ja, ich werd' auch heute kaum mehr .. ich fühl' mich ein bißchen abgespannt.

PROFESSOR. So ... Sie sind auch etwas blaß, Maria.

KOMTESSE. Finden Sie?

PROFESSOR. Wie lange wollen Sie denn fortbleiben?

KOMTESSE. Vielleicht bis zum Herbst — vielleicht bis sehr spät in den Herbst hinein.

PROFESSOR. So werden wir unsere Stunden also wohl erst im November wieder aufnehmen?

KOMTESSE lächelnd. Ich glaube nicht.

PROFESSOR. Sie glauben nicht?... *Sehen einander an.*

KOMTESSE. Ich glaube nicht...

PROFESSOR. Also... ich bin entlassen, Maria.

KOMTESSE. Wie kann man sich so ausdrücken, Rudolf? Es ist wirklich nicht sehr nett.

PROFESSOR. Verzeih'. Es ist doch ein bißchen rascher gekommen, als ich gedacht habe.

KOMTESSE. Besser, als wenn es zu langsam kommt. Glaubst du nicht?

PROFESSOR. Ich bin fern davon, dir einen Vorwurf zu machen, Kind.

KOMTESSE. Hast auch wirklich keinen Grund. War's nicht schön? *Reicht ihm die Hand.*

PROFESSOR küßt ihr die Hand. Du bist wohl so gut, mich dem Grafen zu empfehlen.

KOMTESSE. Du gehst gleich...?

PROFESSOR leicht. Ist es nicht das Beste?

KOMTESSE nach einer Pause, ihm in die Augen schauend. Glaub' schon. *Sie drücken einander die Hand.*

PROFESSOR. Leben Sie wohl, Maria.

KOMTESSE. Leb' wohl... Und grüß' mir deine Frau und die Kinder.

PROFESSOR. Werd's ausrichten, Gräfin. *Ab.*

KOMTESSE bleibt eine Weile stehen, sieht ihm nach.

GRAF auf der Terrasse. Schon in Ordnung. Morgen abend Abfahrt 9 Uhr 30, Westbahn. Wo ist denn der Professor?

KOMTESSE. Ich hab' ihn fortgeschickt.

GRAF. So? — Und was glaubst du, wer das Coupé zwischen meinem und deinem hat... Der Egon und sein Herr Sohn. Das wird eine Überraschung sein.

KOMTESSE. Na... riesig. *Ab, auch ins Haus.*

Vorhang.



DER JUNGE MEDARDUS

Dramatische Historie in einem Vorspiel und fünf Aufzügen

PERSONEN

FRANZISKA KLÄHR, *Buchhändlerswitwe*
MEDARDUS,
AGATHE, } *ihre Kinder*
JAKOB ESCHENBACHER, *ihr Buder, Sattlermeister*
KARL ETZELT, *Geschäftsleiter der Buchhandlung*
BERGER, *Drechslermeister*
FRAU BERGER
ANNA, *ihre Tochter*
HERR FÖDERL
FRAU FÖDERL
FRAU GRINZINGER
BRADL,
SCHREUBLER,
STIEFLER, } *Wiener Bürger*
WACHSHUBER, *Delikatessenhändler*
FRAU WINKLER
LEOPOLDINE, *ihre Tochter*
BERTA
KRIBBLING,
WINTER,
RABENAU,
BAUMANN,
LEIBOLT,
BERNBURG,
SCHELLBACHER,
PLANK, } *Studenten, jetzt bei der Landwehr*
ELISABETH
MARIE
ROSERL
BARGETTI, *Hauptmann*
SCHÖFFMANN, *Leutnant*
DOKTOR JOLSDORF, *Leutnant* } *bei der bürgerlichen Miliz*
BÜDINGER, *Arzt*
DER URALTE HERR
SEINE URENKELIN GRETEL
EIN ELEGANTER HERR

SEINE FRAU
KREUZHARTINGER, Landmann aus Petersdorf
SEINE FRAU
EIN BETTLER AUS ASPERN
EIN TOTENGRÄBER
DER BUCHHÄNDLERGEHILFE
DIENSTMÄDCHEN BEI KLÄHR
EIN KORPORAL DER BÜRGERWACHE
KERKERMEISTER
WIRT IN DER DONAUSCHÄNKE
DREI GESELLEN ESCHENBACHERS
CHRISTOPHE BERNARD, EHEMALIGER HERZOG VON VALOIS
MARIE HORTENSE, EHEMALIGE HERZOGIN VON VALOIS
FRANÇOIS, *HELENE*, ihre Kinder
NERINA, Kammermädchen
DER MARQUIS VON VALOIS
DESOLTEUX
CAILLARD
RENAULT
DAGUSAN
LAFFRAYE
DOKTOR ASSALAGNY
DER GENERAL RAPP
TREMBLY, Major
DERUE, Rittmeister
EIN RITTMEISTER DER FRANZÖSISCHEN GARDE
EIN LEUTNANT DER FRANZÖSISCHEN GARDE
EIN BAYRISCHER LEUTNANT
EIN BAYRISCHER KORPORAL
EIN VERTRAUTER DER ÖSTERREICHISCHEN POLIZEI
EIN MAGISTRATSBEAMTER
WIENER BÜRGER, BÜRGERINNEN UND KINDER

OFFIZIERE UND MANNSCHAFTEN DER BÜRGERLICHEN MILIZ
LANDWEHR
FRANZÖSISCHE GARDISTEN
FRANZÖSISCHE SOLDATEN ANDERER TRUPPENGATTUNGEN
ERSTER DIENER } *beim Herzog von Valois*
ZWEITER DIENER }
ST. MARS, Adjutant des Marschalls Lannes
EIN FRANZÖSISCHER TROMPETER

Wien 1809

VORSPIEL

Erste Szene

Zimmer im Hause der Buchhändlerswitwe Franziska Klähr. Geräumig, bürgerlich, behaglich. Im Hintergrund etwas erhöhter Erker mit ausgebauchtem Fenster. Blick auf Basteien und Türme der Vorstadt. Türe ins Vorzimmer rechts vorn. Andre Tür linke Wand Mitte. Links hinten in der Ecke Ofen mit Figur. Zwischen Ofen und Türe Kommode mit Spiegel darüber. Rechte Wand: Spinett, anschließend Stellage mit Noten und Büchern. Hintere Wand rechts und links vom Erker je ein hoher Wandschrank. — In der Mitte des Zimmers großer Tisch, Stühle ringsherum; im Erker Tischchen, ein Sessel. — Gegen Abend.

AGATHE KLÄHR, 18 Jahre alt, ernstes, etwas blasses Antlitz, im Erker sitzend, beschäftigt ein Taschentuch zu säumen.

ANNA BERGER um ein Jahr jünger, kleiner, recht lebhaft, tritt ein, von rechts.

ANNA. Guten Abend, Agathe.

AGATHE. Bist du's, Anna? Ich freue mich, daß du kommst.

ANNA. Es ist schönes Wetter draußen, ganz warm beinah.

AGATHE. Ich hab' das Fenster offen gehabt bis jetzt. Rück' den Stuhl zu mir, ich bin bald fertig. Kommst du von Haus? Wie geht's Vater und Mutter?

ANNA hat einen der Stühle näher zu Agathe gerückt und setzt sich. Vom Vater sehn wir schier nichts den ganzen Tag. Der ist mehr auf der Straße als zu Haus oder im Geschäft.

AGATHE lächelnd. Es ist eine gute Zeit für ihn! Neuigkeiten Stunde für Stunde.

ANNA. Und welche! Die Leute stehn zusammen und reißen einander die Zeitungsblätter aus der Hand. Nun heißt es doch wieder, daß wir die Franzosen in vier Wochen vor den Toren haben werden.

AGATHE in der Absicht zu scherzen. ... Wenn es dem Medardus nicht gelingt, sie aufzuhalten ...

ANNA. Er ist noch nicht daheim?

AGATHE. Nein. *Pause.*

ANNA. ... Der Vater sagt, es war nicht so schlimm vor vier Jahren. Sie sollen sich gar nicht so übel aufgeführt haben, die Herren Franzosen. — Vier Jahre! Mir ist's, als wär' es viel länger her, und als wär' es eigentlich eine ganz lustige Zeit gewesen. Immer gab's was zu sehen ... Die schönen Uniformen! Erinnerst du dich noch an die französischen Soldaten mit den langen Kapuzinerbärten? Ich glaube, Tag und Nacht marschierten Regimenter durch die Stadt! Und gar, wie unser Kaiser zurückkam, das Gedränge und die vielen Lichter in den Fenstern! Weißt du noch? ... Freilich waren wir noch Kinder damals. — Arbeit' nur weiter. Stört dich mein Geplauder? ...

AGATHE. O nein, gewiß nicht.

ANNA. Soll ich nicht die Lampe anzünden?

AGATHE. Ich seh' genug, bin auch gleich fertig. Sieh, Taschentücher für Medardus sind's. Nun wäre das letzte gesäumt. War höchste Zeit.

ANNA. Wo bleibt er denn so lang?

AGATHE. Weiß man je, wo mein Bruder Medardus bleibt?

ANNA. Aber heute müßt' er doch zeitlich zu Hause sein, dächt' ich, da sie morgen mit Sonnenaufgang fortmarschieren, alle sechs Bataillone!

AGATHE. Morgen. Und der Medardus hat sich schon für heute abend eine Kutsche bestellt.

ANNA. Eine Kutsche? — Für heute abend? ... Fährt die Landwehr per Wagen ins Feld?

AGATHE. Sie haben noch ein Gelage irgendwo, er und etliche seiner Kameraden von der Universität, eh' sie abmarschieren.

ANNA seufzt.

AGATHE. Nicht traurig sein, Annerl! Er wird sicher zurückkommen, wenn's Gott will, heil und gesund, und am Ende gar mit einem Orden auf der Brust.

ANNA. Ich wollte, er bliebe daheim.

AGATHE. Da wär' er nicht der Medardus, den du lieb hast.

ANNA. Könnt' er nicht auch in der Stadt militärischen Dienst versehen?

AGATHE. Dazu haben wir die Bürgermiliz.

ANNA. Nicht die allein. Von jedem Bataillon bleiben fünfzig oder mehr zurück in der Stadt.

AGATHE. Ja, die schwächlich sind oder marod.

ANNA. Nein, auch andre, ganz gesunde und kräftige. Zwischen manchen hat das Los entscheiden müssen. Es wollten ja alle mit ins Feld. Mir hat's der Vater erzählt, er war heut vormittag zur Parade auf dem Glacis.

AGATHE. Für den Medardus aber hätte nichts Besseres kommen können als der Krieg. Zu den Soldaten gehört er hin.

ANNA. Warum gerade dorthin? Hat er nicht sehr wacker studiert in diesen letzten Jahren?

AGATHE. Recht viel ... Und alles durcheinander, wie so seine Art ist.

ANNA. War doch sogar eure Mutter leidlich zufrieden mit ihm.

AGATHE. Wenn er nicht gerade andres trieb, was weder der Mutter recht war, noch dir.

ANNA. Denkst du an Elisabeth? ... Das ist längst vorbei ...

AGATHE. Ja, das ist freilich vorbei.

ANNA. Sie hat sich auch recht geschwind getröstet, weißt du nicht? ... Sie war seiner nie wert ...

AGATHE. Nun laß es gut sein, Anna. Es wird dem Medardus nichts Übles geschehn draußen im Feld. Ich fühl's!

ANNA. Beruf es nicht, Agathe, beruf es nicht.

AGATHE *ernst.* Und wenn es anders kommt ... Annerl? Es ist wohl nicht das Schlimmste, jung dahin zu gehn, und für was Hohes, Heiliges! Wissen wir denn, Anna, du und ich, was uns bestimmt sein mag ... und andern, die uns lieb sind?

ANNA. Ach, Agathe!

AGATHE. Wie leicht kann's geschehn, daß ich oder du oder sonst wer, der sich so recht geborgen fühlt und in guter Hut, eher von hinnen muß, als mancher von denen, die morgen ausziehen.

ANNA. Was ist denn das für ein sonderbares Reden, Agathe? Du machst mir ja angst! Was gibt's denn, Agathe, sag' doch. Ist's was mit dem Franz? . . . Du sprichst gar nicht von ihm, schon so viele Tage lang. Und seit Wochen hab' ich ihn bei euch nimmer gesehn. Ich wollte dich nicht fragen, aber da du dich so seltsam vernehmen läßt . . .

AGATHE. Wie soll er hierher kommen? Unser Haus ist ihm verboten, du weißt's ja, bis er nicht als Werber erscheint in seiner hochgeborenen Eltern Begleitung.

ANNA. Aber ihr seht einander doch insgeheim? . . . Du wirst mir's nicht ableugnen! Sag' doch, was hat er dir angetan?

AGATHE. Mein Franz, mir? Er mir was angetan . .! Du fragst mich so und willst ihn kennen?

ANNA. Warum also schaust du so trüb drein? Wenn er nur in Treuen zu dir hält, so kann euch nichts Übles geschehn. Mußt eben ein wenig warten. Gott, das muß ich auch. Und vielleicht vergeblich.

AGATHE. Warten? wenn's nur das wär'!

ANNA. Oder ist's, weil er von so hoher Abkunft? Das will ja nicht viel bedeuten. Sein windiger Adel ist weniger wert als euer gutes Bürgertum.

AGATHE. Windiger Adel? . . . Als wüßtest du nicht, daß sein Vater des festen Glaubens ist, ihm gebühre die Krone von Frankreich.

ANNA. Ja, das weiß ich wohl, und wissen alle. Wissen aber auch alle, daß der Alte ein armer, doppelt blinder Narr ist, der mit den Seinen jahrelang in Deutschland von Stadt zu Stadt gezogen ist, überall des Orts verwiesen wurde, bis ihm hier unser guter Kaiser ein Asyl gewährte.

AGATHE. Wir leben in einer wilden Zeit, Anna. Und es könnte wohl auch einmal kommen, daß man dem Bonaparte seinen Kaisertitel abspricht, wie er dem Herrn von Valois den Herzogsrang. Und dies ist und bleibt nun einmal wahr, er stammt aus dem gleichen Blut wie der unglückliche König Ludwig, den sie in Paris hingerichtet haben.

ANNA. Die Verwandtschaft machte mir bang an deiner Statt. Es wundern sich manche, daß ihm der Aufenthalt bei uns noch immer gestattet wird. Mein Vater meint, es sei auch nur deshalb, weil er eben ein Narr sei und nichts andres. Hab' ich dir nicht erzählt, neulich, am vorigen Sonntag war's, ich spazierte im Prater mit Vater und Mutter, da fuhren sie an uns vorüber in ihrer alten rumpligen Karosse, den Kutscher mit der verstaubten silbernen Livree auf dem Bock. Und weißt du, was die Leute sagten? .. Da fährt der blinde Narrenherzog ... Dein süßer Prinz aber sah zart aus, rot und weiß, wie ein junges Mädchen.

AGATHE. Und seine Schwester? ...

ANNA. Oh, die blickte gar stolz drein. Und schön ist sie!

AGATHE. Ja — stolz und schön!

Jakob Eschenbacher tritt ein von rechts (fünfzig Jahre, großer, breitschulteriger Mann, nicht ganz ergrautes, volles Haar. Humoristisch, gutmütig, nicht ohne Ironie). Agathe. Anna.

ESCHENBACHER. Guten Abend.

AGATHE. Grüß' Gott, Oheim.

ANNA. Guten Abend, Meister Eschenbacher.

ESCHENBACHER. Es plaudert sich wohl gut im Dunkeln. Stör' ich euch, Kinder?

AGATHE. Was fällt dir ein, Oheim?

ESCHENBACHER. Die Mutter noch nicht daheim?

AGATHE. Sie muß bald da sein.

ESCHENBACHER. Besorgt wohl noch etliches für euren Landwehrmann?

AGATHE. Ja, auch das. Wie die Leute nun einmal sind, man kann sich gar nicht verlassen.

ESCHENBACHER. Sei nicht zu streng, Agathe. Die Handwerksleute haben jetzt alle viel zu tun. Ich hab' mich auch nur auf eine Stunde frei gemacht. Und dann gleich wieder zurück in mein Geschäft, wo ich wohl die halbe Nacht durcharbeiten muß mit meinen Gesellen.

ANNA. Beim Vater gibt's weniger Arbeit, Meister Eschenbacher.

ESCHENBACHER. Ja, nach Pfeifenköpfen und Schachfiguren ist jetzt wohl geringre Nachfrag' als nach Zaum, Sattelzeug und Peitschen. Und überdies, wer den Meister nicht daheim findt, schaut gern ein Haus weiter. *Er hat sich ans Spinett gesetzt und schlägt beiläufig einige Tasten an.*

AGATHE. Nun wird's aber Zeit, den Tisch zu decken. Sie müssen doch bald daheim sein, die Mutter und Medardus. *Zum Schrank, nimmt das Nötige heraus und beschäftigt sich dann damit, den Tisch zu decken.*

ANNA. Ich will dir Licht machen, Agathe. *Zündet die Hängelampe über dem Tisch an.*

AGATHE. Du ißt doch einen Bissen mit uns, Oheim?

ESCHENBACHER. Wenn's erlaubt ist. Man möchte doch auch am Abschiedsschmause teilnehmen. *Nicht ohne Bedeutung.* Gibt's sonst neues im Haus, Agathe?

AGATHE. Nichts, Onkel, nichts.

ANNA. Sie haben sich just so hingesetzt . . . Wollen Sie uns was vorspielen auf dem Spinett? Ich habe Sie so lange nicht gehört, Meister! Wann war's nur das letztemal . .? Im verflossenen Winter. Am ersten Weihnachtsfeiertag. Ich weiß noch.

ESCHENBACHER. Und der Himmel straf' mich, wenn ich seither eine Taste angerührt hab'. Wo soll unsereins die Zeit dazu hernehmen? *Schlägt ein paar Tasten an.* Übrigens ist es auch ein wenig verstimmt. Hat wohl schon lange kein junger Prinz darauf gespielt.

ANNA. Merkt man das gleich einem Instrument an?

ESCHENBACHER mit einem Blick auf Agathe. Nicht eben dem ... *Er spielt.*

Frau Franziska Klähr tritt ein. (Frau von etwas über vierzig, noch ziemlich jugendlich aussehend, bestimmt, aber nicht ohne Weichheit, mit hellen Augen, gleich ihrem Bruder, kommt mit Päckchen, die sie beiseite legt). Agathe. Anna. Eschenbacher.

FRAU KLÄHR. Guten Abend, Bruder. Guten Abend, Annerl. So, da hätten wir alles. Hilf mir, Agathe.

AGATHE. Soll das alles in den Tornister hinein?

FRAU KLÄHR. Zum Teil in das kleine Kofferchen, das mit dem Transporte nachkommt.

AGATHE. Hier sind auch die Taschentücher.

FRAU KLÄHR. Nun Bruder, warum hörst du zu spielen auf?

ESCHENBACHER. Es ist doch eine zu wehmütige Melodie.

ANNA. Paßt eben recht für die Gelegenheit. Sonst hätten Sie sie wohl nicht gespielt.

ESCHENBACHER. Warum denn? Ich kann das eine so wehmütige Gelegenheit nicht finden, daß ein junger Held in den Krieg zieht. Meiner Seel', ich möcht' ihn fast beneiden.

FRAU KLÄHR. Du, Jakob?

ESCHENBACHER. Es ist doch zum mindesten eine Abwechslung.

FRAU KLÄHR. Ja freilich. Du nimmst es so. Ich hätte mir's denken können.

ESCHENBACHER sehr gutmütig. Bin dir wohl wieder nicht patriotisch genug, Schwester? Wenn ich dir nun sagte, daß mein militärisch Gewand frisch aufgebügelt ist und der Säbel blank geputzt ...

FRAU KLÄHR. Wär' lieber dein Herz bei der Sache!

ESCHENBACHER ernst. Es wär' schon dabei, wenn die Menschen so wären, wie's die Sache verlangt ...

FRAU KLÄHR. Wie bist du doch ungerecht,

Jakob! Hast du gehört, daß sich der Georg Käsmann erschossen hat? Der Schuster vom tiefen Graben. Weil ihn das Los traf, daß er hätt' müssen daheim bleiben!

ESCHENBACHER. Ja, es gibt schon solche auch. Aber ob's eben die klarsten Köpfe sind ..? Und die besten Schuhmacher?

FRAU KLÄHR. Wärst du doch eben mit mir gewesen! das Treiben in den Straßen, Bruder! und die Begeisterung überall!

ESCHENBACHER. Ja, ich kenn' welche, die aus lauter Begeisterung ihre Arbeit stehn und liegen lassen und überhaupt nur mehr spazieren gehn.

FRAU KLÄHR. Jetzt bin ich grad am Wirtshaus zur Tabakspfeife vorüber gekommen, da sitzen viele an den offenen Fenstern bei Bier und Wein ...

ESCHENBACHER. Das glaub' ich dir aufs Wort.

FRAU KLÄHR. Hör' mich doch weiter. Einer fing an ein Lied zu singen. Das schöne von Collin. Weißt du, das sie neulich im Nationaltheater gesungen haben. „Habsburgs Thron wird dauernd stehn."

ANNA. „Östreich wird nicht untergehn."

FRAU KLÄHR. Ja, das war es. Und da sind ein paar Leute draußen stehn geblieben, haben mitgesungen, dann immer mehr, am Ende waren's gewiß über hundert, die sangen alle mit ... Man muß es ja durch die halbe Stadt gehört haben. Das war echt, Bruder. Und nicht mir allein sind die Tränen gekommen.

ESCHENBACHER. Glaub' schon, daß es echt war. Ich hab' schon allerlei Echtes erlebt in Wien und von der verschiedensten Art. Erinnerst du dich noch vor vier Jahren, wie die Franzosen herangerückt sind und unser Kaiser Wien verlassen hat? Wie sie sich damals das Maul zerrissen haben, deine dynastisch fühlenden Wiener! Mancher sprach nicht viel besser als ein Hochverräter. Und dann, wie der Kaiser zurückkam nach geschlossenem Frieden, — der Jubel, die Illu-

mination, das Glück! War alles echt. Das Geschimpf gradso wie die Lichter. Und gib nur acht. Kaum rücken die Franzosen nahe heran . . . stehen in St. Pölten oder Wiener Neustadt, so wird's genau so gehen, wie's damals gegangen ist. Bürgermeister und Fürst-Erzbischof werden ihnen demütigst entgegen spazieren und ihnen die Schlüssel der Stadt übergeben; — und wenn sie hereinmarschieren, wird's ein großes Geschau' und Getu' geben, gradso wie damals. Jung und Alt — besonders die Jungen; Herren und Damen, die Damen besonders — werden entzückt sein von den tapfern Fremdlingen; — und wenn wir uns so brav aufführen wie damals, kann uns auch wieder die gleiche hohe Ehre werden, und wir empfangen ein höchst eigenhändiges Belobigungsschreiben des Kaisers Napoleon. Und die guten Leute werden mit offenen Mäulern an den Straßenecken stehn und es lesen und sich höchlichst geschmeichelt fühlen.

FRAU KLÄHR. Wo steht's geschrieben, daß die Franzosen wiederkommen? Ich glaub' nicht dran. Hat sich viel geändert seit vier Jahren. Tirol hat sich frei gemacht. Und in Deutschland draußen soll sich's nun an manchen Orten regen — *Auf eine Bewegung Eschenbachers.* Sie müssen doch endlich zur Besinnung kommen . . unsre Brüder draußen! — Die gehören doch am End' zu uns und nicht zu den Franzosen. Und bei Ingolstadt haben unsre Truppen standgehalten.

ESCHENBACHER. Gestern hat's noch geheißen, es war ein Sieg. Standgehalten klingt schon beträchtlich bescheidener . . .

AGATHE die indes gepackt hat. Nun ist alles beisammen.

ESCHENBACHER. Fehlt nur der Medardus selber.

FRAU KLÄHR. Er will sich wohl nicht viel Zeit lassen zum Abschied nehmen. Seit heut früh hab' ich ihn nicht gesehn. Am letzten Tag! — Wir werden noch froh sein müssen, wenn er zur Nacht mit uns speist.

ANNA. Jetzt wird Ihnen wohl auch schwer ums Herz, Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. Nicht eben leicht, aber schwer auch nicht. Denn diesmal glaub' ich, ist er auf dem rechten Weg. Nun kann er sein unbändig Wesen walten lassen, und es ist doch nicht ins Leere und Wüste. *Zu Anna. Indes steht Agathe bei Eschenbacher.* Und da wir eben von ihm reden, Annerl, ich an deiner Stelle schlüg' mir eine gewisse Sache endgültig aus dem Kopf.

ANNA. Welche denn?

FRAU KLÄHR sehr mild. Du weißt schon, Annerl. Medardus ist ja doch nicht der rechte Mann für dich, wenn er überhaupt für eine der rechte ist. Und nun, da er fortgeht, solltest du dir gleich bewußt werden, in welcher Art du seiner zu denken hast. Sollst es spüren und wissen, daß du keinen — Bräutigam ziehn läßt, sondern einen lieben Spielkameraden aus der Kinderzeit.

ANNA. Verzeihen Sie, Frau Klähr, aber das ist doch wohl meine Sache allein. Wenn ich mich sehne, wenn ich warte, spürt wohl kein andrer mein Leid als ich. Und noch eins will ich Ihnen sagen, weil ich doch schon so vorlaut bin. Grad für einen wie es der Medardus ist, trifft sich's gut, daß eine da ist wie ich, die sich geduldet und bereit ist, ihn aufzunehmen, wann er auch heimkehrt und woher immer.

FRAU KLÄHR. Ach Kind, du redest, wie man in Büchern redt. Das habt ihr wohl noch von eurem Komödiespielen, wo du immer die edeln Fräuleins gemacht hast und Medardus die kühnen und gefährlichen Rittersleute. — Was ist's denn, was du da spielst, Bruder?

ESCHENBACHER am Spinett. Kommt mir just so aus den Fingern. Weiß selber nicht recht, was es ist.

FRAU KLÄHR. Die Melodie, Bruder, die fordert ein andres Instrument, da wünscht man sich Trommeln und Pfeifen dazu. Es möchte ja beinahe ein kriegerischer Marsch sein.

ESCHENBACHER. Möchte wohl und weiß es selber nicht.

ANNA. Wahrhaftig, Meister Eschenbacher, wenn ich die Augen schließe, so seh' ich ein ganzes Regiment, strahlend in Waffen, der Erdboden zittert und dröhnt.

ESCHENBACHER lachend. Und ein gar gewaltiger Krieger mit Namen Medardus Klähr schreitet voran.

Medardus (tritt ein in der Uniform eines Landwehrmannes, 21 Jahre, schön und frisch). Agathe. Anna. Eschenbacher. Frau Klähr.

MEDARDUS. Guten Abend.

FRAU KLÄHR. Nun, das ist er endlich. Wir haben schon gemeint, du seist ohne Abschied fort.

MEDARDUS. Mach' mich nicht schlimmer als ich bin, Mutter. *Er nimmt ihre Hand und küßt sie.* Grüß' Gott, Oheim! Annerl, du auch? *Er streichelt ihre Wange.* Nun, Agathe, wie geht's? *Nimmt sie beim Kopf und küßt sie auf die Stirn.* Doch nicht traurig am End'? *Leise zu ihr.* Nicht um meinetwillen mein' ich natürlich.

FRAU KLÄHR. Schau' nach dem Essen, Agathe.

AGATHE ab, kommt sehr bald wieder herein.

ESCHENBACHER. Du siehst nicht übel aus.

MEDARDUS. Du siehst mich doch heute nicht zum erstenmal so, Oheim? Vier Wochen schon steck' ich in dem Gewand.

ESCHENBACHER. Bist eben tüchtig hineingewachsen in der Zeit.

MEDARDUS. Nun, was glaubt ihr, wer mich bis ans Haustor begleitete und mir in den Ohren lag, bis jetzt? ... mein Freund Bernburg. Er bot mir weiß Gott was für Schätze, ich möchte nur tauschen mit ihm. Er wollte es schon durchsetzen beim Obersten Steigentesch. Er wollte mitmarschieren an meiner Statt und ich sollte daheim bleiben. Bei den Depots. Ich daheim —! Weiß Gott, wären wir nicht so gut Freunde, ich hätt' ihn ...

FRAU KLÄHR. Hast du dir's auch wohl überlegt, Medardus?

MEDARDUS. Überlegt, Mutter?

FRAU KLÄHR. Frag' dich einmal noch aufs Gewissen, ob's dich ins Feld hinaustreibt mit aller Macht?

ESCHENBACHER. Es könnte wohl auch in der Stadt allerlei zu tun geben.

MEDARDUS. Ich danke bestens, Oheim. Für die Bürgermiliz fühl' ich mich noch zu jung.

ESCHENBACHER. Wir haben grad so junge, wie du einer bist. Von meinen Gesellen sind zwei bei den bürgerlichen Scharfschützen.

MEDARDUS. Habt ihr gehört, daß sich der Schuster Käsmann erschossen hat, weil ihn das Los traf, dazubleiben?

ESCHENBACHER. Ja, die Kunde von der Heldentat hat uns deine Mutter nach Hause gebracht.

MEDARDUS. Wenn's auch keine Heldentat war, aber zu verstehn vermag ich's wohl. Wer heute auf dem Glacis mit dabei war . . .

ANNA. Bei der Parade, nicht wahr? Es muß erhaben gewesen sein. Der Vater hat davon erzählt. Auch bei Sankt Stephan war er, als man drin die Fahnen weihte. Aber in die Kirche kam er nicht hinein.

ESCHENBACHER. Und hat nicht getan wie der Käsmann? und sich umgebracht?

MEDARDUS. Ich aber war in die Kirche hineinkommandiert. Ganz vorn bin ich gestanden. Und habe mit diesen meinen Augen gesehn, wie Ihre Majestät Höchstselbst die Nägel einschlug in unsre Fahnen und wie der Fürsterzbischof den Segen sprach über sie. Wenn ich jemals etwas wie Andacht gefühlt, in dieser Stunde ist's gewesen, Oheim. Und wie wir dann zurück sind aufs Glacis unter kriegerischer Musik, und der Kaiser war dort und der ganze Hof und die Erzherzöge alle und wir geschworen haben zu unsern geweihten Fahnen, — da hab' ich noch einen besondern Schwur getan, Mutter, tief in mir, einen ganz besondern — im Andenken an unsern Vater, den ich zu rächen habe.

FRAU KLÄHR. Medardus!

ESCHENBACHER. Alles sehr gut und brav, aber es wird mancher unter euch gewesen sein, der zu

solchem Extraschwur Anlaß hatte, und vielleicht bessern als du.

FRAU KLÄHR. Einen bessern, Jakob?

MEDARDUS. Warum einen bessern, Oheim? Weil mein Vater nicht vor dem Feind gefallen ist? Das macht die Sache nur schlimmer.

FRAU KLÄHR. Medardus hat recht. Beim Himmel, ich hätt' es eher verschmerzt, wenn meinem armen Thomas ein ehrlicher Soldatentod wär' beschieden gewesen draußen im Feld. Aber aufs Glacis beordert werden, mit der ganzen Bürgergarde — du warst ja dabei, Bruder, und hast dir's auch gefallen lassen — um den Kaiser Napoleon zu erwarten und vor ihm zu paradieren, — vergeblich warten, wie Lakaien, und dastehn im Schneesturm von sieben abends bis Mitternacht, dann nach Hause geschickt werden und sich hinlegen und an einem Fieber sterben nach drei Tagen, — das ist ein erbärmlicher und dummer Tod.

ESCHENBACHER. Nur die Frage, ob es irgend einen klugen Tod gibt, solang man noch was Gescheites zu tun hätt' auf der Welt oder auch nur sich seines Lebens zu freun.

Das Dienstmädchen bringt das Essen.

AGATHE. So, das Essen wär' da.

FRAU KLÄHR. Setz' dich zu uns, Bruder, und mach' kein Gesicht, als wolltest du unser spotten. Du verstehst es ja doch.

MEDARDUS. Ist mein Tornister gepackt und der Koffer?

AGATHE. Alles in Ordnung.

FRAU KLÄHR. Du bist wohlversorgt, Medardus.

MEDARDUS. Ich glaub's, Mutter. *Nimmt ihre Hand und küßt sie.*

Sie sitzen alle um den Tisch.

ESCHENBACHER. Ja, daß ich nicht vergesse. Auch ich habe mir erlaubt, dir für die Reise etwas mitzubringen. Hier ein Päckchen Tabak. Es ist eine

gute Sorte. Du wirst in Paris keinen bessern zu rauchen kriegen.

MEDARDUS. Ich dank' dir, Oheim. Wo nur der Etzelt bleibt? Ich sprach mit ihm im Laden unten. Er wollte bald zusperren und heraufkommen.

ESCHENBACHER. Ihr müßtet wohl kaum aufschließen jeden Morgen. Ich denke, den Leuten steht jetzt nicht der Sinn darnach, Bücher zu kaufen.

FRAU KLÄHR. Du irrst, Bruder. Französische Sprachlehren, Landkarten, Geschichtsbücher, darnach ist viel Nachfrage. Und der Etzelt führt das Geschäft so tüchtig und brav.

ESCHENBACHER. Ich denke mir manchmal, er sei etwas zu tiefsinnig und philosophisch angelegt für einen Handelsmann, und wär's auch für einen mit Büchern.

MEDARDUS. Du solltest dich nicht lustig machen, Oheim. Ich kenne jemanden, der Riemen schneidet und Sattelzeug verfertigt und dabei Kriegsmärsche spielt auf dem Spinett. Und ich bin recht froh, daß der Karl hier bleibt bei euch, auf den könnt ihr euch verlassen in jedem Fall.

ESCHENBACHER. Und daß er in jemanden hier im Hause verschossen ist, mag auch so übel nicht sein. Es ist immer ganz gut, wenn die natürliche Verläßlichkeit eines Menschen durch besondere Umstände von Sympathie ihre Kräftigung findet.

MEDARDUS. Es wird spät.

ESCHENBACHER. Marschiert denn euer Bataillon schon heute abend ab?

MEDARDUS. Nein, aber es sind ein paar, die sich nicht wollen schlafen legen, da der Befehl lautet, morgen früh um drei an der Nußdorferbrücke anzutreten.

ESCHENBACHER. Klug scheint mir das eben nicht.

MEDARDUS. Nun, morgen kommen wir wohl noch nicht vor den Feind.

ESCHENBACHER. Morgen nicht, aber früher als ihr denkt.

MEDARDUS. Geb's Gott! Es läßt sich ja alles gut an. Das Treffen in Bayern ging glücklich aus, und die halbe französische Armee schlägt sich noch in Spanien herum, wo es ihr nicht zum besten gehn soll.

ESCHENBACHER. Wird nicht so schlimm sein, da Napoleon schon auf dem Wege nach Deutschland ist.

MEDARDUS. Ist das wahr?

ESCHENBACHER. Wahrer jedenfalls als der Sieg von Ingolstadt, an dem einige Zweifel gestattet sein mögen.

MEDARDUS. Nun, ich werde ja bald alles aus erster Quelle erfahren. Aber nun ist's wirklich an der Zeit. Ich will mir Etzelt im Vorbeigehn aus dem Laden holen und mitnehmen zu dem Abschiedsfest. *Zur Mutter.* Rabenau ist dabei und Leibolt. Und unser Leutnant Kribbling auch und noch manche andre. — Doch, Agathe, mit dir, die mir gar zu schweigsam ist, möcht' ich gern noch ein brüderliches Wort reden.

AGATHE. Medardus? *Mit ihm nach vorn.*

MEDARDUS. Sieh, Agathe, du bist ja zu gut, dich zu grämen, um irgendeinen. So müßtest du denken: Bin ich ihnen zu gering, so sind sie meiner noch weniger wert. Und François selber auch nicht, da er doch zu ihnen gehört.

AGATHE. Du darfst ihn schon Franz nennen, wie du's früher getan. Du weißt, wenn's nach seinem Willen ginge . . .

MEDARDUS. Hätt' er einen und wär' zugleich ein ehrlicher Mann . . .

AGATHE. Zweifelst du an ihm?

MEDARDUS. Ich weiß nicht, Agathe. Er ist ein Franzos', und wenn er auch von Kind auf in deutschen Landen lebt. Und sein Blut ist adelig, wenn er sich auch von Rechts wegen nicht einen Prinzen heißen dürfte.

AGATHE. Hat dich doch alles manche Zeitlang nicht gekümmert. Du hast ihn gern gehabt.

MEDARDUS. Vielleicht ist's darum, daß ich solche Angst um dich hab', weil er einer ist, den man gern haben muß . . .

AGATHE. Angst?

MEDARDUS. Agathe, kannst du mir dein Wort geben —

AGATHE. Was willst du wissen?

MEDARDUS. Daß du ihn nicht wiedergesehen hast, seit ihm das Haus verboten ist?

AGATHE *schweigt.*

MEDARDUS. Ich dacht' es! Agathe, Agathe! — So schwör mir, daß du ihn nicht wiedersehen wirst!

AGATHE. Auch wenn er als Werber käme?

MEDARDUS. Es wird nie sein.

AGATHE. Du kannst es nicht wissen.

MEDARDUS. Wirf dich nicht weg, Agathe — wirf dich nicht weg!

AGATHE. Hab' keine Angst, Medardus! Das kann ich dir schwören: Nie, nie bring' ich Schande über euch — und mich.

MEDARDUS. Beim Andenken unsres Vaters schwör mir das!

AGATHE. Ich schwör' es dir bei unsers Vaters Grab.

Berger und seine Frau kommen. (Er behend, heiter, oberflächlich, sie etwas gedrückt im Wesen, manchmal bis zum weinerlichen.)
Agathe. Anna. Eschenbacher. Frau Klähr. Medardus.

BERGER. Guten Abend, liebe Frau Klähr. Oh, der Meister Eschenbacher! Also wir wollten auch noch so frei sein, dem jungen Krieger Lebewohl zu sagen. Na, schon reisefertig und kampfbereit?

MEDARDUS. So leidlich, Herr Berger.

BERGER. Und außerdem haben wir uns noch erlaubt, für die Beschwerden des Marsches und die Strapazen des Felddienstes eine Kleinigkeit beizusteuern. Hier. Es ist ein vortrefflicher Kräuterschnaps.

Überreicht ihm die Flasche. Und hier, Mutter gib her, eben frisch angekommen, die beste italienische Salami. Herr Wachshuber hat sie uns persönlich wärmstens anempfohlen. Hält sich wochenlang. Er läßt übrigens alles mögliche Gute wünschen, der Herr Wachshuber . . .

ESCHENBACHER. Der Wachshuber? Was, Medardus, bei so einer Gelegenheit merkt man erst, wo man überall Freunde hat.

MEDARDUS. Danke, danke bestens. Wie ich das noch unterbringen soll, weiß ich wahrhaftig nicht.

FRAU BERGER. Wird schon gehen.

FRAU KLÄHR. Vielleicht was gefällig? Ein Glas Wein, Herr Berger?

BERGER. Da sag' ich nicht nein.

AGATHE schenkt ihm und seiner Frau Wein ein.

BERGER. Ein Gedräng' ist auf den Straßen. Mit Müh' und Not, daß wir uns durchgewunden haben. Was, Mutter? Vor einer Stund' sind die Gottesheimdragoner eingeritten beim Neutor. Um neun geht's wieder heraus — durchs Kärtnertor. Die Offiziere machen Rast in der Stadt Frankfurt.

ESCHENBACHER. Darf man fragen, was sie dort zum Nachtmahl kriegen?

BERGER auf den Scherz eingehend. Ja, alles kann man nicht wissen, Meister Eschenbacher, haha . . . Na, es wird ja ernst. In ein paar Tagen ist überhaupt das ganze Militär aus der Stadt fort. Und die Bürgerschaft übernimmt die Wachposten.

ESCHENBACHER. Haben Sie sich vielleicht auch gemeldet auf den neuesten Aufruf?

BERGER. Ich? Nein. Ich kann mein Geschäft nicht im Stich lassen. Zum Umeinandstehn und zur Soldatenspielerei bin ich nicht zu haben.

FRAU KLÄHR. Es wird vielleicht keine Spielerei sein.

BERGER. Dann wird das Vaterland auch auf mich zählen können. Wenn die Franzosen wirklich vor den

Toren stehn, wird der Johann Nepomuk Berger wissen, was er zu tun hat.

MEDARDUS. Na, hoffentlich tritt diese äußerste Notwendigkeit nicht an Sie heran.

BERGER. Möcht' ich nicht so strikt behaupten, junger Held. Jedenfalls ist heute der Bürgermeister und einige Herren vom Magistrat zum Generalkommando beschieden, woselbst über die Verteidigungsanstalten beraten wird.

ESCHENBACHER. Woher wissen Sie denn das?

BERGER. Diplomatische Beziehungen, Meister Eschenbacher, haha, ich weiß noch vielmehr. Morgen früh werden Sie schon lesen. Neuester Bericht von der Armee.

FRAU KLÄHR. Was denn?

ESCHENBACHER. Ingolstadt war kein Sieg?

BERGER. Sie wissen schon? Das heißt, das wissen schon recht viele. Aber auch bei Eckmühl war ein kleines Gefecht, das ist gleichfalls nicht glücklich ausgefallen, leider, leider. Ja, Medardus, wir werden viel gut zu machen haben.

FRAU KLÄHR. Lustig ist das ja im Grunde nicht.

Während dieser Szene sind Herr Berger, Frau Berger und Eschenbacher am Tisch gesessen. Agathe sah zuweilen zum Fenster hin und hat das Mitgebrachte von Berger in den Tornister gesteckt. Anna und Medardus standen links.

François, Prinz von Valois, tritt ein. (Zwanzig Jahre, sehr hübsch, elegant, Degen und Schnallenschuhe.) Agathe. Anna. Eschenbacher. Frau Klähr. Medardus. Herr Berger. Frau Berger.

FRANÇOIS. Guten Abend. Guten Abend.

BERGER *zu seiner Frau.* Ah, der Prinz.

Alle scheinen erstaunt.

AGATHE *regungslos, starrt ihm ins Auge.*

MEDARDUS *geht ihm zwei Schritte entgegen.*

FRAU KLÄHR. Sie?

MEDARDUS. Wir sind erstaunt, Sie wieder zu sehn!

FRANZ *sehr heiter, weiter ins Zimmer tretend.* Und mich

freut nichts mehr, Medardus, als daß ich eben noch zurecht komme, Ihnen die Hand zum Abschied zu drücken. Medardus, mein Bruder! *Er streckt ihm die Hand entgegen.*

MEDARDUS nimmt sie zögernd. Versteh' ich Sie recht?

FRANZ. Sollte es so schwer sein? Frau Klähr, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen, der Mutter meiner Agathe. *Er küßt ihre Hand. Dann zu Agathe, die noch immer starr dasteht.* Agathe, meine Agathe. *Er sieht ihr lang ins Auge, dann nimmt er ihre beiden Hände und küßt sie.*

Die übrigen noch etwas betreten, befremdet und bedenklich. Eine Pause tritt ein.

FRANZ. Nun, Meister Eschenbacher, werden Sie uns auf dem Spinett zum Tanz aufspielen bei der Hochzeit? Und darf ich Sie, Fräulein Anna, um einen Walzer bitten? Wir warten gerne so lange, bis Medardus den verfluchten Napoleon aufs Haupt geschlagen hat und wieder bei uns weilt. Freilich darf es nicht zu lange dauern.

MEDARDUS. Sie sind so lustig, Prinz.

FRANZ. François, wenn ich bitten darf, oder noch lieber: Franz. Ist das zuviel verlangt?

FRAU KLÄHR. Sie kommen allein, — Franz?

FRANZ. Verzeihen Sie, Frau Klähr. Wie hätt' ich es bis morgen aufschieben können, Ihnen die glückselige Nachricht zu überbringen. Mein Vater und meine Mutter werden morgen zur Mittagszeit ihre Aufwartung machen. Sie wären schon heute mit mir gekommen, wenn nicht ein Vetter unsres Hauses zur großen Überraschung erschienen wäre, geradenwegs aus Rußland. Der Marquis — nein, er hätte ja so wenig das Recht, sich Marquis zu nennen, als ich Prinz — unser Vetter Bertrand von Valois. Und Nachrichten, die aus Paris und vom bayrischen Kriegsschauplatz eintrafen, bestimmten meinen Vater, eine Beratung abzuhalten mit unsern wenigen Freunden, die in dieser Stunde stattfindet. Er hält ja solche Beratungen für unerläßlich, mein armer, unglücklicher Vater.

ESCHENBACHER. Setzt er nicht große Hoffnungen auf Sie ?

FRANZ. Ja, das tut er. Und es ist nicht meine Sache, ihn aus dem schönen Traum aufzustören, der in seine dunkeln Tage leuchtet.

FRAU KLÄHR. Und Ihr Herr Vater hat eingewilligt, daß Sie die Bürgerstochter Agathe Klähr zum Weibe nehmen ?

FRANZ. Er hat vielleicht eingesehn, daß es auch seine ungeheuersten Pläne besser fördert, einen Sohn zu haben, der ein Bürgermädchen freit, — als keinen.

MEDARDUS. Hier meine Hand, Franz! Wir wollen gute Freunde sein, wenn ich wiederkomme.

Karl Etzelt tritt auf (kleiner, blasser Mensch, die eine Schulter etwas höher, hinkend, mit großen blauen Augen, glatt gestrichenem Haar, hoher Stirn). Die Vorigen.

MEDARDUS. Bist du endlich da ?

ETZELT. Ich habe mich ein wenig verspätet. *Sieht mit einigem Erstaunen die Gruppierung der Gesellschaft.*

MEDARDUS. Und jetzt kommst du eben zurecht — was denkst du, wozu ?

ETZELT beherrscht. Mir ist, als wär' es nicht schwer zu raten. Ich beglückwünsche Sie von Herzen, Fräulein Agathe.

AGATHE. Ich nehm' es von wenigen lieber an als von Ihnen. *Reicht ihm die Hand.*

ETZELT reicht auch Frau Klähr und François die Hand, begrüßt die übrigen.

MEDARDUS. Nun aber, Etzelt, mußt du dich entscheiden, ob du hier bleiben willst, oder mich wenigstens ein Stück Weges begleiten.

ETZELT. Gewiß begleit' ich dich, wenn du nichts dagegen hast. Am liebsten, wenn es ginge, bis zu deiner ersten Heldentat.

ESCHENBACHER. Das ist einer, der an dich glaubt, Medardus.

ETZELT . Ja, Meister Eschenbacher, das tu' ich

Der da ist nicht verdorben durch Zweifel und Zagen wie andre, die wir kennen.

ESCHENBACHER. Zweifel und Zagen, lieber Etzelt, sind der Klugheit ehrliche Kinder. Nur meist verleugnet, wenn vornehmer Besuch kommt ...

MEDARDUS. Lebt wohl, alle, lebt wohl. Euch alle, die ich lieb habe, trag' ich meinem letzten Blick davon. Und ihr mögt wissen, — wenn es anders kommen sollte, als wir wünschen, — Mutter, Agathe, Franz, euch alle, von denen ich nun Abschied nehme, in jenem Augenblick würd' ich euch wiedersehn. Lebt wohl, lebt wohl. Ich wende mich nicht mehr um. *Er geht, Etzelt folgt ihm.*

ANNA. Bis zum Haustor will ich doch mit — *Ab.*

BERGER. Komm, Mutter, wir wollen lieber mitgehn, sonst steigt das Annerl am Ende zu ihm in den Wagen und geht als Marketenderin mit in den Krieg. Adio, auf Wiedersehn. *Mit seiner Frau ab.*

FRAU KLÄHR und ESCHENBACHER zum Fenster hin, das Frau Klähr öffnet.

AGATHE fragend, flehend. Franz, Franz ...

FRANZ. Einen Augenblick noch, daß sie nichts merken. *Zum Fenster hin.* Leben Sie wohl, Medardus.

MEDARDUS' Stimme. Adio, Adio.

FRAU KLÄHR. Medardus! — Er sieht nicht mehr herauf.

FRANZ wieder zurück.

AGATHE die ihn regungslos erwartet hat. Nun?

FRANZ. Es ist aus.

AGATHE. So hab' ich deinen Blick recht verstanden?

FRANZ. Ohne Hoffnung aus. Von allem, was ich erzählt, ist nur das eine wahr, daß der Marquis gekommen ist, doch sind es schon drei Tage her. Und er kam um meiner Schwester willen. Auch mit der Beratung hat es seine Richtigkeit. Alles übrige hab' ich gelogen.

AGATHE die sich auf einen Stuhl am Tisch hat sinken lassen. Was ist geschehen?

FRANZ. Der Vater war unerbittlich, meine Mutter ist ohne jede Macht, meine Schwester hat nur Hohn für mich. Frage nicht weiter. Die Stunde, aus der ich eben komme, muß vergessen sein, für die, in die wir gehen. Bist du bereit, Agathe?

AGATHE. Hier hab' ich eben meinem Bruder geschworen, daß ich niemals Schande über unser Haus bringen werde. Und mir selber schwur ich es längst. Ich bin bereit, mein Geliebter!

FRAU KLÄHR noch am Fenster, wirft einen Blick hin zu den beiden.

ESCHENBACHER deutet durch eine Bewegung an, man solle sie nicht stören.

AGATHE. Mach' ein lustiges Gesicht, ein glückliches, küss' mir die Hand. So ist's gut. — Und nun will ich dich noch eins fragen, mein Franz, mein Geliebter. Bedenk' es wohl: möchtest du nicht doch lieber deinem Vater gehorsam sein?

FRANZ. Agathe!

AGATHE. Bedenk' es, Franz! Frag' dich noch einmal, ob es dir nicht doch gelingen könnte, das kindische Ding zu vergessen, das dein war mit Leib und Seele. Ich nähm' es dir nicht übel, Franz, mein Leben ist ja doch verwirkt, — aber warum deins?

Sie sitzen ganz nahe, die Hände ineinander verschlungen.

FRANZ. Das soll dir gleich vergolten werden, daß du so fragst; und besser, als du verdienst. Denn du hast Torheit geredet, Agathe; ich aber will klug sein und dir den sichern Ausweg zeigen aus aller Wirrnis.

AGATHE. Ich seh' ihn, mein Geliebter.

FRANZ. Hör' mich nur an, Agathe. Ich weiß einen, bei dem du Rettung fändest und Verstehn. Und vielleicht mehr als das! — Den braven Jungen mein' ich, der eben mit deinem Bruder wegging.

AGATHE. Etzelt?

FRANZ. Ja, Etzelt. Sein Blick eben —! Der ist dir gut. Überleg' es, Agathe. Du dürftest leben ... Du dürftest am Ende sogar glücklich sein ... Er zöge,

ja er zöge dein, unser Kind auf — als wär' es sein eigenes.

AGATHE. Franz, Franz . . .! Daß wir diese heilig-hohe Stunde mit so kläglichen Worten entweihn. Laß uns jetzt keiner andern Menschen mehr denken. Jetzt gibt es nur mehr zwei auf der Welt, dich und mich.

FRANZ. Agathe, nur mehr wir beide auf der Welt.

AGATHE. Laß uns denken, Franz, wie glückselig wir waren.

FRANZ. Gewiß waren noch niemals Menschen so selig wie wir. Und wie selig sind wir, da uns auch der Tod nicht trennen wird, nur neu vereinigen . . .

Sie schauen einander beseligt an.

FRANZ. Erinnerst du dich noch, Liebste, der stillen Auen, nah am Fluß, wo wir zum erstenmal gewußt haben, daß wir für einander geschaffen sind — daß keins leben kann ohne das andre?

AGATHE. Ob ich mich erinnere —?

FRANZ. Dort wollen wir es auch zum letzten Male wissen. Und dann . . . Agathe, — dann . . . uns tragen lassen und uns sinken lassen — tief, tief.

AGATHE schauert. Weit, weit . . .

FRANZ. Es wird ein wunderschöner Spaziergang sein. Denke doch, die dunkeln Straßen zuerst, dann die lange stille Alle, wo wir keiner Menschenseele begegnen werden und dann die geheimnisvolle Au . . .

FRAU KLÄHR. Was reitet dort für ein Regiment übers Glacis?

ESCHENBACHER. Das sind wohl die Gottesheimer, die in der Stadt Frankfurt zur Nacht gegessen haben.

Man hört Trommeln und Pfeifen.

FRAU KLÄHR. Weiß Gott, wie es kommt. Alles wird mir zur guten Vorbedeutung. Der schöne Frühlingsabend, der Klang der Trommeln und Pfeifen — Ich bin guten Muts für Medardus und für Agathe . . . und für unser Land. Ja, mir ist wahrlich, als wären die

Tage der Vergeltung nahe. Ach, daß du so starr bleibst, wenn ich davon rede, Bruder.

ESCHENBACHER. Das Große zu hassen ist mir nun einmal nicht gegeben, auch wenn ich verspüre, daß es mich vernichten kann. Und die Kleinen zu lieben, will mir nicht gelingen, auch wenn mein Geschick mit dem ihren verbunden ist.

FRANZ. Es ist Zeit.

AGATHE *schauert, dann erhebt sie sich plötzlich. Laut.* So mild ist die Luft. Gern möcht' ich noch ein Weilchen ins Freie. Wie denkst du, Mutter, — oben auf der Bastei noch ein Stündchen spazieren gehn?

FRANZ. Wie das schön wäre!

FRAU KLÄHR. Ich bin müde. Und beinah möcht' ich vermuten, daß euch an meiner Begleitung nicht sonderlich viel dürfte gelegen sein.

AGATHE *als machte sie einen Scherz.* Aber allein dürfen wir doch wohl nicht . . .

FRAU KLÄHR. Nun, geht nur, geht. Aber nicht länger als ein halbes Stündchen.

AGATHE. Ja, wir wollen drüben auf und ab spazieren, auf der Bastei. Einen Augenblick, Franz, ich will nur mein Tüchel holen. *Ab links.*

FRANZ. Ach Mutter, wie soll ich Ihnen danken für das Engelskind!

AGATHE *mit Umhängtuch aus ihrem Zimmer, bleibt an der Türe stehen.*

FRANZ. Ah, da ist sie ja schon. *Rasch zu ihr hin.* Gib acht, daß sie ja nichts merken.

AGATHE *leise.* Sei ganz ruhig. Ah, Mutter, verzeih, — aber ich kann nicht anders. *Fällt ihr um den Hals und küßt sie.*

FRAU KLÄHR. Kind . . .

FRANZ. Auf Wiedersehen, Mutter. Auf Wiedersehen, Meister Eschenbacher. In einem Stündchen allerspätestens sind wir wieder da.

Franz und Agathe ab.
Drüben wieder Trommeln und Pfeifen.

ESCHENBACHER. Mir ist wahrhaftig, als wär' es hohe Zeit, daß die beiden in Ehren sich verbinden!

FRAU KLÄHR. Glaubst du dran, daß morgen seine Eltern kommen werden?

ESCHENBACHER. Wie ein Lügner sieht er eben nicht aus ... Doch ich an deiner Stelle würde auf der Bedingung nicht bestehen ... Am Ende könnte man auch ohne ihre Zustimmung — ja gegen sie —

FRAU KLÄHR. Du bleibst doch immer der Alte ..

ESCHENBACHER. Da treten sie aus dem Tor. Wahrlich, wie Kinder sehn sie aus.

FRAU KLÄHR. So jung, so jung! Zu jung.

ESCHENBACHER. Wie schön ist das. So schweben nur Zwanzigjährige dahin.

FRAU KLÄHR. Wie das duftet von drüben.

ESCHENBACHER. Ja, und dabei ist's kaum noch grün. Die Säfte quellen. Was für eine wunderbare Zeit könnt' es werden.

FRAU KLÄHR. Wird ... Bruder, wird!

ESCHENBACHER. Hoffen wir.

FRAU KLÄHR. Da spazieren sie über die Stufen zur Bastei hinauf. *Sie winkt hinab.*

ESCHENBACHER. Wie zu einem Fest.

FRAU KLÄHR. So jung, so jung.

Zweite Szene

Kleines Wirtshaus in den Donauauen. Im Hintergrund eine Türe, rechts und links von der Türe je ein Fenster. — Rechte Wand eine zweite Türe. Ein längerer Tisch in der Mitte, kleinere Tische verteilt. — Hängende Lampen. — Draußen Wiesen, weiterhin Weiden. Nacht. An den Tischen Kribbling (Leutnant), Winter, Leibolt, Schellbacher, Rabenau, Plank, Baumann und etwa sechs andere Landwehrleute. Elisabeth bei Winter. — Marie bei Baumann. — Roserl bei Leibolt. Der Wirt geht hin und her. — Erhöhte Stimmung.

PLANK stößt mit verschiedenen an. Dein Wohl, Rabenau, deins, Kribbling. Ihr sollt leben. Ihr sollt alle leben. An dem Tisch da sitzen wir doch nie wieder alle bei-

sammen. Ihr sollt leben — so lang als möglich. Und sterben, so vergnügt als möglich!

LEIBOLT sehr frisch und lustig. Haha, habt ihr schon die Neuigkeit gehört . . . *Ein Zeitungsblatt in der Hand, das ihm eben ein anderer gegeben.* Der österreichische Adel hat seine alten Kanonen von den Schlössern kommen lassen und sie unserem Kaiser geschenkt . . . *das Blatt sinken lassend,* damit unsre Artillerie um Gotteswillen nicht genötigt wäre . . . mit Klistierspritzen ins Feld zu ziehen . . .

Gelächter.

LEIBOLT. Und auf dem Glacis heuer im Winter haben uns die Wölfe aufgefressen.

Gelächter.

BAUMANN. Ein Glück, daß sie uns wieder ausgespien haben, sonst säßen wir nicht da.

RABENAU. Saublatt. *Will es Leibolt entreißen.*

LEIBOLT. Laß doch, es ist ja eine Wiener Zeitung. Sie berichtet nur, was in den Pariser Journalen zu lesen steht. — Oder meinst du etwa, ich versteh' französisch?

BAUMANN. Die Schwindler! Die Schwadroneure!

RABENAU. Die Hunde.

KRIBBLING. Schweigt. So durftet ihr früher reden, und es war dumm genug! Nun aber ist der Krieg erklärt und begonnen, das ist just ebenso, wie wenn zwei auf der Mensur sich gegenüberstehn, da wird nicht mehr geschimpft, da wird gefochten. Und den ehrlichen Feind bringt man in aller Höflichkeit um.

RABENAU. Napoleon ein ehrlicher Feind! . . . Die Franzosen ehrliche Feinde! . . .

LEIBOLT. Ehrlich oder nicht . . . soll doch ganz nette Kerle unter ihnen geben — nicht Roserl? Wie war's vor vier Jahren? Bei euch im Haus war ja einer einquartiert.

ROSERL. Was weiß ich? Damals war ich sechzehn und hab' ihn, weiß Gott, nicht einmal angesehn.

RABENAU. Donnerwetter, so weiß sie gar nicht, ob der Vater ihres Kindes einen Schnurrbart gehabt hat oder nicht.

Gelächter.

ROSERL. Glaubt ihm nicht ...

SCHELLBACHER sehr feiner, etwas süßlicher junger Mensch. Wir wollen was singen, meine Herren. Ein schönes Lied, wie es sich schickt zum Abschied von unsern Damen. Ich habe hier ein wunderliebliches Poem mitgebracht, das keinen Geringern zum Verfasser hat als unsern edlen vaterländischen Dichter, den Herrn von Collin — und das ich so frei war, in Musik zu setzen.

EINIGE. Hoch Collin!

ANDRE. Hoch Schellbacher!

SCHELLBACHER. Ich werde intonieren, und ihr, meine teuren Kameraden, stimmt im gegebenen Momente ein.

EINIGE. Bravo, Schellbacher, laß hören.

SCHELLBACHER beginnt. Jetzt ist es Zeit ... *Er unterbricht sich.* Es ist betitelt „Der Bräutigam". *Er singt* *):

Jetzt ist es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädel, laß mich ziehn.
Die Fahne flattert in der Luft,
Muß zu den Männern hin.

Die andern wiederholen die zwei letzten Zeilen.

SCHELLBACHER.

Muß fort als Wehrmann in das Feld,
Es ist beschworne Pflicht,
Und wer nun Wort und Schwur
nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht.

Die andern wie oben.

SCHELLBACHER.

Was weinst du dir die Augen aus,
Machst mir das Herz so schwer,

---

*) Aus den Wehrmannsliedern von Heinrich von Collin, wie auch die nächstfolgenden Gesänge.

Bald dränge dir der Feind ins Haus,
Eilt' ich nun nicht zur Wehr.

Die andern wie oben.

SCHELLBACHER.

So laß mich ziehn, am Siegesmahl
Soll unsre Hochzeit sein,

Gelächter von einigen.

Bei Pauken und Trompetenschall
Will ich dich, Liebe, frein.

Die andern wie oben.

SCHELLBACHER.

Dann rühmt dich jeder ins Gesicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über seiner Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Die andern wie oben. — Gelächter, Anstoßen, Bewegung.

ELISABETH blaß, sehr hübsch, mit einer Lustigkeit, die ihr nicht ganz von Herzen kommt, zu Winter. Und was für Brautgeschenk bringst du mir denn heim, Ferdinand?

LEIBOLT. Wirst du nicht froh sein, wenn er sich selbst heil und gesund nach Haus bringt?

ELISABETH. Das wär' nicht eben viel.

MARIE. Ist auch schon was wert. Schau' dir die Karolin' an, vorvier Jahren ist ihr Liebster ausgezogen, und mit graden Gliedern, — jetzt hat sie einen Gatten mit einem hölzernen Bein.

ROSERL. Hätt' sie ihn nicht genommen. Dergleichen Unfälle lösen jedes Band.

LEIBOLT. Brav gesprochen. Nur ist es ein ungleicher Vertrag, denn die Unfälle, die euch, ihr guten Kinder, indes hier zustoßen mögen, lassen sich besser geheim halten.

BAUMANN. Nicht immer, Freund, nicht immer, — wissen manche was davon zu erzählen.

WINTER düster. Einen Totenschädel will ich dir mitbringen, Elisabeth, einen selbstverfertigten französischen Totenschädel, aus dem wollen wir dann zur

Willkommfeier trinken, wie weiland die Königin Rosamunde.

BAUMANN. Ich will splendider sein ... Ich bringe dir mindestens einen goldenen Pokal mit, Marie ...!

RABENAU. Und ich einer, deren Namen ich vor euch verschweige, Armbänder, Uhren, seidene Tücher und Edelsteine. Wir kriegen alles billig — wenn wir über die Grenze sind.

KRIBBLING. Schämt ihr euch nicht! Gestern noch wart ihr ehrsame Bürgerssöhne, der Wissenschaft beflissen und der schönen Künste, wie man wohl sagt, und nun redet ihr daher wie Räuber, Plünderer und Wegelagerer. Ihr wollt Akademiker sein? Schämt euch! sag' ich.

LEIBOLT. Aber Kribbling, es sind ja nur Späße.

KRIBBLING. Üble Späße, sag' ich euch. Dumme Jungen seid ihr, die eben nur nicht wissen, was Krieg ist.

PLANK. Hoho.

KRIBBLING. Außer dir natürlich ... Mein alter Kamerad, wir standen vor Austerlitz zusammen ...

RABENAU. Ihr seid älter als wir ... Das habt ihr nun einmal vor!

KRIBBLING. Aber ich will schon acht haben auf euch, ich bin euer Leutnant, ich will gute Zucht halten unter euch.

BERNBURG *kommt.*

LEIBOLT. Bernburg, willkommen. *Er wird auch von den andern begrüßt.*

RABENAU. Bist du von den unsern?

BAUMANN. Hast du am Ende doch noch einen gefunden, der für dich bei den Depots bleibt?

BERNBURG. Bisher noch nicht. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf.

WINTER. Das ist einer, der in der Stadt bleibt, Elisabeth, der mag dich heute nach Hause geleiten — soweit es dir beliebt ... So weiß ich wenigstens, wen ich umzubringen habe, wenn ich wiederkomme!

PLANK. He, Bernburg, du hast so besondere Lust in den Krieg zu ziehen? He? Du hast Lust, dir ein Bein wegschießen zu lassen? Oder einen Arm? Oder eine Kugel mitten durch die Stirn? Du hast Lust, dazuliegen mit blutenden Wunden —, schäumende Pferde über dich sprengen und dir mit den Hufen in die Gedärme treten zu lassen? Hast Lust zu stöhnen, zu dürsten, zu verzweifeln, — zu warten auf dem nächtlichen Leichenfeld, bis einer heranschleicht, dir die Taschen umdreht und aus Gnade die Gurgel abschneidet? Oder juckt's dich gar, verwundet und lebendigen Leibes mit den Toten in eine Grube geschmissen zu werden und in ihren Verwesungsdüften zu krepieren?

RABENAU. Was spricht der alte Soldat?

PLANK. Ja, ein alter Soldat, das bin ich, wenn auch erst sechsundzwanzig. Und weiß mehr als ihr. Und wißt ihr, was euer Geschrei und eure Lustigkeit und eure Begeisterung im Grunde bedeutet? Verschlagene Angst, nichts weiter, Höllenangst!

Unruhe.

BAUMANN. Ist er toll?

PLANK. Glaubt ihr, ich hab' keine? Was wäre denn die ganze Courage wert, wenn man nicht Angst hätte. *Gelächter.* Mir schlottern die Gebeine, kalter Schweiß tritt mir auf die Stirn und Haar', in einen Keller möcht' ich mich verkriechen, in ein Mauseloch ... wenn ich dran denke, was mir bevorsteht ... *Er starrt vor sich hin.*

BAUMANN, RABENAU, BERNBURG. Ist er verrückt?

KRIBBLING. Laßt ihn, er will euch gruseln machen ... merkt ihr denn nicht? ... *Zu ihm.* — Plank! ...

BERNBURG. Plank, ich will dir was sagen — bleibe du daheim für mich, ich will dein Ersatzmann sein. *Leise.* Und es gäbe nebstbei ein paar gute Dukaten...

PLANK. He?! Was meint er? Schafft mir den Schuft vom Leibe! Wer von euch hat es gewagt, meine

Worte für ernst zu nehmen? Er soll mir vor die Klinge . . . Einer nach dem andern. Oder sind Pistolen gefällig? . . .

BERNBURG. Wie's beliebt, alter Soldat!

KRIBBLING. Derlei wird nach dem Krieg ausgetragen, Plank.

PLANK zu Bernburg. Junger Herr, vor vier Jahren war ich Student wie Sie . . . Und ich bin vor Ulm gestanden und vor Austerlitz, die Kugeln haben gepfiffen rund um mich. Einen französischen Obristleutnant hab' ich vom Pferd heruntergehaun und weiß nicht wie vielen sonst den Garaus gemacht. Und hier die Narbe — und hier eine, und hier — einer stand ich gegen ein halb Dutzend, und im Wundfieber träumt' ich von neuen Schlachten, und so ein junger Hund wagt zu glauben, ich hätte Angst?! — Wartet einmal! Ich will euch ein Lied singen, kein süßes, wie Schellbacher . . . nichts von Bräutigam und Braut . . . ein gutes . . . kräftiges . . . wie sich's für uns gehört . . . *Er beginnt mit dröhnender Stimme.*

Wir stehn vor Gott,
In der Schlacht, in Not und Tod
Stehn wir vor Gott.
O hör' uns, Gott,
Wir schwören:

EINIGE. „Wir schwören".

PLANK. Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht,
Wir schwören.

DIE ANDERN. Wir halten zur Fahn in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht,
Wir schwören.

Während der letzten Zeilen sind Medardus und Etzelt hereingetreten. Medardus wird von den meisten Anwesenden herzlich begrüßt.

MEDARDUS auf Etzelt weisend zu Kribbling, Rabenau und andern. Das ist mein Freund Karl Etzelt. Ihr habt wohl nichts dagegen, daß ich ihn mitgebracht habe. — Du kennst ihn ja, Bernburg?

RABENAU gutmütig zu Etzelt. Sie marschieren aber nicht mit uns?

ETZELT. Leider. Sie sehen wohl, Herr, daß ich nicht eben aus — Bequemlichkeit daheim bleibe.

RABENAU. Nichts für ungut. Jeder dient dem Vaterland auf seine Weise.

LEIBOLT. Warum kommst du so unbeweibt, Medardus?

MEDARDUS. Ich hab' alles gern für mich allein. Ich schenke her, wenn's mir beliebt, aber ich teile nicht. Und hier scheint mir der Ort nicht, wo man seines Besitzes sich ungestört freuen könnte.

ELISABETH. Guten Abend, Medardus.

MEDARDUS. Guten Abend, Elisabeth.

ELISABETH. Wie geht's, Medardus?

MEDARDUS. Danke.

ELISABETH. Was tust du so fremd mit mir? Es ist nicht so lange her, Medardus, daß wir gute Freunde waren.

MEDARDUS. Nicht lange . . . Du hast es ziemlich weit gebracht seitdem . . .

ELISABETH. Will es noch weiter bringen. Das Leben ist so lustig. Ich bin dir dankbar, Medardus. Ohne dich wär' ich wohl noch daheim bei Vater und Mutter und langweilte mich zu Tod.

MEDARDUS. Wenn kein andrer gekommen wär'.

ELISABETH. Glaubst du?

MEDARDUS. Setz' dich doch wieder an deines Liebsten Seite . . . Er macht gar böse Augen . . . *Zu Winter, den er noch nicht begrüßt hat.* Grüß' Gott, Ferdinand!

WINTER verdrossen. Guten Abend!

MARIE. Guten Abend, Medardus.

MEDARDUS. Oh, auch das Fräulein Marie?

MARIE. Man muß wohl nicht fragen, wie es Ihnen geht. Es heißt ja, daß Sie verlobt sind?

MEDARDUS. Mir ist nichts davon bekannt.

SCHELLBACHER. Wie geht's daheim, Medardus? Was macht die wunderschöne Schwester, das Fräulein Agathe?

MEDARDUS. Danke, sie ist wohl.

MARIE. Ich sah sie neulich. Sie kennt mich wohl nicht mehr. Oder will mich nicht kennen. Mag auch sein, weil sie eben in sehr feiner Begleitung war. Ein bildschöner junger Herr, wahrhaftig. Oder vielleicht sah sie mich gar nicht, weil es schon dunkel war.

MEDARDUS sieht sie scharf an, dann absichtlich laut. Ich habe mich so verspätet, Freunde ... verzeiht mir, weil eben Verlobung bei uns zu Hause gefeiert wurde.

BERNBURG. Wie?

MEDARDUS. Meine Schwester hat sich verlobt. Und darum hab' ich mich verspätet.

LEIBOLT. Mit wem denn? Wenn's erlaubt ist zu fragen?

MEDARDUS. Mit einem Herrn von Valois.

RABENAU. Herr von Valois? ein Franzos'?

BERNBURG. Herr von Valois? Der Prinz von Valois!

MEDARDUS. Es ist kein Prinz. Herr von Valois.

BERNBURG. Doch der Sohn des alten, blinden Herzogs, der verbannt ist und hier so eine Art Hof hält, wie man erzählt? Es kann doch wohl nur der sein.

MEDARDUS. Ja, sein Vater ist blind und alt und hat auch irgend einmal den Adelstitel besessen, wie ein paar hunderttausend Leute in Frankreich.

BERNBURG. Was wehrst du dich so? Die Valois sind königlichen Bluts — das ist kein Zweifel, und Napoleons Feinde — wie wir!

MARIE zu Elisabeth. Ich hab's ja gewußt ...

Flüstern zwischen den Mädchen, Rabenau und Baumann.

BERNBURG. Wir wollen trinken auf das Wohl

von Medardus' schöner Schwester, der Braut des Prinzen von Valois.

MEDARDUS zögert.

WINTER hat sich erhoben und steht mit dem Glas da. Was ist dir zu schlecht, der Wein oder die Gesellschaft?

MEDARDUS sich ermannend. Ich war nicht gefaßt, hier soviel Anteil zu finden. Verzeihung nochmals, ich danke herzlich.

ELISABETH. Auf Agathens Wohl. *Leise zu Medardus.* Nicht jeder geht's so gut aus. *Sie will mit ihm anstoßen.*

MEDARDUS läßt das Glas fallen. Ein andres Glas, Herr Wirt . . . das da hatte einen Sprung.

RABENAU. Die Fenster auf! man erstickt ja schier in dem Raum.

Die Fenster werden aufgemacht.

SCHELLBACHER. Es ist eine rechte Frühlingsnacht.

BAUMANN. Hast du nicht ein Frühlingslied vorrätig, Schellbacher? *Er singt absichtlich falsch, vom Lachen der andern unterbrochen.* O Lenzeshauch, o Rosenstrauch, o Liebesweh, ade, ade.

Gelächter, Anstoßen, erhöhte Stimmung.

LEIBOLT. Mitternacht ist nah, Freunde, in drei Stunden geht es auf die Reise.

BERNBURG. Ihr Glücklichen.

KRIBBLING. Hast du dich noch nicht dreingefunden, Bernburg?

BERNBURG. Eine Hoffnung bleibt mir, daß ich doch bald dran muß — so oder so . . . Es ist übel gegangen vor Ingolstadt — ist euch das bekannt?

RABENAU. Und sein Auge leuchtet, als wär's eine Freudenbotschaft!

BAUMANN. Nimm dich in acht!

BERNBURG. Ich wollt, meiner Seel', die Franzosen jagten euch zurück bis vor die Basteien. Oder ihr alle würdet hin und wir andern müßten die Lücke füllen.

KRIBBLING. Bedenk', was du sprichst, Bernburg.

BAUMANN. Nimm dich in acht, Bernburg, aus lauter Tatendrang deinem Vaterland Böses zu wünschen!

BERNBURG. Ich scher' mich den Teufel ums Vaterland.

RABENAU, BAUMANN und ANDERE. Ha? was sagt er?

BERNBURG. Wenn sie heute um mich schickten, die Franzosen, und böten mir eine Leutnantsstelle an, da nimm, und drauf und dran ... holla, sie hätten mich mit Haut und Haar.

BAUMANN, RABENAU. Hoho! nimm dich in acht! —

BERNBURG. Wo ist mein Vaterland? Dort, wo sie meine Gaben und meine Kräfte nützen können! Nicht wo ich zufällig geboren bin.

RABENAU. Hochverrat sag' ich.

EINIGE um Bernburg nehmen eine drohende Haltung ein.

ETZELT. Lassen Sie ihn doch, meine Herren. Er meint es so übel nicht.

BAUMANN. Was will der Kleine?

ETZELT. Es muß nur recht verstanden sein. Bedenken Sie doch, meine Herren ... es gab eine Zeit, wo jeder, der Lust zum Soldatenhandwerk in sich verspürte, sich werben ließ und unter jedem beliebigen Herrn focht — gegen Bezahlung, bald da, bald dort. Und es gibt Geschichten von tapfern Söldnerführern, die heut gegen denselben Staat mit der größten Hin gebung kämpften — in dessen Dienst sie vielleicht gestern Lohn oder Wunden davongetragen.

LEIBOLT. Damals war der Kampf eine Art Tournier ... oder eine Privatsache zwischen zwei großen Herren. Diesmal heißt's Nation gegen Nation. Die Deutschen gegen die Franzosen.

ETZELT. Das hat keineswegs seine Richtigkeit. Es ist noch kein halbes Jahr her, erinnern Sie sich, meine Herren, da haben vier deutsche Könige und dreißig deutsche Fürsten Napoleon in Erfurt gehuldigt.

Und auf des Erzherzogs Karl flammenden Ruf hat sich rings in Deutschland von allen deutschen Völkern kaum eines erhoben.

KRIBBLING. Tirol!

EINIGE. Tirol!

ETZELT. Ja, das eine, Tirol ... Wo blieben die andern, wo bleiben sie heute noch?

BAUMANN. O Schmach, Schmach über Deutschland.

KRIBBLING. Es wird sich ändern, Freunde, und wir werden das unsre dazu getan haben. An Österreichs heiligem Willen wird sich mancher andere entzünden. Denkt an des Erzherzogs Karl Wort: Unsre Sache ist Deutschlands Sache.

BAUMANN. Bravo, Kribbling.

LEIBOLT. Es lebe Erzherzog Karl!

VIELE. Es lebe Erzherzog Karl! Unser Generalissimus lebe hoch!

SCHELLBACHER beginnt zu singen; die andern stimmen allmählich ein.

Habsburgs Thron soll dauernd stehn,
Österreich soll nicht untergehn.
Auf, ihr Völker, bildet Heere,
An die Grenze, fort zur Wehre,
Daß dem Kaiser in den Hallen
Siegesjubel einst erschallen.

Große Begeisterung.

ALLE. Es lebe unser Kaiser!

MEDARDUS. Und Tod dem, der schlimmeres ist als Deutschlands Feind — Tod dem Erniederer und Verächter der Menschheit, Tod und Vernichtung dem Bonaparte! ..

VIELE. Tod dem Bonaparte! *Sie stoßen an und zerbrechen ihre Gläser.*

Bewegung, Zurufe, hin und her.

LEIBOLT. Ein Vorschlag, Freunde. Nach Hause geht wohl keiner mehr von uns. Und wir müssen uns beizeiten gewöhnen, im Freien zu biwakieren. Ich

lege mich in die Au unter den Sternenhimmel und will dort meinen letzten, meinen vorläufig letzten Heimatsschlummer tun ... Wer vernünftig ist, tue das gleiche...

KRIBBLING. Kein übler Einfall, Freunde. Es ist eine wundervolle warme Nacht, wir werden nicht immer so gute haben.

BAUMANN. O Lenzeshauch, o Rosenstrauch ...

PLANK *brüllt ihn nieder.*

Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht,
Wir schwören.

Einige singen mit, Bewegung, Beginn des Aufbruchs. — Der Wirt ist gekommen, einige zahlen.

WINTER *zu Elisabeth mit einem plötzlichen Entschluß.* Komm mit mir, Elisabeth.

ELISABETH. In die Auen? Das würde sich kaum schicken.

WINTER. Weiter, Elisabeth. Es wäre nicht das erstemal, daß ein Mädchen ihrem Geliebten ins Feld folgt.

ELISABETH. Ins Feld?

MARIE. Was will er von dir, daß du so erschrickst?

ELISABETH. Er ist toll geworden. Ich soll mit ihm in den Krieg.

WINTER. Wenn es der Medardus wär, der dergleichen von dir verlangte, nimmer fiel's dir ein, es Tollheit zu nennen. Doch es ist genug. Leb' wohl, oder leb' übel — wie du willst. Es ist aus. *Er geht.*

EINIGE ANDERE *folgen ihm allmählich.*

MEDARDUS *zu Etzelt.* Etzelt, leb' wohl. Ich dank' dir für deine Treu' und deine Freundschaft. Wie immer es kommen mag, ich weiß, du wirst mich nicht vergessen.

ETZELT *lächelnd.* Nein, Medardus, das werd' ich nicht ...

MEDARDUS. Und nun hab' ich noch eine Bitte an dich, wirst du sie mir erfüllen?

ETZELT. Laß hören.

MEDARDUS. Wach' über meine Schwester.

ETZELT. Du gibst mir einen sonderbaren Auftrag. Sollte dir plötzlich entfallen sein, daß sie verlobt ist?

MEDARDUS. Mir ist bange, Etzelt. So voll Vertrauen bin ich von Hause fort — und nun, ich kann mir nicht helfen, klingen mir Franzens Worte, ja seine Stimme selbst klingt mir seltsam nach, wie gebrochen. Wenn er gelogen hätte, Etzelt . . .

ETZELT. Warum willst du das vermuten?

MEDARDUS. Sie haben einander wiedergesehen, auch da es ihnen verboten war. Lüge ist ihm also nicht fremd, so wenig wie ihr. Wenn er sich die Gelegenheit zunutze machen wollte, Etzelt, jetzt — da der Bruder fort ist . . . Ich will's nicht zu Ende denken. Schwör mir, Etzelt, schwör mir, daß du deine Augen offen hältst. Ich weiß, du hast sie lieb, Etzelt, schwör mir, daß du geradeso als wärst du ihr Bruder . . .

ETZELT. Schweig, Medardus. Deinen Wunsch — ich kann ihn dir nicht erfüllen. Ich habe kein Recht dazu.

MEDARDUS. Da ich's dir doch übertrage . . . ?

ETZELT. Wer gab es dir?

MEDARDUS. Etzelt . . .

ETZELT. Ich denke, über die eigene Seele und den eigenen Leib mag jedes Menschenkind nach Belieben verfügen. Auch ohne eines Bruders oder eines Pfarrers Segen.

MEDARDUS. Etzelt, du sprichst von meiner Schwester. Laß dich von deiner verdammten Philosophie nicht zu weit locken.

ETZELT. Besser zu weit, als auf einen krummen Weg. Daß heute noch so törichte Sorgen in dir wühlen, ich hätt' es nicht erwartet. Tu sie ab von dir, Medardus. Mir ist, als müßte einem, der eben auszieht, das Vaterland zu retten, Größeres am Herzen liegen.

MEDARDUS. Wohin entschlüpfst du mir? Willst du mir sagen, du Zweifler und Philosoph, daß dir eben das als etwas Großes erschiene? Ich glaub' es dir nicht.

Ich glaube, im Tiefsten deiner Seele lachst du über mich und uns alle.

ETZELT. Du irrst. Ich bewundere euch. Nicht die bewundere ich, Medardus, die vorangehn, von leuchtenden Blicken gefolgt, und von der winkenden Unsterblichkeit gerufen, — vor jenen andern neig' ich mein Haupt, Medardus, den Hunderttausenden, von denen auch du einer bist und von denen jeder bereit ist, namenlos mit tausend andern Namenlosen in ein frühes Grab zu sinken, — oder aus Müh', Gefahr und Pein, schlecht belohnt, in die ruhmlose Dämmerung des Alltags hineinzuschleichen. Einen Frühling säen, von dem keine Blüten euch zieren und dessen Duft vielleicht nur über eure Gräber streichen wird, das scheint mir groß.

Vor den Fenstern draußen beginnende Unruhe, Fackellicht fällt in den Hintergrund.

MEDARDUS. So nimm deine Bewunderung zurück, Etzelt. Die Größe, die du meinst, mir ist sie nicht eigen. Wer sagte dir, daß ich namenlos untergehn will mit den andern? Deine Worte leuchten mir grell in einen Winkel meiner Seele, aus dem ich's bis zu diesem Augenblick selbst nur zagend flimmern sah. Ob ich den Frühling schauen werde, den du meinst, das weiß ich nicht. Doch wenn er mir erscheint, so will ich mir seinen rötesten Blütenkranz auf die Stirn drücken.

Winter, Schellbacher, Leibolt und andere sind fortgegangen.

RABENAU. He, Wirt, wir haben noch unsere Zeche zu zahlen, wo sind Sie denn schon wieder?

BAUMANN. Was gibt's denn da draußen?

Draußen sieht man im flackernden Licht der Fackeln zwei Männer, die irgend etwas trugen und es nun niedersetzten.

WIRT draußen. Ich komme schon.

RABENAU. Was gibt's denn? Was ist das für eine gewaltige Beleuchtung? *Am rechten Fenster.*

WIRT draußen. Verzeihung, es gibt, was es, Gott sei's geklagt, hier nicht eben selten gibt.

BAUMANN, RABENAU am Fenster.

Die andern im Lauf der nächsten Worte auch hin. Etzelt und Medardus stehn vorn, werden beide aufmerksam, scheinen aber beide wie festgebannt und rühren sich nicht.

WIRT erklärend. Hundert Schritt von hier, wie den Herren bekannt ist, fließt die Donau vorüber, und wenn sich einer in einer gewissen Entfernung von hier, etwa dort, wo die Hütten der Fischersleute stehn, ins Wasser wirft, er muß es nicht gerade selber tun, da reißt ihn die Strömung in ein paar Minuten ins Schilf da unten. Das ist wie Amen im Gebet . . . Wir sind's gewohnt . . . Im vorigen Jahr waren es vierzehn! —

KRIBBLING der jetzt erst zum Fenster kommt. Ein Ertrunkner.

ELISABETH und MARIE draußen. Zwei.

MEDARDUS und ETZELT sehen einander an.

MEDARDUS bleibt stehen.

ETZELT entschlossen zum Fenster.

WIRT. Jawohl, ein junges Paar. Und wie es scheint ein vornehmes Paar. Ja, auch das passiert manchmal.

PLANK. Laßt uns gehn. Wirt, hier ist Ihr Geld. Was kümmern uns die kleinen Unglücksfälle. Ihr werdet andres zu sehen kriegen, Freunde. *Er geht.*

MEDARDUS ist durch die mittlere Tür hinausgestürzt, jetzt bleibt sie offenstehen, hat eine Fackel ergriffen, leuchtet den Toten ins Gesicht. Heiliger Himmel!

KRIBBLING. Was hast du, Medardus?

ETZELT zu den andern. Es ist seine Schwester.

ELISABETH. Jesus Maria und Josef! . . . Agathe!

MARIE. Und der Bräutigam?! . . .

MEDARDUS stürzt herein mit der Fackel. Es kann auch Wahnsinn sein . . . Es kann auch ein Traum sein . . . Kennt ihr mich? . . Bin ich Medardus Klähr? Redet! . . . Ihr redet nicht . . . So ist es ein Traum . . . Wenn ihr lebtet, so würdet ihr mir antworten . . . Wach' auf, Medardus, du schläfst in den Auen. *In die Fackel starrend.* Die Sonne brennt dir durch die Lider, es wird Tag

ETZELT. Medardus ... *Er nimmt ihm die Fackel aus der Hand.*

MEDARDUS. Etzelt! Ich träume nicht. Ich wache! Ich lebe! Und die beiden, die da draußen liegen, sind tot — und eine ist meine Schwester.

ETZELT. Medardus, fasse dich.

MEDARDUS. He, wo ist der Wirt? Wollen Sie sie draußen im Hof liegen lassen? Herein mit ihnen. Es ist Platz genug. Herein das edle Brautpaar ... Wer grinst da? ... Sie waren verlobt ... zweifelt einer? ... Ich war dabei, als sie sich verlobten ... Weiß der Himmel, was für eine Tollheit sie ins Wasser jagte ... Sie waren Braut und Bräutigam. Ich lüge nicht. Daß sie noch heut Hochzeit machen wollten — das haben sie mir freilich verschwiegen. Sie wollten sie wohl allein feiern — und nun bin ich doch geladen ... Freunde, Freunde, geht doch, was hält euch noch? ... Gäste genug ... Etzelt und ich!

KRIBBLING. Medardus!

BERNBURG. Medardus ...

MEDARDUS. Bernburg ... *Sich plötzlich besinnend.* Es ist abgemacht, Bernburg ... Verzeih, daß ich dir's früher abschlug ... aber ... ich ahnte nicht ... welche Kraft deinen Wünschen innewohnte ... Es sei ... Rück' du für mich zum Bataillon ... es könnte sein, daß ich hier noch was zu tun hätte.

ETZELT. Komm zu dir. Was hättest du hier zu tun? Nichts mehr ...

MEDARDUS vor sich. Doch, doch ...

BERNBURG. Ist das dein Ernst, Medardus?

MEDARDUS. Seh' ich dir sehr gelaunt zum Spaßen aus ...?

BERNBURG. Kribbling, läßt es sich überhaupt noch machen?

BAUMANN. Ich glaube nicht, daß dies so ohne weiters ...

KRIBBLING. Ich nehm's auf mich, beim Bataillonskommandanten die Sache zu ordnen ... Und du, Me-

dardus . . . Du meldest dich morgen in der Stadt am rechten Ort . . .

MEDARDUS. Ich danke dir, Kribbling.

Indes sind die Leichen auf der Bahre hereingetragen worden.

RABENAU. So ein ersoffener Prinz sieht auch nicht lieblich aus.

MARIE zu Elisabeth. Hab' ich dir's nicht gesagt? Sie werden schon gewußt haben warum.

ELISABETH. Oh!

MEDARDUS deckt die Leichen mit seinem Mantel zu. Geht, geht, ich bitt' euch, meine Freunde! Schlaft euch aus. Glück auf den Weg! Nein, reicht mir die Hände nicht, keiner, keiner . . . Diese Hand hier hat vielleicht noch irgend was zu besorgen, ehe sie anderer ehrlicher Männer Hände schütteln darf.

BERNBURG. Ich will dich umarmen, Medardus.

MEDARDUS. Fort, fort, keiner mir in die Nähe . . . Mir ist, als zöge kein guter Hauch von mir aus . . . Lebt wohl . . . geht . . .

Alle sind allmählich gegangen.

Elisabeth und Marie stehn draußen und schaun zum Fenster herein.

WIRT zu Etzelt. Ich laufe zur Gendarmerie. Das Wachhaus ist zweihundert Schritte von hier. Es ist nämlich meine Verpflichtung, sofort die Meldung zu erstatten. *Ab.*

ETZELT. Medardus!

MEDARDUS. Was willst du?

ETZELT stark. Laß mir alles über . . . Du folge deinen Kameraden.

MEDARDUS ohne auf ihn zu hören. Sieh sie an! diese war ihnen zu gering! und darum mußte sie in den Tod. Sieh sie an, Etzelt! War sie nicht adeliger als alle Prinzessinnen der Erde, — und sie war ihnen zu gering. Warum bist du nicht lieber in die Welt hinaus, Schwester, mit ihm . . . warum? . . . Schande?! . . . erloschnes Wort. Deine Asche weht in alle Winde vor diesem Anblick. Hast du gefürchtet, Agathe, ich hätte dir Böses getan — oder ihm? Törichte Furcht,

Agathe! Eh' du mir wieder begegnet wärst, hätte mir ein Traum warnend dieses Bild gezeigt, — und beim Erwachen hätte mich das Glück, daß es nur ein Traum war, — trunken gemacht. Und hätt' ich dich in einem schlechten Haus gefunden, mit geschminktem Gesicht, als feile Dirne — wär's nicht Seligkeit gewesen, gegen jenes Bild, das nun Wahrheit wurde?

ETZELT. Medardus, noch einmal rat' ich dir, folge den andern. Was soll dein Klagen? Es ist nichts als ein wahnwitzig-ohnmächtiges „Ichglaubesnicht" zum Himmel aufgeschrien. Agathe wacht nicht wieder auf. Es muß hingenommen sein.

MEDARDUS. Nimm du es hin! Du kannst es, ich nicht. Denn ich, ich, Etzelt, ich war ihr Bruder ... Du, Etzelt, hast sie nur geliebt! Wie wenig ist das! — Tollheit, Verlangen, Haß, ein wüstes Sausen aufgewühlten Bluts, das wieder ebbt ... darum wandelt auch deine Zärtlichkeit sich vor diesem Leichnam, nach dem die Würmer hungrig sind, in Graun. Darum flieht dein tiefstes Wesen schon in diesem Augenblick fort von ihr — und du „verstehst" ...

ETZELT. Mitstürzen in die Vernichtung oder erhobenen Hauptes weitergehn — es gibt keine andre Antwort auf das Unabänderliche. Fühle, daß hier alles zu Ende ist, Medardus, und geh.

MEDARDUS. Zu Ende? Etzelt, ich bleibe. Hier ist mein Platz. Denn ich weiß, was heut geschah, das ist ein Anfang, Etzelt — kein Ende.

Vorhang.

ERSTER AUFZUG

Erste Szene

Friedhof. Weit und groß. Mit zahlreichen Grabsteinen und Kreuzen. Jenseits der Mauer im Hintergrund Hügelkette, darüber blaßblauer Himmel mit weißen Wolken. Zwei breite Wege von rechts und links führen zu einem offenen Grab vorn Mitte, in dem ein Totengräber beschäftigt ist. Anfangs nur wenig Leute, allmählich mehr. Zu Beginn schon sieht man den uralten Herrn, von einem kleinen Mädchen geführt, zwischen den Grabsteinen auf und ab gehen, Inschriften lesen, auf die er zuweilen mit seinem Stock deutet. Es kommen eben Herr Föderl, magerer, etwas ängstlicher Herr von fünfzig, und Frau Föderl, wohlbeleibt und lebhaft.

HERR FÖDERL. Na siehst du, daß wir noch zurecht gekommen sind. Beinah die allerersten sind wir da.

FRAU FÖDERL. So sehn wir's wenigstens in der Näh'. Können der Frau Klähr Kondolenz erweisen und hören, was geredt wird.

HERR FÖDERL. Wer soll denn reden bei einer solchen Leich'. Sie ist ja nicht einmal eingesegnet worden.

FRAU WINKLER ältere, sehr gut gekleidete Frau mit ihrer Tochter Leopoldine kommen.

FÖDERL. Guten Tag, Frau von Winkler.

FRAU WINKLER. Guten Morgen.

FRAU FÖDERL. Ja ... es ist eine traurige G'schicht'! ...

FRAU WINKLER nickt. Meiner Poldi geht's gar nah. Sie ist in die Schul' gegangen mit der armen Agathe ... und bis in die letzte Zeit manchmal ins Haus gekommen.

LEOPOLDINE in Tränen aufs Grab weisend. Also da drinnen, da werden sie beide liegen?

FÖDERL. Beide?

FRAU FÖDERL zu ihrem Mann. Na, weißt es denn nicht, ist doch sogar in der Zeitung gestanden ... ich hab' dir's doch vorg'lesen beim Kaffee.

FRAU WINKLER. Ja, das ist ihr letzter Wunsch gewesen. Sie haben Briefe hinterlassen, daß sie im selben Grab zur Ruhe bestattet zu werden wünschen.

LEOPOLDINE in Tränen. Also da drin werden sie liegen. Mutter, Mutter . . . *Sie faßt ihre Mutter beim Arm.*

WACHSHUBER kommt. Junger Mensch von 28 Jahren, mit ordinärer Eleganz gekleidet. Spricht immer sehr rasch. Fahrige Bewegungen, unstete Augen. Jawohl, in solchem engen Raume endet Lust und Leid. Habe die Ehre, meine Herrschaften.

FRAU FÖDERL. Ah, der Herr Wachshuber.

FÖDERL. Mir scheint, Herr Wachshuber, Sie werden noch bei ihrer eigenen Leich' als Spaßmacher mitgehn.

WACHSHUBER. Na, hör'n S', Herr Föderl! Wenn sich einer gebildet ausdrückt bei uns, so halt man's für einen Spaß. Mir ist wirklich nicht zum Spaßen.

FRAU FÖDERL. Haben Sie s' gekannt?

WACHSHUBER. Na, was denn! Glauben s', unser G'schäft geht so, daß ich zu meinem Vergnügen auf den Friedhof laufen könnt'? Noch am Montag war die Fräulein Agathe bei uns drin und hat Datteln und Feigen gekauft und Malagatrauben.

LEOPOLDINE. Ja, die hat sie so gern gegessen.

WACHSHUBER. Alle jungen Fräuleins essen Malagatrauben gern. Das ist eine eigene Bewandtnis.

FRAU FÖDERL. Haben Sie ihr was angemerkt?

WACHSHUBER. Aber nicht das geringste. Ich mein' nämlich, daß sie sich was antun will, hab' ich nicht gemerkt. *Leise.* Was andres schon.

FRAU WINKLER sieht ihn streng an.

FÖDERL. Es soll ja niemand eine Ahnung gehabt haben.

WACHSHUBER. Kein Mensch! So eine Verstellungskunst.

FRAU FÖDERL. Man sollt' es so einem jungen Mädel nicht zutraun.

WACHSHUBER. Zu Haus, vorm Fortgehn, haben s' g'sagt, sie machen einen Abendspaziergang.

FÖDERL. Ein kurioser Spaziergang — in die Donau.

FRAU FÖDERL. Und is wahr, daß der eigene Bruder sie herausgefischt hat?

WACHSHUBER. Genau so wird's wohl nicht g'wesen sein. Er ist halt zufällig unten g'wesen in der Praterau, beim blauen Walfisch. Dort bringen s' die Ertrunkenen gewöhnlich hin.

SCHREUBLER dicker, etwas heiserer Herr, der eben gekommen ist. Das ist ein angenehmes Wirtshaus, da möcht' man Stammgast sein.

Begrüßung mit den andern.

WACHSHUBER. In Damengesellschaft war er unten ... wie es heißt.

FRAU WINKLER. Ja, das weiß man vom jungen Klähr.

FRAU FÖDERL. Ist er wirklich so?

FÖDERL. Ein Lump! ...

WACHSHUBER. Was die schönen Damen anbelangt, da ist bald einer ein Lump. Oder es möcht, gern einer ein Lump sein, trifft's nur nicht ein jeder.

DER URALTE HERR eine Grabschrift lesend. „Hier ruhet Ernst Josef Zehetgruber, bürgerlicher Handschuhmacher, verstorben am 16. Feber 1798 im sechzigsten Lebensjahre." Es ist merkwürdig, es ist merkwürdig.

WACHSHUBER. Was ist denn da so merkwürdig, alter Herr?

DER URALTE HERR. Mit sechzig Jahren! der arme Zehetgruber.

WACHSHUBER. Haben Sie ihn denn gekannt?

DER URALTE HERR. Er muß viel versäumt haben, der Zehetgruber! Mit sechzig Jahren sich da hineinlegen müssen. *Zum Totengräber.* Was, das ist nichts für uns?

TOTENGRÄBER. Kommen auch amal dran ... Herr Hofrat.

WACHSHUBER. Ein Hofrat ist er . . .

DER URALTE HERR. Noch lang nicht, noch lang nicht . . .

FRAU GRINZINGER ist eben dazu gekommen, noch ziemlich junge Frau mit lebhaften Augen. Wie alt sind denn Sie, wenn man fragen darf?

WACHSHUBER. Ah, die Frau Grinzinger . . . küss' die Hand. Der Herr Gemahl nicht anwesend?

DER URALTE HERR. Ich bin dreiundneunzig.

FRAU FÖDERL. Hast gehört . . . dreiundneunzig is er.

SCHREUBLER. Was machen S' denn auf dem Friedhof mit der Kleinen da? Is Ihnen wer g'storben?

DER URALTE HERR. Mir sind gar viele schon g'storben. Zuerst meine Mutter, das ist neunzig Jahr her. Dann mein Vater — vor siebzig. Dann meine Frau vor fünfundfünfzig. Dann meine zweite, das war aber schon eher eine Gemahlin, vor vierzig. Dann fünf Söhne und drei Töchter und so ungefähr dreißig Enkelkinder. Das letzte Enkelkind, das war die Mutter von der Kleinen. Ist auch schon sieben Jahr her. Na, und seitdem is Ruh'.

WACHSHUBER gibt der Kleinen ein Zuckerl. Da hast was, Kleine. Sie darf schon, was, Herr Urgroßvater?

FRAU FÖDERL. Haben S' vielleicht die zwei jungen Leut' gekannt?

DER URALTE HERR. Was denn für junge Leut'?

FRAU FÖDERL. Die heut begraben werden. Die Agathe Klähr von der Buchhändlerswitwe in der Teinfaltstraße und den Franzosen, Graf soll er g'wesen sein.

WACHSHUBER. Prinz, wenn's gefällig is, Prinz.

SCHREUBLER. Aber keine Spur! Auch kein Graf nicht einmal!

DER URALTE HERR. Junge Leut'? Wie alt sind sie denn g'wesen?

WACHSHUBER. Das Mädel war siebzehn. Und

der Prinz, wie alt wird denn der g'wesen sein ... Na, sagen wir halt zweiundzwanzig.

DER URALTE HERR. Siebzehn und zweiundzwanzig ... Na, rechne einmal zusammen, Greterl.

DAS KLEINE MÄDCHEN. Neunundreißig.

DER URALTE HERR. Neunundreißig! — Und ich bin dreiundneunzig ... Das ist eine Nummero, was? *Setzt sich auf einen Grabstein.* Was hat ihnen denn g'fehlt?

FRAU GRINZINGER. Nichts hat ihnen g'fehlt. Ins Wasser sind sie gegangen.

LEOPOLDINE weint.

DER URALTE HERR. Warum sind sie denn ins Wasser gegangen?

FRAU GRINZINGER. Umgebracht haben sie sich halt.

DER URALTE HERR. Ah, so was. Haben sie's nicht erwarten können. Schaut's an, was ich für eine Geduld hab'. — Warum haben sie sich denn umgebracht?

WACHSHUBER. Aus Liebe, Herr Urgroßvater, aus unglücklicher Liebe.

DER URALTE HERR. Aus unglücklicher Liebe? ... Unglücklicher Liebe. Aha, weiß schon, weiß schon.

Einige andre kommen (darunter Bradl, ein eilfertiger, etwas geheimnisvoller Mann mit großen Augen).

BRADL. Sie kommen schon.

WACHSHUBER. Jessas, is möglich, sie kommen schon, die Franzosen?

BRADL. Wer redt von den Franzosen, die Kondukte kommen.

FRAU FÖDERL. Er muß halt immer seine Späße machen, der Herr Wachshuber.

FRAU GRINZINGER. Meiner Seel', Sie versündigen sich, das is nicht der Ort.

WACHSHUBER. Aber warum denn? Alles is ein Spaß für die Herrschaften! Wie lang wird's denn noch dauern, und sie sind wirklich da, die Franzosen.

SCHREUBLER. Das wär' leider nicht unmöglich nach den letzten Nachrichten aus Bayern ... Und wir erleben's vielleicht noch einmal, daß der Napoleon im Schönbrunner Garten spazieren geht, gradso wie vor vier Jahren.

WACHSHUBER. Freilich ist er draußt spazieren gangen in Schönbrunn, weil er sich nach Wien doch nicht hereingetraut hat!

BRADL. Ja, vor Ihnen hat er sich g'fürcht.

FÖDERL. Aber das is schon wahr, herin in der Stadt hat ihn keiner g'sehn.

FRAU GRINZINGER. Manchmal soll er doch hereingekommen sein, immer bei der Nacht.

WACHSHUBER. Fabeln.

BRADL. Das ist keine Fabel, das is wahr. Ich hab' ihn selber g'sehn.

WACHSHUBER. Ja, wen man Ihnen für'n Napoleon wird aufdisputiert haben! —

BRADL. Mit zwanzig oder dreißig Offizieren is er durch die Mariahilferstraßen hereingeritten und dann durchs Kärntnertor, wie der Teufel.

FÖDERL. Malen Sie ihn nicht an die Wand, den Teufel ... die Franzosen sind noch weit ...

BRADL. Wenn s' aber schon die Schanzen aufbaun im Prater.

FRAU FÖDERL. Das haben s' damals auch getan.

BRADL. Sind auch pünktlich anmarschiert gekommen damals, die Franzosen!

SCHREUBLER. Nur daß man sie dazumal auch gleich hereingelassen hat!

FÖDERL. Ist doch auch das gescheiteste gewesen. Sie haben keinem was zuleid 'tan!

FRAU GRINZINGER. Aber diesmal kommen sie uns nicht herein!

BRADL. Und warum ist denn die Schatzkammer nach Ungarn fortg'schafft worden? Und warum ist denn Befehl gegeben, daß im Stadtgraben die Hütten und die kleinen Häuser abgebrochen werden? Und

warum ist denn schon alles hergericht zum Verbrennen von der Franzensbrücken?!

WACHSHUBER. Und warum ist denn der Herr Regierungsrat Pichler samt Familie abgereist ... und der Baron Klezlein? ... Lauter Kunden von mir —?

FÖDERL. Ist denn das alles wahr?

BRADL. Und auf den Basteien oben, da arbeiten sie wie nicht gescheit, besonders bei der Nacht.

FÖDERL. Aber davon kann doch keine Red' nicht sein, daß zu einer wirklichen Verteidigung herg'richt wird. Was geschäh' denn nachher mit uns in Gumpendorf? Das kann doch dem Kaiser sein Wille nicht sein, daß wir in der Vorstadt von beiden Seiten zusammengefeuert werden? Vom Feind und von unsern eigenen Mitbürgern?

FRAU FÖDERL. Aber gib Ruh', Föderl, sie sind ja noch nicht da.

WACHSHUBER. Ein Heldenweib, die Frau Föderl. Sie können sich gratulieren, Herr Föderl.

FÖDERL. Sie haben gut Spassetteln machen. Sie wohnen in der Teinfaltstraße, mitten in der Stadt. Wer gibt's uns denn geschrieben, daß die Franzosen ihre Wut nicht an uns auslassen, wenn ihr sie nicht hereinlaßt?

SCHREUBLER. Ja, auf die Gumpendorfer haben sie's scharf, die Franzosen.

FRAU GRINZINGER. Ruhe, Ruhe, sie kommen ja schon.

Man sieht die Kondukte sich nähern.

Ein junges Mädchen, Berta, tritt herzu.

BERTA. Grüß' dich Gott, Poldi ...

LEOPOLDINE. Grüß' dich Gott, Berta ...

BERTA. Der eine Zug geht rechts herum, der andre links. Ganz zugleich werden sie da sein.

LEOPOLDINE. Ich kann's nicht glauben! Ich kann's nicht glauben! Ich denk' immer, es ist doch nicht wahr.

BERTA tritt ganz nah zum Grab. Also da unten ...

wie kalt's da herauskommt ... *Sie schüttelt sich.* Sagen Sie, Herr Totengräber, ist denn da Platz für zwei Särge?

TOTENGRÄBER. Platz genug ...

BERTA. Wie werden S' denn das machen?

TOTENGRÄBER. Wird schon gehn, Fräul'n, wird schon gehn — mir ist noch keiner aus'kommen.

FRAU WINKLER. Ja, Fräulein Berta ... Es is eine Lehre! Eine Lehre is es halt.

Indes sind auch Elisabeth und Marie gekommen, die sich ziemlich abseits halten.

FRAU GRINZINGER. Und wenn s' tausendmal von Adel sind, ich sag', solche Leut' sollt' man einsperren. Sie sind halt doch nichts besseres als Mörder.

SCHREUBLER. Na, Frau Grinzinger, nicht gar so scharf. Ich hab' mir sagen lassen, es gehn nicht alle ins Wasser.

FRAU FÖDERL. Man hätt's nicht müssen so weit kommen lassen.

WACHSHUBER. Ja, schließlich ein gewisser Unterschied muß aufrecht erhalten werden, da kann man sagen, was man will. Ein Prinz und eine Bürgerliche ... es hätt' nicht gut getan. Ich bitt' Sie, Frau Föderl, Sie würden sich's auch überlegen, eh' Sie Ihre Tochter ...

FRAU FÖDERL. Ich hab' keine Tochter, Gott sei Dank. Nur Sorge und Schand' hat man von ihnen.

DER URALTE HERR liest. Amalie Zitterbart, geboren 12. August 1780, gestorben 12. August 1789. Achtzig bis neunundachtzig ... wieviel ist das, Greterl?

DAS KLEINE MÄDCHEN. Neun.

DER URALTE HERR. Die ist gar nur neun Jahr alt geworden. Sixt, Greterl, brauchst dir nichts einzubilden. Das kann einer jeden passieren. Neun Jahr und an ihrem Geburtstag' auch noch. Merk' dir's, Greterl! ....

Man verweist ihn zur Ruhe, da die Kondukte schon ganz nahe sind. Er verschwindet mit Gretel vom Friedhof.

Die beiden Kondukte kommen. Von rechts der eine Sarg von sechs

Trägern getragen, dahinter gehn der alte Herzog, groß und schlank, blind, geführt von Assalagny, seinem Arzt. Dann die Herzogin, stattlich, weißhaarig, dann Desolteux, einfach, über vierzig; Caillard, etwas eleganter, über zwanzig, zuletzt zwei Lakaien. Von links der andere Sarg von sechs Trägern getragen; hinter ihm Frau Klähr, Eschenbacher, Anna Berger, Etzelt und Medardus. Bargetti und einige andere.

Zuerst Stille, dann Flüstern.

FRAU FÖDERL. Das ist der alte Graf?

WACHSHUBER. Das ist mehr als ein Graf, das is ein Herzog.

FRAU GRINZINGER. Der is ja blind.

SCHREUBLER. Haben S' denn das nicht g'wußt?

FRAU FÖDERL. Die Mutter, die kann noch gar nicht alt sein. Nur ganz weiß ist sie halt.

FRAU GRINZINGER. Da kann eines leicht weiß werden ... vor Verzweiflung und Reu' ...

FRAU FÖDERL. Wenn's nicht eine Perücken is.

BRADL. Die kenn' ich ja schon lang.

WACHSHUBER. Sehn Sie, Fräulein Poldi? Der junge hübsche *auf Caillard deutend* das is gewiß auch ein Prinz.

BERTA. Geh, Poldi, wein' doch nicht.

LEOPOLDINE. Und da in dem Sarg drin soll die Agathe liegen, mit der wir in die Schul' gegangen sind? Und vor acht Tagen is sie noch bei mir oben g'wesen!

BERTA. Da ist ja auch die Anna Berger. Schlecht sieht die aus.

FRAU GRINZINGER. Nein, so eine Leich' ...

Der Sarg des Prinzen wird zuerst in das Grab gesenkt.

ESCHENBACHER zu Frau Klähr. Nur Ruhe, Ruhe ...

FRAU KLÄHR. Sei getrost, Bruder, ich bin ruhig.

FRAU FÖDERL. Also wirklich ohne Musik und ohne daß wer was redt.

FRAU GRINZINGER. Es ist, wie wenn sie einen in eine Gruben hineinwerfen täten.

FÖDERL zu Eschenbacher. Ich kondoliere von Herzen.

ESCHENBACHER. Danke, Herr Föderl.

WACHSHUBER. Mein Beileid, Herr Eschenbacher. Mein Beileid, Frau Klähr.

Der andere Sarg wird in das Grab gesenkt. Stille, viele schluchzen.

FRAU GRINZINGER. Was sagen S' dazu? Haben S' so was schon erlebt? — Von denen, die's angeht, weint niemand.

HERZOGIN. Wie uns diese Leute ansehn! Welche feindseligen Blicke! Mir wird bang.

HERZOG. Es zwang Sie niemand hierher zu kommen. Auch Helene blieb fern ... Vielleicht hatte sie recht.

HERZOGIN. Wohl Ihnen, der diese Blicke nicht sieht.

HERZOG. Ich fühle sie. Doch ficht's mich nicht an.

HERZOGIN. Es zerreißt mir die Brust.

HERZOG. Beherrschen Sie sich.

HERZOGIN. Mir starb ein Sohn.

HERZOG. Mir starb mehr.

Schollen werden auf das Grab geworfen.

ANNA. Meine Agathe, meine gute Agathe ... *Sie weint.*

CAILLARD wirft eine Scholle aufs Grab. Fahr wohl, François, mein Freund.

DESOLTEUX. Fahre wohl, Prinz von Valois, Sohn meines Herrn.

ETZELT wirft eine Scholle hinab.

MEDARDUS bleibt regungslos.

HERZOGIN wirft eine Scholle hinab, plötzlich schreit sie wild auf, beinah wie ein Tier brüllend, und wirft sich weinend aufs Grab.

FRAU GRINZINGER. Jetzt weint sie.

ANDRE. Jetzt weint sie.

FRAU FÖDERL. Jetzt ist's zu spät.

ANDRE. Hätt' sie sich's früher überlegt.

FRAU GRINZINGER. Vom Weinen ist noch keiner wieder aufgestanden ...

FRAU FÖDERL. Der Himmel wird sie strafen.

HERZOGIN. Ich bin ohne Schuld! Ich bin ohne Schuld! —

Murmeln, Bewegung.

HERZOG von Assalagny geführt, tritt zu Frau Klähr. Es geziemt sich, Madame, daß ich mich Ihnen vorstelle.

FRAU KLÄHR. Ich kenne Sie.

Die Leute, sehr erstaunt und neugierig, versuchen in die Nähe zu drängen, werden auf der einen Seite von Eschenbacher, auf der andern von Assalagny fortgedrängt.

HERZOG. Madame, ich beklage das unglückselige Schicksal Ihrer Tochter nicht weniger als das meines Sohnes . . .

FRAU KLÄHR. Sie beklagen es —?

MEDARDUS starrt ihn an.

ESCHENBACHER. Ruhig, Schwester.

HERZOG. Ich beklage es, doch ich bereue nichts.

FRAU KLÄHR. So wünsch' ich, daß Gott Ihnen verzeihn möge, ich vermag es nicht.

HERZOG. Ich bedarf keiner Verzeihung von den Menschen, — und Gott zürnt mir nicht. *Er wendet sich ab.*

Die Herzogin hat sich indes, von Desolteux und Caillard unterstützt, erhoben.

FRAU GRINZINGER zu Frau Föderl. Haben Sie was verstanden?

FRAU FÖDERL. Von Verzeihung hat er was g'sagt.

LEOPOLDINE. Jetzt is aus, Berta, jetzt is aus! — *Sie weint.*

FRAU WINKLER. Komm, mein Kind!

Die Leute entfernen sich allmählich.

Herzog, Herzogin, Assalagny, Desolteux, Caillard, die Lakaien auf der einen Seite.

FRAU KLÄHR. Medardus . . .

BARGETTI. Ihre Mutter ruft Sie, Medardus.

FRAU KLÄHR. Willst du mich nicht nach Hause führen?

ESCHENBACHER. Komm, Medardus.

MEDARDUS. Laß mich hier, Mutter.

FRAU KLÄHR sieht ihn an, dann zu Etzelt. Bleiben Sie bei ihm, Etzelt?

ETZELT nickt.

Frau Klähr, die Bergers, Eschenbacher, Bargetti ab.
Etzelt. Medardus.

ETZELT. Medardus.

MEDARDUS ohne ihn anzusehn. Was willst du, Etzelt?

ETZELT. Ich wollte, du könntest weinen.

MEDARDUS. Tränen sind tückisch, sie lösen steinerne Verzweiflung in weichmütige Trauer auf und schwemmen den Vorsatz der Rache mit sich fort.

ETZELT. Treibe deinen Schmerz nicht ins Irre. Nimm ihn lieber mit dir auf deinen vorgesetzten Weg als stummen und edeln Gefährten.

MEDARDUS. Wohin mein Weg —?

ETZELT. Du wirst dich drauf besinnen, wenn wir jenseits dieser Mauern sind.

MEDARDUS. Wir können uns nicht mehr verstehn, Etzelt! Deine Sprache ist doch nur aus Worten gemacht! *Er wirft sich aufs Grab hin.*

ETZELT geht.

MEDARDUS allein. Agathe! Schwester! Geliebte, hingeopferte Schwester!... Kommt ihr nun doch, elende Tränen? Fließt nur... fließt... Sanft strömt ihr über meine Seele dahin und nehmet nichts mit euch fort.

Er liegt der Länge nach hingestreckt, hinter dem aufgeworfenen Hügel links, so daß die von rechts Kommenden ihn anfangs nicht sehen können.

Helene, die Prinzessin von Valois, und Nerina, ihr Kammermädchen, kommen von rechts, von einem Friedhofswächter geleitet, der sie dann gleich verläßt.

HELENE. Hier also. *Sie steht sinnend.*

NERINA weint.

HELENE. Du weinst, Nerina?

NERINA. Wie sollt' ich nicht, gnädigste Prinzessin?

So jung, so schön, so gütig — und mußte schon so früh fort aus dieser Welt.

HELENE. Gütig und schön und jung . . . dies alles war er wohl. Doch nicht für diese Welt geschaffen. Drum verließ er sie.

NERINA. Prinzessin, es war doch Ihr einziger Bruder, und Sie liebten ihn sehr. Auch Ihnen tut das Herz weh, Prinzessin.

HELENE. Ja, das Herz tut mir weh, denn ich steh' an seinem Grab. Aber wie ich ihn leben sah, hat meinem Herzen noch schlimmer weh getan. Oftmals, da wir beide noch Kinder waren und miteinander spielten, hab' ich mir ihn als Jüngling geträumt. Und weißt du, wie ich ihn vor mir sah? Den Degen locker in der Scheide, lachen, wenn Frauen zu seinen Füßen weinten, und mit leuchtenden Augen in seine große Zukunft schaun. — Und wie kläglich hat es sich erfüllt! Seine Freude war, abends im Mondschein spazieren zu wandeln, sanfte Melodien zu spielen auf dem Spinett — und am Ende wird er närrisch über das erste hübsche Gesicht, das ihm begegnet, und vergißt seiner hohen Sendung — — Wenn er ihrer jemals gedacht hat . . .

NERINA. Gnädigste Prinzessin, man sagt . . .

HELENE. Was sagt man, Nerina?

NERINA. Das junge Geschöpf wäre von dem Prinzen in der Hoffnung gewesen . . .

HELENE. Und was weiter? Es laufen mehr Kinder herum, die ihren Vater nicht kennen — und sind mehr Weiber ins Wasser gegangen, ohne ihre Liebhaber mitzunehmen.

NERINA. Gewiß hat er sie sehr geliebt.

HELENE. Das ist es eben.

NERINA. Prinzessin, wenn Gefühle in unserer Macht ständen . . .

HELENE. Ja, du weißt was davon zu erzählen . . . Stille, Nerina, weine nicht . . . Ich habe sein Grab gesehn zum ersten- und zum letztenmal — nun wollen wir gehn — *Sie nimmt Blumen aus ihrem Gürtel.* Ruh' in

Frieden, lieber, armer, törichter Bruder. *Läßt die Blumen aufs Grab sinken.*

MEDARDUS der sich erhoben hat. Nehmen Sie diese Blumen fort, Prinzessin. Hier ruht nicht Ihr Bruder allein. Auch eine, deren arme Seele den Duft dieser Blumen wie den letzten und fürchterlichsten Hohn in sich tränke, — meine Schwester ruht in diesem Grabe.

HELENE sieht ihn an, dann zu Nerina. Die wohl um einiges sanfter war, wenn sie meinem Bruder so wohl gefiel. Komm, Nerina.

MEDARDUS. Die Blumen fort, oder ich zertrete sie.

HELENE nimmt sie auf. Wahrhaftig, dies wäre ein zu gemeines Schicksal.

MEDARDUS. Nun sind sie einem würdigeren aufbewahrt, — zu verwelken in den hochmütig mörderischen Fingern einer Valois.

DER MARQUIS BERTRAND VON VALOIS über dreißig, sehr elegant, kommt rasch. Ich dachte Sie hier zu finden, Prinzessin. Doch nicht allein, wie ich sehe —?

MEDARDUS. Ich bin Medardus Klähr.

HELENE. Es ist der Bruder des Mädchens, das François mit sich in den Tod nahm, und — verbot mir eben, Blumen auf dies Grab zu legen.

MARQUIS. Mein Name ist Bertrand, Marquis von Valois. Ich sehe, daß Sie eine Waffe tragen, mein Herr. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich so frei sein, Sie von jetzt in drei Stunden, das ist genau um die Mittagszeit, in der Penzinger Au bei dem Forsthaus zu erwarten.

MEDARDUS. Ich werde zur Stelle sein. *Ab.*

HELENE. Er verdient, daß Sie ihn züchtigen.

MARQUIS. Sie werden mir das Nähere erzählen, Prinzessin. Zuerst aber sollen Sie eine Nachricht von höchster Wichtigkeit erfahren. Dieses Billett kündigt mir die Ankunft Renaults an.

HELENE. Renault? . . . wir haben länger als ein Jahr nichts von ihm gehört.

MARQUIS. Ich sprach ihn vor einem halben Jahr in Holland ... Er gab sich mir als einen begeisterten Anhänger Ihres Vaters zu erkennen.

HELENE. Er verließ uns als solcher ... Aber man hörte nichts mehr von ihm ... Nichts Bestimmtes wenigstens. Was hilft es uns übrigens heute, daß er wieder da ist. Hätt' es uns jemals geholfen?

MARQUIS. Er kommt aus Paris. Wir werden ja hören, was für Nachrichten er bringt.

HELENE, *die ihre Finger betrachtet hat.* Hochmütig, mörderisch nannte er diese Hand ... *Plötzlich.* Töten Sie den jungen Menschen, der da eben fortging, und ich will die Ihre sein, Bertrand.

MARQUIS. Helene — — darf ich Sie zu Ihrem Herrn Vater geleiten?

HELENE. Geduld, Herr Marquis! Suchen Sie Ihre Freunde auf. In drei Stunden müssen Sie mit ihnen in der Penziger Au sein. Auf Wiedersehen nachher. Komm, Nerina. *Ab mit ihr.*

Zweite Szene

Alter Garten, zu dem Schlößchen gehörig, das der Herzog bewohnt. Das kleine Schlößchen selbst links recht vernachlässigt, einstöckig. Breite Stufen führen in den Gartensalon. Rechts vorn ein Boskett, rückwärts unter Bäumen ein Teich. Verwitterte Sandsteinfiguren. Rings um das Schlößchen eine Mauer, die durch hohe Bäume größtenteils gedeckt ist.

Helene und Nerina auf einer Bank.

NERINA. Welch ein Tag, Prinzessin!

HELENE. Er ist noch nicht zu Ende.

NERINA. Gott sei davor, daß er ein schlimmes Ende nehme für irgendwen.

HELENE. Hast du nicht gehört, was ich dem Marquis versprach, Nerina? Ich kann mir Männer denken, auf die solch eine Aussicht nicht ganz ohne Wirkung bliebe ... Wie fandest du übrigens, daß er aussah ...?

NERINA. Wie einer, den man nicht gleich ins Tollhaus stecken müßte, — wenn er sich einbildete, einer so edeln Hand würdig zu sein.

HELENE. Der Marquis, meinst du —? Er hat es nicht schwer, gut auszusehn. Diese Gabe bringt jeder aus dieser Familie mit auf die Welt. Ich meinte den andern. Wie fandest du den?

NERINA. Wild genug sah er aus. Und bedrohlich beinah.

HELENE. Wahrhaftig, er hatte einen recht flammenden Blick ... und eine fast einwandfreie Haltung. Ganz natürlich fand ich ja beides nicht. Aber er fiel wenigstens nicht aus der Rolle. Und er sieht aus, als wenn er — verstünde den Degen zu führen.

NERINA. Mir sagte jemand, daß die Studenten hier bei einem italienischen Fechtmeister Unterricht nehmen.

HELENE. Wahrhaftig, du hast deine Verbindungen überall.

NERINA. Immerhin, verzeihen Sie, gnädigste Prinzessin, es bleibt ein lächerlicher Handel. Der Marquis von Valois und ein Wiener Bürgerssohn! ... So sehr ich einen guten Ausgang für beide wünschte — mir ahnt ja doch, als würde der arme Junge seiner allzu geliebten Schwester früher folgen müssen, als ihm lieb ist.

HELENE. Du sprichst mir zu Gefallen, Nerina. Wir wollen nicht zu früh frohlocken, es kann auch anders kommen. *Sie erhebt sich.* Wie lang ist's her, daß wir wieder zu Hause sind?

NERINA. Zwei Stunden kaum, gnädigste Prinzessin.

HELENE. Zwei Stunden ...

NERINA. Welch ein Tag, Prinzessin.

HELENE. Hole die Federbälle, Nerina. Wir wollen spielen.

NERINA. Jetzt, Prinzessin? Heute!? ...

HELENE. Warum nicht? Man muß doch irgendwie die Zeit hinbringen. Sollen wir seufzen? Sollen wir dasitzen und warten? Es wird nicht anders . . . Nichts wird anders, ob wir nun Ball spielen oder klagen . . .

NERINA ab.

Helene. — Desolteux und Assalagny aus dem Hause.

HELENE. Wie haben Sie meinen Vater verlassen, Doktor Assalagny?

ASSALAGNY. Er hält sich vortrefflich. Ja, über alle Erwartung gut. Man möchte fast sagen, — wie einer, der nicht ganz zu fassen vermag, was geschehn ist. Die Frau Herzogin, Ihre Mutter, Prinzessin, faßt es leider ganz . . . Sie ist allein.

HELENE. Ich weiß. Aber es ist mir nicht gegeben, die Worte zu finden, nach denen es sie in einer solchen Stunde wohl verlangen möchte. Und schweige ich, so blickt sie mich angstvoll an, — als verschlösse ich in mir ein Geheimnis. Meine Gegenwart ist ihr also von keinem Nutzen . . . Herr Renault ist noch nicht zur Stelle?

DESOLTEUX. Er wird erwartet, gnädige Prinzessin. Sie erinnern sich seiner noch?

HELENE. Warum sollt' ich nicht? Wir sehen wahrhaftig nicht gar so viel Leute. Und er gehört nicht zu den Gewöhnlichen.

ASSALAGNY. Er hat etwas von einem Phantasten und viel von einem Abenteurer.

DESOLTEUX. Ich wage nicht über ihn zu urteilen. Er ist immer nur auf wenige Tage am Hofe des Herzogs von Valois erschienen.

HELENE. Im Hause des Herrn von Valois — müssen Sie sagen, Desolteux. — Nicht wahr, Doktor Assalagny? Und dabei ist es nicht einmal unser Haus . . Zur Miete wohnen wir hier! . . . wie überall . . . Wer mag daheim in Frankreich in unserm eigenen wohnen?

DESOLTEUX. Hier kommt Caillard.

ASSALAGNY. Er ist nach Neuigkeiten auf der Bastei gewesen.

Caillard kommt und verbeugt sich vor der Prinzessin. Helene. Assalagny. Desolteux.

HELENE. Guten Morgen, Herr Caillard, was bringen Sie uns?

DESOLTEUX. Bewahrheitet es sich, daß sich die Stadt zur Verteidigung bereit macht?

CAILLARD. Man möchte es beinah glauben. Die Wehre werden erhöht, Schießscharten eingeschnitten, Zugbrücken repariert, man sieht auch schon ziemlich viel Bürger in Uniform herumstolzieren. Aber mir scheint, sie tun das alles mehr aus Geschäftigkeit, vielleicht um ihr Gewissen zu beruhigen, als weil sie die Sache für sonderlich ernst halten. Sie sind so guter Dinge, als wenn es sich um die Vorbereitungen zu einem Fest handelte. Es heißt auch, daß ein Teil der Bürgerschaft eine Bittschrift an den Kaiser Franz gerichtet hat, die Stadt nicht den Fährlichkeiten einer Belagerung auszusetzen. Einer der Erzherzöge soll es befürwortet haben. Ich weiß nicht mehr welcher.

DESOLTEUX. Und daran, daß das französiche Heer noch aufzuhalten sein könnte, denken die Leute gar nicht mehr?

CAILLARD. Ich glaube niemand. Wenn sie auch den Erzherzog Karl . . . trotz Ingolstadt und Eckmühl für einen großen Feldherrn halten. Und um gleich alles zu berichten, Ausweisungsbefehle an die in Wien anwesenden Fremden sind bereits in großer Zahl ergangen.

DESOLTEUX. So ist es wieder einmal an der Zeit, die Koffer zu packen.

HELENE. Desolteux! — Dem Herzog von Valois und seiner Begleitung hat der Kaiser von Österreich selbst vor drei Jahren hier ein Asyl bewilligt. Man wird ihn nicht daraus vertreiben.

CAILLARD. Das vielleicht nicht — aber im Augen-

blick, da Napoleon vor der Stadt steht, wird das Asyl für uns zu einer Mausefalle.

ASSALAGNY. Die Gefahr scheint mir nicht groß. Bonaparte wird das Asylrecht des Herzogs von Valois nicht antasten.

HELENE. Warum sind Sie davon überzeugt, Doktor? —

ASSALAGNY. Weil Bonaparte keine seiner Seelenkräfte an Unnützes verschwendet. Nicht einmal seine Furcht.

HELENE. Ich verstehe Sie nicht, Doktor.

ASSALAGNY. Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, Prinzessin, daß Bonaparte vor ein paar Jahren einen englischen Juden nach Warschau geschickt hat, um dem Grafen von Provence, jetzigen Grafen von Lille, Geld anzubieten für den endgiltigen Verzicht auf Frankreichs Krone. Beim Herzog von Valois hat er nicht einmal das für notwendig gehalten.

DESOLTEUX. Hat er diese Beleidigung nicht gewagt —!

ASSALAGNY. Ich bitte Sie, Desolteux! Was würde Bonaparte nicht wagen! . . . Er hat einfach, gestehen wir's uns doch ein, die Ansprüche des Herzogs von Valois niemals ernst genommen. Und er sollte es heute tun, — heute — da der Herzog selbst zu unserm tiefsten Schmerz alle seine Ansprüche . . . alle seine Träume begraben mußte?! Der Herzog von Valois ist so verehrungswürdig als beklagenswert, und es schiene mir grausam, auch nur den Gedanken einer Flucht vor ihm laut werden zu lassen.

HELENE *sieht ihn wortlos an und entfernt sich nach rechts.*

CAILLARD. Sie sind in Ungnade gefallen, Doktor Assalagny.

DESOLTEUX. Auch könnten Sie sich in der Annahme täuschen, daß der Herzog seine wohlberechtigten Ansprüche aufzugeben gedenkt, weil sein Sohn nicht mehr lebt. Der Marquis von Valois ist hier —

und bewirbt sich um die Hand der Prinzessin. Und wir erwarten Renault.

ASSALAGNY. Politik ist meine Sache nicht. Ich bin der Arzt eines blinden, kranken Mannes — betrachten Sie alles, was ich sage und tue, von diesem Standpunkt, meine Herren. *Ab.*

Desolteux. Caillard.

CAILLARD. Ich weiß nicht sicher, ob Bonaparte Grund hatte, den Herzog von Enghien zu fürchten ... Daß er ihn hat erschießen lassen, ist zweifellos ...

DESOLTEUX. Was wollen Sie damit sagen, Caillard —?

CAILLARD. Werden Sie — am Hofe des Herzogs von Valois bleiben, Desolteux?

DESOLTEUX. Ob ich bleiben werde? Ich habe vor siebzehn Jahren Frankreich mit dem Herzog verlassen, da er noch ein Mann war und die Welt im Lichte seiner stolzen Augen vor ihm blühte. Ich war der Gefährte seiner Verzweiflungen und seiner Hoffnungen bis zum heutigen Tag. In Hamburg, in Kopenhagen, in Amsterdam war ich an seiner Seite ... Ich habe seine Kinder ein Vaterland lieben gelehrt, das sie und uns alle ausgestoßen hat. — Seit der unglückliche Sohn des hingerichteten Ludwig dahin ist, weiß ich, daß keinem andern die Krone Frankreichs gebührt als dem Herzog von Valois. — Und Sie fragen mich, ob ich bleibe?

CAILLARD. Keinem andern? Sie werden nicht leugnen, Desolteux, daß man dem Grafen von Lille, dem Bruder des hingerichteten Königs, mindestens die gleichen Ansprüche zugestehen muß als — einem Vetter im dritten Grade?

DESOLTEUX. Der Graf von Lille hat für mich jedes Recht auf die Krone verwirkt, seit er gegen sein eigenes Vaterland die Waffen ergriff.

CAILLARD. Er tat es doch nur, um zu seinem Recht zu gelangen, Desolteux!

DESOLTEUX. Der König, der an sich selbst

glaubt, wartet, bis sein Land ihn ruft. Wir könnten dergleichen noch erleben, Caillard!

CAILLARD. Der Prinz von Valois ist tot, Desolteux!

DESOLTEUX. Auch in den Töchtern der Valois fließt königliches Blut.

CAILLARD. Desolteux, wollen Sie wirklich Ihr Leben lang der Narr eines Narren bleiben?

DESOLTEUX. Caillard! *Ruhiger.* Warum sind Sie nicht längst von hier fortgegangen, Caillard?

CAILLARD. Sie fragen? François war mein Freund. Ich hätt' ihn nie verlassen. Aber ich kannt' ihn, Desolteux! Groß zu sein war er nicht geboren, doch er war geschaffen Größe zu verstehn. Und einmal wäre der Tag gekommen, an dem wir beide zusammen von hier fortgegangen wären, um im Schatten eines Größern dem Vaterland zu dienen!

DESOLTEUX. Verstecken Sie sich nicht hinter einem Toten, Caillard, der Prinz kann Sie nicht mehr Lügen strafen. Sie sind treulos und jung. — Ich würde an Ihrer Stelle nicht länger zögern . . . und dem Rufe meines Herzens folgen.

Renault kommt. Über vierzig. Grau melierter kleiner Knebelbart. Narbe auf der Stirn. Blitzende Augen, lebhaft, sehr vollendete Formen, manchmal eine Art von Herzenston, der nicht recht glaubhaft wirkt.

Desolteux. Caillard.

RENAULT. Desolteux, Caillard, meine Freunde, ist es denn auch wahr? *Händedrucke.*

DESOLTEUX. Heute morgens, Renault, haben wir ihn begraben.

RENAULT. Ich kann es gar nicht fassen. Der Prinz von Valois tot — durch eigene Hand. Und wegen einer dummen Liebesgeschichte, wie man erzählt. Ihr hättet besser auf ihn acht geben müssen. Nicht Sie mein' ich, Desolteux, denn seine Erzieher führt man ja immer hinters Licht. Aber Sie, Caillard, Sie waren sein Freund.

CAILLARD sehr leicht. Ich hoffe, Renault, Sie werden es sich nicht einfallen lassen, irgend jemanden für den Tod des Prinzen verantwortlich zu machen, weder mich noch einen andern.

RENAULT mit Herzenston. Caillard, ist das die Art einen Mann zu empfangen, der seit drei Wochen in keinem Bette schlief, um zu guter Stunde bei seinen Freunden einzutreffen?

CAILLARD. Eine gute Stunde, bei Gott.

DESOLTEUX. Wann haben Sie Paris verlassen?

RENAULT. Am gleichen Tage wie Bonaparte. Und bin früher da als er.

CAILLARD. Sie hatten allerdings weniger auf dem Weg zu tun, Renault.

RENAULT leicht. Ich hoffe nun meinerseits, Caillard, Sie nehmen wir nicht etwa übel, daß ich nicht unter den Fahnen — eines korsischen Offiziers fechte.

CAILLARD. Nicht m e h r müssen Sie sagen, Renault. Diese Narbe stammt ja meines Wissens von Marengo.

RENAULT. Aus einer Zeit, Caillard, da Bonaparte der kühnste Soldat seines Landes war, nicht sein Tyrann. Sollte es wirklich notwendig sein das an dieser Stelle zu erklären? Oder hat sich der Boden verwandelt, auf dem ich stehe? Ist dies nicht mehr der Hof des Herzogs von Valois?

CAILLARD. Es dürfte nicht schwer sein, ihn vom Hof des Grafen von Lille zu unterscheiden, den Sie ja noch besser kennen dürften!

RENAULT ihn scharf und ruhig betrachtend. Ist es das ...

Herzog und Dr. Assalagny treten aus dem Gartensaal. Desolteux. Caillard. Renault.

RENAULT ihm rasch entgegen. Mein Herzog ...

HERZOG. Die Stimme Renaults! Sein Sie mir willkommen. *Er reicht ihm die Hand.*

RENAULT beugt seine Knie und küßt die Hand.

HERZOG. Wer ist außer Ihnen hier anwesend?

DESOLTEUX. Ich, Herzog.

CAILLARD. Und ich . .

HERZOG. Und unser Vetter, der Marquis?

DESOLTEUX. Er fehlt noch.

HERZOG zu einem Lakaien, der auf der Stufe der Terrasse stehen geblieben ist. Man setze meine Gattin und meine Tochter von der Anwesenheit des Herrn Renault in Kenntnis.

LAKAI ab.

HERZOG. Renault, was haben Sie mir zu berichten?

RENAULT. Nichts, mein Herzog. Denn alles ist nun sinnlos geworden . . . außer meinem Schmerz.

HELENE kommt. Hier bin ich, mein Vater. Meine Mutter läßt sich entschuldigen, sie fühlt sich nicht fähig, irgendeinen Menschen zu sehn, und wär es auch einer, den wir alle willkommen heißen. *Sie reicht Renault die Hand.*

RENAULT beugt sein Knie und küßt die Hand. Prinzessin . . .

HERZOG. Sie kommen aus Paris . . .

RENAULT. Es war mein letzter Aufenthalt, Herzog. Ich war nur wenige Tage dort. Große Reisen liegen hinter mir.

HERZOG. Sie waren in Spanien?

RENAULT. Ja, Herr Herzog, und vorher in Warschau.

HERZOG. Beim Grafen von Lille?

RENAULT. Es schien mir unerläßlich, ihn von Angesicht zu sehen, um es begreifen zu dürfen, daß kein vernünftiger Mensch in Frankreich mehr — an ihn glauben will.

HERZOG. Und Sie begreifen es nun?

RENAULT. Es war nicht schwer. Die Sache ist einfach die, daß er selbst aufgehört hat, an sich zu glauben. Er hat sich in England ein Schloß gekauft — lebt nun als eine Art von Landedelmann in Buckingham und wird am Ende, gleiches mit gleichem vergeltend, Frankreich vergessen.

HERZOG. Daß Sie in Spanien waren, Renault, ist

uns bekannt. Nun ist es ja auch dort zu Ende mit unsern bourbonischen Vettern. Und der Bruder des Generals Bonaparte ist König von Spanien. — Welche Welt!

RENAULT. Zum König gemacht von einem, der sich selber zum Kaiser ernannte. Es wäre eine Scherzfrage, welcher Titel weniger wert ist.

HERZOG. Wenn es darauf ankäme! — Seine Truppen sind auch in Spanien siegreich, das bleibt das Wesentliche.

RENAULT. Auf offenem Felde, Herzog, und unter Opfern, die ungeheuer sind. Aber neben diesem großen, sozusagen offiziellen Krieg, neben diesen Schlachten und Belagerungen gibt es auch einen kleinen, in Engpässen, auf verlorenen Straßen, in kleinen Dörfern — mit Überfällen aus dem Hinterhalt und dergleichen, der alles zunichte macht, was im Feld gewonnen wird. Es ist heute soweit, daß kein Franzose in Spanien es wagt, sein Haupt zur Ruhe zu legen, wenn nicht zwei andre vor der Türe Wache halten. Ungeheuer ist der Haß gegen Bonaparte im Lande. Sie fühlen, daß niemand Kriegsrecht halten muß gegen einen, vor dessen Willkür und Tücke keinerlei Gesetze gelten. Die Welt wird ein Beispiel sehn, daß ein zweifellos großer Feldherr allmählich an seinen Siegen verblutet. Spanien ist das Grab von Bonapartes Glück, es beginnt auch das seines Ruhmes zu werden. — Und vielleicht hat er selbst es nur so rasch verlassen, weil er fürchtet, sich persönlich seinem Ruhm und seinem Glücke zur Seite in dies Grab legen zu müssen.

HERZOG. Hier lächelt einer!

CAILLARD. Ich war es, Herr Herzog. Ich wage zu finden, daß uns Herr Renault mit all seinem Geist für den Mangel an Tatsachen auf die Dauer nicht wird schadlos halten können.

HERZOG. Caillard, Sie haben keine besondere Zuneigung für Herrn Renault.

CAILLARD. Das ist die Wahrheit, Herzog.

HERZOG. Caillard, Sie haben in diesem Hause niemals einen andern geliebt als meinen Sohn. Und mein Sohn ist tot. Niemand wird versuchen, Sie an einem Orte zurückzuhalten, der Ihnen nun nichts mehr zu bieten hat als eine traurige Erinnerung.

CAILLARD. Herr Herzog, ich empfange mit Ehrerbietung Ihren letzten Befehl. *Er geht.*

HERZOG. Weiter, Renault. Sprechen Sie von Frankreich. Von Paris. Erzählen Sie uns von unsern Freunden, wenn es noch solche gibt.

RENAULT. Wenn es solche gibt —? Ich darf wohl sagen, der Herzog von Valois hat mehr Freunde als der General Bonaparte.

DESOLTEUX. Der sie niemals hatte! Lakaien oder Verzückte waren um ihn. Lakaien erheben sich, Verzückte kommen wieder zu Verstand. Nur Freunde sind treu.

RENAULT. Wenn sie nicht zufällig Verräter sind.

ASSALAGNY. Caillard ist nicht mehr zugegen, Herr Renault.

RENAULT. Man wird ihn zu finden wissen.

HERZOG. Ich verbiete Ihnen, sich um ihn zu kümmern, Renault. Sie haben Wichtigeres zu tun. Weiter . . . weiter . . .

RENAULT. Herr Herzog, wozu? . . . Der Prinz von Valois ist tot.

HERZOG. Sprechen Sie, Renault.

RENAULT. Ich kann nicht. Was ich noch zu sagen hätte, das ginge an den Prinzen selbst.

HERZOG. Sprechen Sie — als stünde der Prinz lebendig an meiner Seite.

RENAULT. Es wird klingen wie Hohn.

HERZOG. Sprechen Sie!

RENAULT. Ich kann nicht, Herr Herzog! — Ich war ja hergesandt, um den Prinzen nach Paris zu holen.

HERZOG. Renault!

HELENE. Er wäre Ihnen nicht gefolgt.

RENAULT. Dem Rufe Frankreichs nicht gefolgt, Prinzessin? *Er zieht einen Brief aus der Brusttasche.* Werfen Sie einen Blick her, Prinzessin, sehen Sie die Unterschriften.

HELENE. Thibeaudeau, Pons de Verdun, Gregois, der Oberst Mariotti, — das kann alles bedeuten und nichts. Es sind Grüße und Namen, nicht mehr...

RENAULT. Aber welche Namen?!

HELENE. Auch Fouché?

HERZOG. Fouché —?!

ASSALAGNY. Fouché, der Polizeipräsident?

RENAULT. Am Abend meiner Abreise war ich mit allen diesen zusammen...

HERZOG. Was sollte mein Sohn in Paris?

RENAULT. Bereit sein, Herzog.

HERZOG. Sind wir so weit?

RENAULT. Wir sind ... nein, wir waren es.

HELENE. Bereit ... ich verstehe Sie nicht, Herr Renault, es ist ein Wort ... „bereit“ ...

RENAULT. Der Prinz von Valois sollte bereit sein für den Fall, daß dem General Bonaparte auf seinem Siegeszug etwas Menschliches begegnete.

HELENE. Für den Fall!...

ASSALAGNY. Diese Einschränkung ist ein Strich durch das Ganze.

DESOLTEUX. Es wäre eine traurige Bereitschaft gewesen.

ASSALAGNY. Und eine etwas langweilige.

RENAULT. Man hält Bonaparte für unverwundbar, auch hier ... wie es scheint.

DESOLTEUX. Er ist unverwundbar, wie alle Helden, die es vorziehn, nicht in der Schußlinie zu stehn.

HELENE. Das ist nicht wahr, Desolteux ... Da scheint mir das Märchen von der Unverwundbarkeit noch glaublicher.

RENAULT. Das Märchen ist zu Ende, Prinzessin! Vor Landshut traf ihn ein Granatsplitter am Fuß.

DESOLTEUX. Wie?!

RENAULT. Und es könnte sich wohl einmal ein Splitter oder eine Kugel oder irgend sonstwas von größerer Entschiedenheit finden. *Schweigen.* Es wird niemanden hier wundernehmen, daß auch solche Möglichkeiten in Betracht gezogen werden von Leuten, denen die Zukunft Frankreichs am Herzen liegt. Und es gibt mehr — viel mehr Leute in Frankreich, die das Eintreffen einer solchen Möglichkeit ersehnen, als man hier zu ahnen oder zu hoffen scheint. Ich aber komme aus Frankreich. Und ich weiß: Frankreich ist müde, jedes Jahr neue Hunderttausende auf unersättliche Schlachtfelder zu senden. Es bricht zusammen unter der Last von so viel Siegen, deren Früchte es niemals zu kosten bekommt. Es hat Ruhm genug, es will endlich den Frieden. Und ich wage ein Wort zu wiederholen, das Fouché zu mir sprach, ehe ich Paris verließ: „Lassen Sie den Prinzen von Valois einmal durch die Straßen von Paris reiten — und in der nächsten Stunde hat Frankreich, das Frankreich, das zu Hause ist, einen König. Mögen die draußen ihren Kaiser behalten."

HERZOG. Renault . . .

RENAULT. Wohin gerat' ich . . . Der Kaiser Napoleon ist auf dem Wege nach Wien — und den Prinzen von Valois hat man heute begraben. Meine Anwesenheit muß Ihnen qualvoll sein, Herr Herzog, — erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen.

HERZOG. Nicht so geschwind, Renault . . . Ruhn Sie sich ein wenig aus, ich werde vielleicht mit Ihnen noch zu reden haben. Meine Herren, lassen Sie mich mit der Prinzessin allein.

Renault, Assalagny und Desolteux in den Saal.

Herzog. Helene.

HELENE. Vater —?

HERZOG. Der Marquis von Valois bewirbt sich um deine Hand, Helene. Kannst du dich entschließen seine Werbung anzunehmen?

HELENE sieht ihn lange an, dann ergreift sie seine Hände.

Du wirst einen Enkel haben, mein Vater, — und wenn sein Erbteil erobert ist, so will ich es zu verwalten wissen.

HERZOG. Helene! . . . Und bist bereit in wenigen Tagen Hochzeit zu halten?

HELENE. Das bin ich.

HERZOG. Und am Hochzeitstag mit deinem Gatten nach Paris zu reisen?

HELENE. Meinem Gatten zu folgen, sobald es an der Zeit ist.

HERZOG. Sobald es an der Zeit ist —?

HELENE. Es scheint mir vorteilhafter für unsere Angelegenheit zu sein, wenn ich in der nächsten Zeit — dem Aufenthalt des General Bonaparte nicht gar zu fern bin.

HERZOG. Könnt' ich dich in diesem Augenblick sehn, Helene — so würd' ich mehr wissen — als mir deine Worte sagen . . .

HELENE. Es gibt nicht mehr zu wissen, — in diesem Augenblick . . . Umarme mich, Vater.

HERZOG. Lern' ich dich erst heute erkennen, Helene?

HELENE. Das Schicksal ist sparsam. Heute hat man meinen Bruder begraben, vielleicht komm' ich erst heute zur Welt.

HERZOG. Komme mit mir! Nun wollen wir uns mehr von Renault erzählen lassen. Nun werd' ich es anders hören.

HELENE. Verzeih, Vater, die hundert Namen, die Renault wahrscheinlich aufzählen wird, kümmern mich wenig. Ich will hier den Marquis erwarten.

HERZOG. Ihm sein Glück verkünden —?

HELENE. Sein Geschick . . . Vater . . . *Sie führt ihn bis zur Terrasse und kommt gleich wieder zurück.*

HELENE allein. Ein Traum, Assalagny —? Vielleicht . . . Aber wenn ich einen aus dem Schlaf von einer Krone sprechen höre, und ich vermag sie ihm zu Häupten zu legen noch eh' er erwacht, war es dann ein

Traum? Daß ich sie noch auf deinem Haupt sehn könnte, Vater! Oh ... träume nun ich?

NERINA kommt. Prinzessin ...?

HELENE. Ah, unsere Federbälle ...

NERINA. Ich habe auf der Wiese gewartet.

HELENE. Und der Marquis noch nicht da. Wie weit ist es von der Penzinger Au hierher?

NERINA. Darauf allein kommt es wohl nicht an.

HELENE. Du glaubst doch nicht?! ... Vielleicht daß am Wagen ein Rad brach. So kann's am Ende noch eine Stunde währen. Und mehr! Komm, laß uns spielen.

Sie beginnen mit den Federbällen zu spielen.
Die Herzogin kommt. Nerina. Helene.

HERZOGIN ruhig. Und heute morgen begruben sie deinen Bruder.

HELENE. Ja, Mutter, und es ist als wär' er hundert Jahre lang tot und begraben. So rast die Zeit. Oder so langsam geht sie hin. Ihm ist es gewiß das gleiche, Mutter, warum nicht auch uns.

HERZOGIN. Es kommen Boten aus Frankreich, und der Prinz von Valois ist tot. Die Sonne steht am Himmel, und ein schöner Knabe ist tot. Eine alte Frau atmet und lebt und schreitet durch einen blühenden Garten — und ihr Sohn ist tot. Warum soll ein junges Mädchen nicht Ball spielen, dem ein Bruder starb ..? *Sie geht.*

NERINA. Die unglückliche Frau Herzogin ...

HELENE. Und wenn diese — glücklicher wäre als ich — Nerina —?

NERINA. Der Herr Marquis ...

Bertrand Marquis von Valois kommt, den rechten Arm in der Schlinge.
Helene. Nerina.

HELENE. Sie sind verwundet?

MARQUIS. Es ist nicht viel — und war doch genug, daß ich Ihren Auftrag nicht vollenden konnte.

HELENE. Er lebt?

MARQUIS. Meine Hand hatte eben noch Kraft

genug zu einem Stoß, der daneben ging. Dann sank sie — und der andere sank zugleich. Aber auch er ist nur verwundet. Verzeihn Sie, Prinzessin.

DESOLTEUX *kommt aus dem Saal.* Herr Marquis, dem Herrn Herzog wäre Ihre Anwesenheit während der Berichte, die Herr Renault uns gibt, höchst erwünscht.

MARQUIS. Ich komme.

HELENE. Grämen Sie sich nicht, Marquis, daß Sie meinen Auftrag nur halb erfüllt haben, — ich gedenke trotzdem mein Wort ganz einzulösen.

MARQUIS. Helene . . .

HELENE. Gehn Sie, Marquis. Sie werden allerlei Neuigkeiten hören. —

MARQUIS *in den Saal.*

Helene und Nerina.

HELENE. Nerina . . .

NERINA. Gnädigste Prinzessin . . .

HELENE. Sende . . . nein, sende niemanden geh du selbst . . .

NERINA. Wohin soll ich gehn?

HELENE. Du weißt ja, wo die Leute wohnen. Ich möchte Näheres über das Befinden des Herrn Medardus Klähr erfahren.

NERINA. Prinzessin . . .

HELENE. So geh doch!

NERINA. Ich befürchte sehr, Prinzessin, daß ich den jungen Menschen nicht mehr am Leben antreffe. Ein Degenstoß des Herrn Marquis . . . ich habe mir erlaubt, die Züge des Herrn Marquis näher zu beobachten . . . Es war gewiß nur Bescheidenheit, daß er nicht die ganze Wahrheit sprach. Der Herr Marquis hat so eine rücksichtsvolle Art, die Worte zu setzen. Ich könnte schwören, daß der arme Herr Medardus Klähr in diesem Augenblick schon tot ist.

HELENE. So leg' ihm die Blumen aufs Kissen, die seiner armen Schwester zugedacht waren.

NERINA. Und wenn er doch noch lebte? was soll ich dann mit den Blumen tun?

HELENE. Das gleiche, Nerina . .

NERINA. Prinzessin . . .?

HELENE. Geh . . . *Beide nach verschiedenen Seiten ab.*

Vorhang.

ZWEITER AUFZUG

Erste Szene

Zimmer bei Klährs wie im ersten Bild des Vorspiels. Im Erker Anna Berger vor dem Körbchen mit den Nähsachen. Vorn im Zimmer Frau Berger, die eben von Frau Klähr Abschied nimmt.

FRAU BERGER. Also meine liebe Frau Klähr Gott tröste Sie! Gott tröste Sie! Man kann halt nichts andres sagen. *Zu Anna.* Annerl . . . wir müssen gehn, es ist Essenszeit.

ANNA. Ich werd' ja doch keinen Bissen herunterbringen, Mutter. Laß mich lieber hier, wenn's die Frau Klähr erlaubt.

FRAU KLÄHR. Solang du willst, Annerl.

FRAU BERGER. Da soll ich also wieder einmal ganz allein bei Tisch sitzen?

FRAU KLÄHR. Und Ihr Mann?

FRAU BERGER. Daß der zur rechten Zeit zu Haus sein sollte, das kann ich mir nicht denken, — wenn er überhaupt kommt. Er könnt' am End' irgendeine Neuigkeit um eine halbe Stunde später erfahren als wer anderer; — das tät' er nicht verschmerzen. Schon wie wir vom Friedhof heim sind, beim Burgtor hat er sich verzogen.

FRAU KLÄHR. Lassen Sie sich bald wieder sehen bei mir heroben?

FRAU BERGER. Morgen vielleicht, nach der Kriegsbetstund', schau' ich vorbei. Sind wieder für drei Tag' welche bei Sankt Stefan angesagt. Also — Annerl?

ANNA. Schau' mich doch nur an, Mutter! Ich bin ja auch ganz verweint, so kann ich gar nicht auf die Straße.

FRAU KLÄHR. Ich bring' sie Ihnen später selber nach Haus, Frau Berger! Ich muß ja doch auch für eine Viertelstund' an die Luft.

FRAU BERGER. Also, wenn die Frau Klähr so gut

sein will. — Adieu, Annerl. Grüß' Sie Gott, liebe Frau Klähr. *Drückt ihr einige Male die Hand.* Man kann halt nichts sagen. Gott tröste Sie. Auf Wiedersehen, Frau Klähr. *Ab.*

Frau Klähr. Anna.

FRAU KLÄHR langsam ins Zimmer zurück. Was wühlst du denn da herum in den Sachen, Annerl?

ANNA. Ich möcht' mir halt so gern was zur Erinnerung behalten. Was darf ich denn? Da wär' der silberne Fingerhut, der Nadelpolster ... die Seidenspulen ...

FRAU KLÄHR. Was du willst, Annerl.

ANNA. Wenn ich auch im Schrank nachsehn dürfte. Es muß doch noch mancherlei da sein von früher. Die goldgestickten Pantoffeln zum Beispiel — oder das rotseidene Flitterkleid, von damals — wie wir Komödie gespielt haben. Ach, wie lang ist das her ...

FRAU KLÄHR. Nimm dir, was du willst. Alles meinethalben. Ich bewahre nichts auf. Ich will dir den ganzen Kram zusammenpacken lassen. Von meinem Mann hab' ich auch alles verschenkt. Was soll einem das Zeug? *Auf ihre Stirn deutend.* Was man nicht da drin aufbewahrt ... Und wie gut wär's, wenn man auch das herschenken könnte! Aber das ist immer da. Sollt' nicht sein ... da man ja doch weiterlebt. *Sie nimmt aus dem Schrank ein drittes Gedeck und ordnet es auf dem Tisch.*

ANNA sie anschauend. Wer so sein könnte wie Sie, Frau Klähr. Sie nehmen's hin, Sie klagen nicht. Mir aber ist, als könnt' ich nie wieder, auch für eine Stund' nur, in diesem Leben wieder froh werden.

FRAU KLÄHR. Ich deck' auch für dich Annerl, nicht wahr? Denn wenn man auch keinen Bissen herunterbringt, zu Mittag muß man halt doch speisen. So wie man auch manche Stunde geschlafen hat, in Nächten, da man kein Aug' glaubt zugetan zu haben. Wir sind schwache Menschen alle und leben weiter.

Pause.

ANNA. Der Medardus läßt auf sich warten.

FRAU KLÄHR. Wahrhaftig, unsre gewohnte Mittagszeit ist längst vorbei.

ANNA. Er blieb noch auf dem Friedhof nach uns allen. Und sah seltsam drein. Und sprach kein Wort. — Wer weiß, ob er nach Hause kommt zu Tische, Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. Ich wollte, er käme gar nicht — und statt seiner lieber die Nachricht, daß er seinem Bataillon nachgerückt ist.

ANNA. Nein, das kann Ihr Ernst nicht sein, Frau Klähr, — jetzt da er Ihr Einziger ist.

FRAU KLÄHR. Ist er denn hier gefeit? Es wäre ja vielleicht besser, man hätt' ein rechtes Muttersöhnchen, brav und gehorsam, das am Ofen hockt über den Büchern; aber da mir nun schon einer geschenkt ist wie der Medardus, den's immer juckt, sein Leben einzusetzen, so sollt' es wenigstens ein hohes Spiel sein, bei dem sich auch etwas gewinnen ließe.

Eschenbacher kommt.

ESCHENBACHER. Guten Tag, Franziska. Guten Tag, Annerl.

ANNA. Guten Tag, Herr Eschenbacher.

FRAU KLÄHR. Was führt dich her zu so ungewohnter Stunde?

ESCHENBACHER. Ich dachte den Medardus daheim zu treffen.

ANNA. Was ist's mit ihm? Was wollen Sie von Medardus, Meister Eschenbacher?

ESCHENBACHER. Unbesorgt, Annerl, ich hab' ihm nur etwas zu bestellen. Vom Kommando der Bürgermiliz.

FRAU KLÄHR. Was will das von ihm? Und was hast du dort zu tun gehabt, Bruder?

ESCHENBACHER. Du hast doch wohl den neuesten Aufruf gelesen? Ich hab' mich eben zum Dienst gemelset.

FRAU KLÄHR. Der Aufruf ging doch an die Patrioten.

ESCHENBACHER. Mit dem Patriotismus, Schwester, halt' ich's — wie andre mit der Religion. Sie stellen sich fromm und gläubig an, damit die Schwankenden nicht ihren einzigen Halt verlieren. Sind vielleicht die, an denen Gott die meiste Freude hat.

ANNA. Und was will die Bürgermiliz denn von Medardus?

ESCHENBACHER. Junge Leute von einiger militärischer Ausbildung stehn hoch im Preis, weil doch beinah alle mit der Landwehr fortmarschiert sind. Und so soll, wie etliche andre, auch der Medardus der Miliz als Offizier zugeteilt werden.

ANNA. Sehn Sie, Frau Klähr, so ist's doch gut, daß er dageblieben ist.

FRAU KLÄHR. Soll er auch die Polizei von den Franzosen machen? Und schön Obacht geben, daß ja keinem von ihnen ein Haar gekrümmt wird, wenn sie hier herum lungern und krawallieren ... und uns arm essen dazu.

ESCHENBACHER. Gemach, Schwester, diesmal könnt' es anders kommen und ernst werden. Auch für die Bürgermiliz. Und wenn's doch wieder Spaß gewesen ist, oder was Schlimmeres, so soll auch meine Uniform nichts andres gewesen sein als eine Maskerade.

ETZELT *sehr eilig.* Guten Tag.

FRAU KLÄHR. Was ist denn, Etzelt?

ETZELT. Ich bitte, es ist durchaus kein Grund zu erschrecken.

ANNA. Der Medardus ...?

ETZELT. Er wird sofort hier sein. Es hat sich nur ein kleiner Unfall ereignet, kein besonders gefährlicher.

FRAU KLÄHR. Etzelt!! Wo ist er?

ETZELT. Er kommt sofort. Nur die Treppe herauf hilft man ihm ein wenig.

ANNA *stürzt hinaus.*

FRAU KLÄHR. Etzelt! was ist geschehn?

ETZELT. Eine kleine Verwundung. Ein leichter Degenstich.

FRAU KLÄHR hinaus.

ESCHENBACHER. Ein Duell?

ETZELT. Ja. Mit einem Verwandten des Herzogs. Mit dem Marquis von Valois ... Ein Wortwechsel auf dem Friedhof ...

ESCHENBACHER. Der ... Kindskopf!

ANNA rasch herein. Es kann so schlimm nicht sein. Er hält sich aufrecht ... er lächelt ... Man stützt ihn nur ein wenig.

ETZELT. Gewiß ist es nicht so schlimm. Ich sagt' es ja gleich.

Medardus herein, gestützt auf den Arzt und auf seine Mutter. Hinter ihnen kommt das Dienstmädchen.

FRAU KLÄHR. Medardus, Medardus ...

MEDARDUS. Es ist nichts, Mutter. Du siehst doch, daß es so gut wie nichts ist.

FRAU KLÄHR. In mein Zimmer! Auf mein Bett sollst du dich legen.

MEDARDUS. Warum denn? Hier steht das Sofa, auf dem ich sonst zu schlafen pflege, das wird wohl genügen. Dies ist mein Arzt, Mutter. *Er wird aufs Sofa gebettet.*

ANNA. Medardus! ...

ARZT. Nun möchte ich aber sehr um Ruhe gebeten haben! Ja, man könnte sagen, Ruhe ist das einzige, was unser junger Freund für den Augenblick dringend benötigt.

MEDARDUS. Hört ihr, meine Lieben? Seid bedankt für eure Teilnahme und entfernt euch gefälligst. Der Laden war lang genug gesperrt, Etzelt.

ETZELT zu Frau Klähr. Ich komme sehr bald wieder. *Ab.*

ESCHENBACHER. Und wir wollen uns ins Nebenzimmer zurückziehen, Annerl.

Anna und Eschenbacher in das Zimmer links.

Frau Klähr. Medardus. Arzt.

FRAU KLÄHR. Wo ist die Wunde?

MEDARDUS liegt mit geschlossenen Augen auf dem Sofa.

ARZT hat den Puls des Medardus gefühlt und kommt mit Frau Klähr nach vorn. Nah am Herzen. Schauderhaft nah. Ja, das ist wahr. So nahe, daß eine etwas größere Nähe nicht mehr Nähe, sondern das Herz selber, somit den Tod bedeutet hätte. Und im Augenblick, da er hinsank, da vermuteten wir alle dergleichen. Um so mehr, da der Marquis von Valois die üble Gewohnheit haben soll, seine Gegner immer ins Herz, mitten in den Sitz des Lebens zu treffen. Aber *rebus sic stantibus*, wie die Dinge stehn, kann ich wohl sagen, darf ich wohl meine Hand ins Feuer legen, daß nichts mehr zu befürchten ist.

ANNA herein.

FRAU KLÄHR. Was willst du denn?

ANNA an der Tür. Weil es so still war ... ich hab' Angst bekommen ...

MEDARDUS. Mein gutes Annerl! ich bin nicht tot! Ich habe nicht die geringste Lust zu sterben.

ESCHENBACHER ist auch hereingetreten, nahe zu Medardus hin. So darf man sich wohl mit Beruhigung entfernen. Nun Medardus, sag': bist du nicht ein rechter Narr gewesen?

MEDARDUS. Glaub' nicht.

ESCHENBACHER. Ich will abends wiederkommen. Hab' dir allerlei zu sagen. *Nimmt von den andern Abschied und geht.*

FRAU KLÄHR zum Arzt. Sollen wir ihn nicht doch ins Bett bringen?

ARZT. Ach ja, es gibt wohl ein vakantes in diesem Haus. Ich habe gehört, ich habe gehört ... ein trauriger Fall. Ja, es gibt viel Unglück in der Welt. Heute früh, werte Frau Klähr, starb auch mir ein Kind. Mein einziges. Und ich selber bracht' ihm die Krankheit mit von einem andern Kind, das ich gesund gemacht habe. Und dieses Kind, das ich gesund gemacht habe, hat sechs Geschwister. Ja, er hat Launen, der da droben. Aber was hilft's, darüber nachzudenken? Daher find' ich, der Herr Medardus liege, wo er liegt.

Jaceat ubi jacet. Hahaha ... es klingt wie ein Sprichwort, indes ich erfand es soeben. *Versinkt wieder in Sinnen.*

ANNA. Sie werden ihm wohl was aufschreiben, Herr Doktor.

ARZT. *Quod scribendum, scribam ...*

ANNA bringt ihm das Nötige.

ARZT. Ein Papier, vortrefflich, ein Tintenfaß, kostbar ... eine Feder, o herrlich ... *Er schreibt.* Dies hier ein schmerzstillendes, beruhigendes, einschläferndes Mittel. Man nehme fünfzehn Tropfen auf Zucker. Wenn es nicht wirkt, weitere fünfzehn. Man besorge es in der Apotheke zur heiligen Dreifaltigkeit. Warum eben dort, meine Damen? Weil dieser Apotheker mir zu Weihnachten zwölf Flaschen Lacrimae Christi gesandt hat. Nun, der Puls ist gut. Man rühre sich nicht. Junger Held, junger Tor, man liege still, auf daß es nicht zu sickern beginne, das köstliche, warme rote Naß, damit es nicht versickere und Jugend und Leben mit ihm. *Jaceat ubi jacet.* Ja ... so entstehn Weltweisheiten.

FRAU KLÄHR. Gott helfe uns weiter.

ARZT. Gott? Ich fürchte, ich fürchte, verehrte Frau, dieser Wunsch wird sich als unbestellbar erweisen. Sie können von Glück sagen, junger Tor, junger Held. Eine Linie höher und morgen gibt's wieder ein Begräbnis. Ich empfehle mich. Ich sehe abends wieder her. Oh, ich habe nichts andres zu tun als nach Kranken zu sehn. Wenn Sie wünschen, bleib' ich auch die ganze Nacht hier. Es war nämlich mein einziges Kind. Und meine Gemahlin, eine junge Dame voll Anmut und Humor, ist bereits vor einiger Zeit abgereist ... Unbekannt wohin. Nun sagen Sie selbst, was hätt' ich daheim zu tun? Ach, meine Verehrten, ich fürchte sehr, daß ich toll werde. *Ab mit Anna.*

Frau Klähr. Medardus.

MEDARDUS. Ein lustiger Kauz.

FRAU KLÄHR. Tut dir was weh, Medardus?

MEDARDUS. Nichts, Mutter. Ich befinde mich

ganz leidlich. Ich hätte wohl gar nicht hinsinken müssen. Es war auch gar nicht der jämmerliche Stich, der mich ein wenig um die Besinnung brachte. Ich glaube eher der Parfüm. Ja wahrhaftig, in einer wahren Wolke von Parfüm kamen sie daher. Es war ein wohlriechendes Duell, meiner Seel'.

FRAU KLÄHR. Medardus, warum hast du das getan ...

MEDARDUS. Nun, auch dem Herrn Marquis ist es nicht sonderlich gegangen. Er hat einen tüchtigen Stich in dem Arm. Aber was will das besagen.

FRAU KLÄHR. Medardus, warum konntest du dich nicht fügen in das Unabänderliche ...

MEDARDUS. Sich fügen hieße vergessen, Mutter. Bist du eine — die vergißt, Mutter?

FRAU KLÄHR. Es kommt darauf an, was man vergessen nennt. Hab' ich euch vorlamentiert alle die Jahre über, wie schmählich euer Vater hat zugrunde gehn müssen? Tief hatt ich meinen Schmerz verschlossen — in einen dunkeln Winkel meiner Seele ... hatte mich gar nicht um ihn gekümmert. Jetzt erst darf er mir wieder herauf ans Tageslicht ... Denn jetzt könnt' er ja wieder einen Sinn kriegen. Die Franzosen marschiren heran, und ich habe einen Sohn, der indes ein Mann geworden ist.

MEDARDUS. Mutter ... Mutter ...

FRAU KLÄHR. Still Medardus, reden wir von gewissen Dingen nicht zu früh. Lieg still und werd' nur gesund. Dann magst du wieder deines sinnlos hingemordeten Vaters denken. ...

MEDARDUS. Auch unsere Agathe ward hingemordet ohne Sinn.

FRAU KLÄHR. Was willst du weiter, Medardus? Du hast dich doch mit dem Marquis geschlagen — nun ist es abgetan.

MEDARDUS. Nein, Mutter, das ist es nicht ... Und wenn er selbst tot wäre, der Herr Marquis, wär' es damit abgetan? ...

ANNA von rechts, winkt Frau Klähr heran.

FRAU KLÄHR. Was gibt's, Annerl?

ANNA. Es ist wer da. Eine Dame ist da, die sich nach Medardus' Befinden erkundigt.

FRAU KLÄHR. Sag', es geht ihm besser.

MEDARDUS. Mir war, als hört' ich früher die Klingel gehn? Wer kam?

FRAU KLÄHR. Sag', daß es gut geht, Anna.

MEDARDUS. Nicht so geschwind. Wer ist da? .. Anna! Wollt ihr, daß ich selbst ...

FRAU KLÄHR. Willst du nicht liegen bleiben?

ANNA. Es ist eine Dame da, Medardus, die sich nach deinem Befinden erkundigt.

MEDARDUS. Nannte sie ihren Namen? Sagte sie, woher sie kommt? Will sie mich nicht am Ende selbst sprechen?

ANNA zögernd. Sie fragte wohl, ob sie dich sehen dürfte, Medardus, aber ...

MEDARDUS. Ruf sie herein, Anna.

ANNA sieht Frau Klähr fragend an.

FRAU KLÄHR zu Anna leise. Ist es nicht am Ende Elisabeth?

ANNA. O nein. Sie trägt wohl einen Schleier, aber Elisabeth hätt' ich erkannt.

MEDARDUS. Also ...

FRAU KLÄHR. Willst du nicht vernünftig sein, Medardus ...

MEDARDUS. Mutter, willst du, daß ich selbst aufsteh' ...

FRAU KLÄHR zu Anna. Geh, Kind.

ANNA ab.

FRAU KLÄHR. Medardus, woher kommt diese Dame ...?

MEDARDUS. Ich weiß es nicht.

FRAU KLÄHR. Wem kann denn schon bekannt sein, daß du verwundet bist? Du verbirgst mir etwas, Medardus. Am Ende ...

MEDARDUS. Ich weiß nicht, Mutter ...

ANNA mit Nerina herein.

NERINA. Guten Abend.

Es ist dunkler geworden.

MEDARDUS. Wer ist's?

Anna und Frau Klähr links ab.

MEDARDUS. Bitte, wollen Sie nicht näher treten, Fräulein? Und möchten Sie nicht den Schleier ...

NERINA lüftet den Schleier.

MEDARDUS. Sie sind es?

NERINA. Also Sie sind wirklich nicht ... Ach Gott, wie dumm! Das seh' ich ja ... Wie geht es Ihnen, Herr Medardus Klähr?

MEDARDUS. Sie fragen mich wohl nicht nur im eigenen Namen?

NERINA. Nein, so gut wie gar nicht im eigenen. Mein Fräulein, die Prinzessin, läßt sich erkundigen.

MEDARDUS. Die Prinzessin — Helene ...?

NERINA. Sie befinden sich also leidlich und es hat keine Gefahr?

MEDARDUS. Keine. Und ich danke der Prinzessin ergebenst für die freundliche Teilnahme.

NERINA. Ich will's bestellen. Und wünsche weiter gute Besserung. Dies ist natürlich nur für mich gesprochen. Und dies hier *läßt die Blumen auf seine Brust fallen* sendet Ihnen die Prinzessin. Guten Abend, Herr Medardus Klähr.

MEDARDUS. Diese Blumen — die Prinzessin! Bleiben Sie doch ...

NERINA. Was wünschen Sie denn weiter?

MEDARDUS. Hierher, näher. *Faßt ihre Hand.* Hören Sie, wie ist Ihr Name?

NERINA. Nerina ...

MEDARDUS. Hören Sie, Mamsell Nerina, können Sie schweigen? Und wird das, was ich Ihnen sage, an die richtige Adresse kommen?

NERINA. Ich weiß nicht ... ich habe nicht das Recht ... ich weiß auch nicht an wen ...

MEDARDUS. Bestellen Sie der Prinzessin, daß ich ihr meinen Dank persönlich zu Füßen legen werde.

NERINA. Sie sind ja toll ... Oh, verzeihn Sie.

MEDARDUS. Nur höflich, sehr höflich, Mamsell Nerina. Ich will Ihrem gnädigen Fräulein zum Dank die Hand küssen — und zwar noch heute abend. Ja, das will ich.

NERINA. Sie phantasieren, Sie haben Fieber ...

MEDARDUS. Ich befinde mich vortrefflich. In einer Stunde werde ich mich einfinden.

NERINA. Ja, bilden Sie sich denn ein, daß man Sie empfangen wird?

MEDARDUS. Ich komme. Das übrige wird sich finden. Natürlich will ich die Prinzessin allein sprechen.

NERINA. Hat man jemals so einen Menschen gesehn? Sie spaßen, nicht wahr?

MEDARDUS. Nicht daß ich wüßte.

NERINA. Aber warum red' ich. Sie werden ja nicht vorgelassen. Geben Sie sich keine Mühe.

MEDARDUS. Ich wette, es gibt eine Gartenpforte.

NERINA. Sie ist verschlossen. Wenn Sie doch meine Hand losließen! Sie wird heute noch fester verschlossen sein als sonst.

MEDARDUS. Wenn einem das Höflichsein so schwer gemacht wird, so wird man wohl die Mauer überklettern müssen.

NERINA. Eine Mauer wollen Sie überklettern?! .. Und ich, die überzeugt war, hier eine Leiche zu finden ... eine Mauer. Übrigens würde man Sie herunterschießen.

MEDARDUS. In einer Stunde wird es dunkel sein. Und im Garten niemand als die Prinzessin.

NERINA. Sie sind toll, vollkommen toll. Ich gehe. Ich danke Ihnen, daß Sie endlich meine Hand losgelassen haben. Man wird dafür sorgen, daß der Garten bewacht ist ...

MEDARDUS. Sie werden tun, was Ihnen Ihre Prinzessin befehlen wird. Und Sie werden vor allem

Ihrem Fräulein bestellen, was ich Ihnen aufgetragen habe, schönste Nerina. Jetzt aber gehn Sie — und leise, leise. Es darf niemand hören, daß Sie gehn.

NERINA geht leise.

MEDARDUS lauscht, dann spricht er, als wenn sie noch da wäre, laut. Gewiß, Fräulein ... vortrefflich. Fräulein ... *Mit Pausen* meinen Dank ... o bitte ... *für sich* daß nur niemand kommt! Himmel, Himmel! Helene ... Prinzessin Helene ... Ich will mich gleich davon schleichen. Daß mich nur niemand sieht. Sonst wird's zu spät. *Wieder laut.* O nicht gefährlich! ... Ein vortrefflicher Arzt ... In drei Tagen ... *wieder für sich.* Und wenn ich hinstürze und verblute? ... Nun, so ist's eben aus ... Ihr Blick heute morgens ... ahnt' ich's nicht gleich? ... Ganz insgeheim schleich' ich mich zu ihr ... Aber von ihr fort über die große Treppe und es ihnen dann ins Gesicht schrein ... nein, sie zusammenrufen alle, Herrschaft und Lakaien, noch in der Nacht, wenn ich sie in meinen Armen habe ... fort ... fort ... hilf mir Himmel. *Nimmt den Degen. Wieder laut.* Ein guter Arzt ... ein vortrefflicher Arzt ... *Er ist indessen bis zur Tür geschlichen, schließt sie leise und geht.*

Pause. Dunkelheit.

FRAU KLÄHR von links. Medardus ...

ANNA. Er schläft wohl.

FRAU KLÄHR. Medardus ... Mach' Licht, Anna. *Zum Sofa.* Medardus ...

ANNA hat eine Kerze angezündet. Was ist ... Er ist nicht da?

FRAU KLÄHR ist hinausgestürzt.

ANNA. Medardus ...

FRAU KLÄHR wieder herein. Fort, fort ...

ANNA. Er wird auf der Straße zusammenstürzen! Sie werden ihn tot heraufbringen.

ETZELT kommt.

FRAU KLÄHR. Medardus ist fort, Etzelt ...

ETZELT. Fort! ... wie ist das möglich?!

FRAU KLÄHR. Es war eine Frauensperson da ...

mit der ist er davon. Von wo mag sie kommen? Etzelt ... Vermuten Sie nichts? Wohin läßt er sich locken ... Hier gehn gefährliche Dinge vor. Ich ahn' es ... Das ist keines seiner gewöhnlichen leichtfertigen Abenteuer ... Das ist ... Wahnsinn ... Etzelt ... Oder —

ETZELT. Vielleicht ... weiß ich ihn zu finden. *Ab.*

ANNA. Was ahnen Sie, Frau Klähr?

FRAU KLÄHR. Er ist uns verloren, Annerl, so oder so. Tot oder lebendig — bleibt er uns verloren. Das ist's, was ich ahne. Weiter nichts.

Zweite Szene

Garten des Herzogs. Gegen Abend. Helene allein auf einer Bank. Dagusan, Laffraye kommen.

DAGUSAN. Verzeihn Sie, Prinzessin ... es wurde uns der Auftrag zuteil, im Garten zu verweilen ...

HELENE. Mein Vater hat eben eine Unterredung mit dem Marquis. Ich nehme an, daß sie jetzt ungestört sein wollen. *Da Dagusan und Laffraye sich verbeugen und weitergehen wollen.* Bleiben Sie nur, meine Herren ... Sie beide waren wohl heute Zeugen bei dem Duell des Herrn Marquis. Oh . . der Marquis konnte mir beim besten Willen kein Geheimnis daraus machen ...

LAFFRAYE. Wenn es erlaubt ist, davon zu reden, — es war prächtig anzusehn.

HELENE. Das läßt sich denken.

DAGUSAN. Wahrhaftig, Prinzessin, es ist ein Vergnügen, den Marquis jemanden totstechen zu sehn. Nun bin ich etwa ein halbes dutzendmal dabeigewesen, und es verliert nicht an Reiz für mich.

HELENE. Diesmal mußten Sie doch auf das Vergnügen verzichten, hör' ich.

DAGUSAN. Zum Teil, Prinzessin. Übrigens muß man sagen, daß der junge Mann, der die Ehre hatte, dem Herrn Marquis gegenüberzustehn, ein unseres Freundes nicht ganz unwürdiger Gegner war.

LAFFRAYE. Es war ein schöner Kampf, Prinzessin ... Auch der Ort, an dem er stattfand, konnte nicht besser gewählt sein ... Ein blumenbedeckter Wiesenplan, umgeben von frisch belaubten Bäumen, über all dem ein wunderbarer Frühlingshimmel — ich werde die Stunde nicht so bald vergessen.

HELENE. Es freut mich, meine Herren, daß Sie den Tag heute so anregend verbracht haben.

DAGUSAN. Verzeihn Sie, gnädigste Prinzessin, wir dürfen wohl versichern, daß uns bei alldem der Schmerz um den Tod Ihres edeln Bruders keinen Augenblick lang verlassen hat.

LAFFRAYE. Für mich bleibt es der schmerzlichste Gedanke, daß der Prinz dahingehn mußte, ohne sein Vaterland wiedergesehn zu haben.

HELENE. Sein Vaterland! ... Haben wir eins? Drei Jahre war ich alt, als wir Frankreich verlassen mußten. Ist es uns noch ein Vaterland?

LAFFRAYE. Daß es auch Ihnen eines ist, Prinzessin, werden Sie ... Sie würden es fühlen, wenn Sie es wieder sähen. Ich war vor zwei Jahren in Paris, Prinzessin, das ich nicht gesehn hatte seit meiner Knabenzeit — ungefähr seit dem Tag, da man meinen Vater geköpft hat ...

HELENE. Sie wagten sich nach Paris ...?

LAFFRAYE. ... In einem kleinen Gasthof stieg ich ab — als Handlungsreisender namens Dupont, und machte mich auf die Suche nach dem Haus, in dem ich mit meinen Eltern gewohnt hatte. Ich wußte den Namen der Straße nicht mehr, und doch fand ich mich ohne Umweg hin und erkannte es auf den ersten Blick. Noch eh' ich es sah, wie zur Vorherverkündigung, begann mir mein Herz zu klopfen; und als ich es endlich erblickte, mußte ich mich eilends wieder davonstehlen, denn Tränen stürzten mir aus den Augen ...

DAGUSAN. Welche Schicksale sind über uns verhängt, Prinzessin.

LAFFRAYE. Nein, es war nicht gut gehandelt

gegen uns alle, daß der Prinz die Welt und seine Freunde verlassen hat. Nun sind unsre Hoffnungen dahin.

Nerina naht sich zögernd.

HELENE. Du bist's, Nerina? Entschuldigen Sie mich, meine Herren. Ich hoffe, Sie werden nicht ungeduldig, der Herzog würde sehr bedauern, Ihren Besuch versäumt zu haben.

Dagusan und Laffraye nach links hinten ab.

Helene. Nerina.

HELENE scheinbar ohne Erregung. Er lebt ...? —

NERINA. Ja.

HELENE. Du gabst ihm die Blumen? Wie nahm er es auf ...? Was sagte er? Wie sieht er aus?

NERINA. Er ist ... recht blaß — und läßt sich ehrfurchtsvoll bedanken.

HELENE. Du bist erregt, Nerina. *Nicht mit dem Ausdruck von Angst.* Seine Wunde ist doch schwerer? Oder sollte gar ...

NERINA. Er lebt, Prinzessin.

HELENE. Aber es besteht wohl einige Gefahr, daß er sterben wird. Heute nacht vielleicht. Du sprachst die Mutter, den Arzt —?

NERINA. Ich wage nichts vorherzusagen, Prinzessin. Wenn er aber heute nacht sterben sollte, so fürcht' ich, wird er das nicht daheim tun, sondern auf dem Wege hierher, oder vor der Mauer draußen, oder gar hier im Garten, oder weiß Gott wo.

HELENE. Komm zur Besinnung, Nerina.

NERINA. Ich bin bei Besinnung, Prinzessin. Kurz und gut: in einer Stunde will er hier sein.

HELENE. Du bist verrückt.

NERINA. Ich nicht. Er vielleicht. Ich hab's ihm auch gesagt. Aber es hat nichts geholfen.

HELENE. Du hast einen Toten gesehn, und das hat dich um den Verstand gebracht, Nerina.

NERINA. Daß er nicht tot ist, kann ich ruhig beschwören. Aber wenn überdies ich um den Verstand gekommen bin, so wäre es kein Wunder ...

HELENE. So sprich doch endlich vernünftig, Nerina.

NERINA. Prinzessin, Sie wissen alles. Ich fand den jungen Mann auf dem Sofa liegend, sehr blaß — aber höchst aufgeräumt. Auch seine Mutter sah ich und ein hübsches Fräulein, vielleicht seine Braut.

HELENE. Willst du mir über die Familienverhältnisse im Hause Klähr Bericht erstatten?

NERINA. Als man mich allein mit ihm gelassen, gab ich ihm die Blumen — und ich möchte beinah glauben, davon wäre er lebendig geworden, selbst, wenn er wirklich tot dagelegen wäre. Er richtete sich auf, seine Augen glänzten wunderbar, er dankte bewegt; — vielmehr er erklärte mir, daß er noch heute Abend seinen Dank persönlich abstatten werde.

HELENE. Und bildet sich ein, daß ihn die Diener hereinlassen werden?

NERINA. Nein. Darum möcht' er lieber durchs Gartenpförtchen kommen.

HELENE. Das natürlich versperrt sein wird.

NERINA. Auch das gab ich ihm zu bedenken; worauf . . .

HELENE. Was?

NERINA. Worauf er erklärte, in diesem Fall über die Mauer klettern zu wollen.

HELENE. Nimm dich in acht, Nerina . . . Denkst du, weil ich mir manchmal von dir Närrin deine zärtlichen Abenteuer erzählen lasse, daß du dir Späße von so zweifelhaftem Geschmack gestatten darfst —? Sag' mir endlich die Wahrheit. Er ist tot.

NERINA. Gnädigste Prinzessin, wie könnt' ich . . . Ich schwöre bei der armen Seele des Prinzen . . .

HELENE. Laß meines Bruders Seele aus dem Spiel.

NERINA. Ich schwöre, daß alles, was ich sprach, die reine Wahrheit ist.

HELENE. Er wird es nicht wagen . . . Sicher sprach das Fieber aus ihm. Im übrigen, du kamst doch eben durch die Gartenpforte, hast du sie wieder versperrt?

NERINA. Hier ist der Schlüssel.

HELENE. So. *Sie geht ein paar Schritte nach rückwärts und wirft den Schlüssel in den Teich.* Dies wird genügen.

NERINA. Oh ...

HELENE. Was soll dieser Seufzer bedeuten? Hast du Caillard schon vergessen? Sind dir auch schon die Sterbenden gefährlich? Solltest du vielleicht ein wenig in eigener Angelegenheit ... bliebst du verschleiert? Hast du dich für deine Herrin ausgegeben? Dir wäre ja alles zuzutraun.

NERINA. Gnädigste Prinzessin, ich habe ihm bestellt, was Sie mir auftrugen, und habe Ihnen bestellt, was er mir auftrug ... Die Frau Herzogin. *Sie entfernt sich.*

Die Herzogin kommt.

HELENE. Mutter ...

HERZOGIN. Dein Vater sandte zum zweitenmal um mich, Helene. Es soll wohl ein Fest geben heute abend. Weißt du nichts davon? Sind die Musikanten schon bestellt? Beeile dich doch, ein andres Kleid zu nehmen, Helene, ein weißes, seidenes ... lege deinen Schmuck an, und mache dich bereit zu tanzen.

HELENE. Mutter ...! —

Herzog und Marquis kommen aus dem Saal.

HELENE ihm entgegen. Hier bin ich, Vater.

HERZOG. Ist deine Mutter bei dir?

HERZOGIN. Du hast mich zum zweitenmal rufen lassen, ich bin hier.

HERZOG. Hortense, der Marquis von Valois, unser Vetter, erweist uns die Ehre, uns um die Hand unsrer Tochter zu bitten.

HERZOGIN. Heute ward unser Sohn begraben. Ich weiß nichts andres.

HERZOG. Ich hab' es so wenig vergessen als du, Hortense. Doch wir sind nicht von den Glücklichen und nicht von den Armseligen, die das Recht haben, sich unfruchtbarer Trauer hinzugeben ... Glaubst du Hortense, deine Zustimmung verweigern zu müssen,

so wird man auf sie verzichten. Es ist an Helene, das entscheidende Wort zu sprechen.

HELENE. Es ist, wie mein Vater sagt. Wir haben kein Recht und keine Zeit zu trauern. Bertrand, ich bin bereit, Ihre Gattin zu werden.

Die Herzogin geht.

MARQUIS. Prinzessin . . .

HELENE. Aber wir haben auch keine Zeit, glücklich zu sein. Daher verlang' ich, daß Sie sofort nach unserer Trauung, aus Gründen, die Ihnen bekannt sind, sich nach Frankreich begeben.

MARQUIS. Allein . . .?

HELENE. Ich verpflichte mich, Ihnen zu folgen, — sobald die Zeit gekommen ist.

MARQUIS. Sobald die Zeit gekommen ist —? — Und wem soll hierüber die Entscheidung zustehen, Helene —?

HELENE. Wenn sie einmal da ist, wird ein Zweifel nicht möglich sein . . . Und wenn sie niemals kommen sollte . . . — werden wir alle nicht viel Zeit haben — unsern Hoffnungen nachzuweinen.

MARQUIS. Helene . . . ich will versuchen, Ihrer würdig zu sein! — *Neigt sich vor ihr.*

HELENE. Hier kommen Ihre Freunde Dagusan und Laffraye . . . Sie dürfen mich ihnen als Ihre Braut vorstellen.

Dagusan und Laffraye sind bis zur Terrasse gekommen; bleiben dort stehen.

HERZOG. Begleitet mich ins Haus, meine Kinder . . . unsre Gäste sollen gleich erfahren, daß es kein Totenmahl ist, zu dem sie geladen wurden.

Alle in den Saal.

Pause.

NERINA kommt wieder. Nichts. Ich denke, man kann ruhig sein. Jetzt kommt er wohl nicht mehr. Vielleicht sollte man Nachschau halten, ob er irgendwo auf dem Wege liegen geblieben ist.

Es klopft an die Gartentür.

NERINA zuckt zusammen. Um Himmelswillen! Ich antworte gar nicht. Es könnte ja auch wer andrer sein. Caillard am Ende ...?

Es klopft noch einmal.

NERINA. Wenn es einen nur nicht so ungeduldig machte. Dabei bring' ich's nicht über mich, mich fortzurühren.

Es klopft stärker.

NERINA. Wer ist's? *Für sich.* Ach, hätt' ich nur nicht gefragt.

MEDARDUS von draußen. Ich bin's. Öffnen Sie.

NERINA. Entfernen Sie sich. Und zwar so rasch als möglich. Diener machen die Runde im Garten.

MEDARDUS. Öffnen Sie. Ich bitte Sie darum.

NERINA. Ich öffne nicht. Gehn Sie.

MEDARDUS. Sie wissen, wozu Sie mich zwingen.

NERINA. Ich zwinge Sie nicht. Wir haben keinen Schlüssel. Der Schlüssel ist fort. Er ist verloren gegangen. Vielleicht finden wir ihn bis morgen wieder. Gehn Sie, ich bitte Sie. Ja, was ist denn das? Ist es denn möglich ... Sie wollen doch nicht wirklich ... Die Steine bröckeln. Geben Sie doch acht. Und man wird Sie hören. Wenn jemand kommt, sind Sie verloren.

MEDARDUS kommt herübergeklettert. Guten Abend, Fräulein, guten Abend. *Er sinkt hin.*

NERINA. So, nun haben wir's. Was tu' ich nur? Ich kenn' ihn nicht. Sie mögen ihn finden. Was geht's mich an. Ein Strolch. Mögen sie ihn hängen. Er mag hier liegen bleiben.

HELENE kommt von drinnen. Nun, die Dunkelheit wäre da, Nerina.

NERINA. Ja, gnädigste Prinzessin. Und Herr Medardus Klähr gleichfalls. Hier liegt er. Hier, Prinzessin. Er ist ohnmächtig, wie es scheint.

HELENE. Still ...!

Ein Diener kommt mit einer Laterne von rückwärts.

HELENE. Was gibt's denn?

DIENER. Wer da?

HELENE ihm entgegen. Ich.

DIENER. Oh, gnädigste Prinzessin ... Ich hatte nämlich ein sonderbares Geräusch gehört — es treibt sich in der letzten Zeit so viel Landstreichervolk herum in unsrer Gegend — man kann nie wissen. Gestern wurde da draußen, ganz nah vom Zeughaus, einer angefallen und beraubt.

HELENE. Ein Geräusch haben Sie gehört? Ich höre auch jetzt welche. Der Wind geht durch die Zweige, im Teich klingen die Wasser ... was rauscht nicht alles in Frühlingsnächten. Oder es war mein Kleid ...

DIENER. Das wäre möglich, gnädigste Prinzessin — aber ich will doch dort drüben noch nachsehen. *Ab.*

MEDARDUS. Ich danke Ihnen, Prinzessin.

HELENE. Ich würde den Marquis rufen, Herr Medardus Klähr, wenn ich annehmen dürfte, daß sein Degen am Abend sicherer träfe als bei Tag. —

MEDARDUS. Sie wissen, warum ich gekommen bin, Prinzessin. Ich wollte Ihnen meinen Dank zu Füßen legen ...

HELENE. Nun ist es geschehen. Leben Sie wohl.

MEDARDUS erfaßt ihre Hand und küßt sie.

HELENE. Oh, die hochmütig-mörderischen Finger ... !

MEDARDUS. Ich will Sie wiedersehen, Helene.

HELENE. Was fällt Ihnen ein? ... Gehn Sie!

MEDARDUS. Auf dem gleichen Weg, Prinzessin?

NERINA. Das wäre zu gefährlich.

HELENE. Still, man hört uns. Sie müssen sich verbergen.

NERINA. Wo? ... Der Garten wird durchstreift ... Hier kann Herr Medardus nicht bleiben. Dort geht wieder einer mit der Laterne.

HELENE. So führ' ihn in dein Zimmer, Nerina.

NERINA. In mein Zimmer?

HELENE. Warum nicht? Caillard ist ja fort ...

NERINA leise zu ihr. Gnädigstes Fräulein, um einen Liebsten trauert man länger als um einen Bruder.

HELENE. Da drin erheben sie sich vom Tisch ...

NERINA. Ja, ich sehe ... Aber trotzdem, gnädigste Prinzessin — in mein Zimmer — ein junger Mann.

HELENE nach einem langen Blick auf Medardus. So führ' ihn in meins!

NERINA. In Ihres, Prinzessin?

HELENE. Und rasch ... da, die Mauer entlang ... Sieht euch wer auf dem Weg ... so ist es eben dein neuester Liebhaber — keiner wird sich wundern.

NERINA. Nun ja ... Aber wie werden wir ihn fortbringen. Einmal muß er doch fort — und der Schlüssel ...

HELENE. Sobald du herunterkommst, wirst du Schuhe und Strümpfe ausziehn, in den Teich steigen und den Schlüssel suchen. Er muß gefunden sein, bevor die Sonne aufgeht.

Nerina und Medardus ab.

DER MARQUIS tritt aus dem Saal.

HELENE ihm entgegen.

MARQUIS. Sie waren so blaß, Helene, als Sie vom Mahle aufstanden ...

HELENE. Die Luft hat mir wohlgetan.

MARQUIS. Helene! ... meine Braut! ... meine Geliebte ...

HELENE. Nicht so stürmisch, Bertrand ... Sie vergessen, daß Sie gleich nach der Trauung abzureisen haben.

MARQUIS. Ich vergesse es nicht. Aber ich bedenke zugleich, daß bis zu diesem sehr ersehnten Tage noch einige verstreichen werden ... und diese sind unser!

HELENE. Oh ...

MARQUIS. Mein Leben gehört Ihnen, Helene. Ich liebe Sie — und ich würde Ihnen noch unbedingter angehören ...

HELENE. Oh, mein Vetter, was fällt Ihnen denn

ein? Sie sollen sich in Paris auf etwas zu freuen haben. Auch fürcht' ich, Sie könnten unsere Angelegenheiten allzu nachlässig betreiben, wenn man Sie zu früh belohnte . . .

MARQUIS. Helene . . .

HELENE. Sie haben mich früher nicht ganz verstanden, wie es scheint. — Also hören Sie, Bertrand . . . Ich will nicht früher einen Sohn zu erwarten haben, eh' ich sicher bin, daß er bestimmt ist, einmal König von Frankreich zu werden.

MARQUIS. Helene!

HELENE. Eine Laune vielleicht . . . aber alles ist von ihrer Erfüllung abhängig — auch was Sie Ihr Glück nennen . . . und was . . . vielleicht . . . auch meines sein wird . . . Gute Nacht, Herr Marquis.
Sie geht.

MARQUIS. Helene! — Helene!

Dritte Szene

Straßenkreuzung. Eine Straße läuft vorn an der Rampe. Die andre geht von vorn links nach rechts hinten, verläuft ziemlich schmal zwischen Gartenmauern. Im Hintergrund freies Feld. Rechts, ziemlich weit die Front des Zeughauses. — In der Ferne Hügel. Vorn links an der Ecke ein Meilenstein. Rechts an der Mauer, etwas weiter rückwärts, eine hölzerne Bank. — Morgengrauen.

ETZELT (sitzt auf der Bank). Es beginnt mich zu frösteln . . . Sollt' ich geschlummert haben? Mir ist beinahe so . . . Es wird doch besser sein, wieder auf und ab zu gehn. *Er erhebt sich und geht in der Straße auf und ab.* Wie lange noch —? War es nicht doch vielleicht ein sträflich Zögern — daß ich nicht auf irgendeine Weise versucht habe, mir Einlaß zu verschaffen . .? Unsinn . . . Was immer die Sache zu bedeuten hat . . . das hätte nur von üblen Folgen sein können . . . Nun wird es sich ja doch bald entscheiden — ob ich die lächerlichste Figur von einer Schildwache vorstelle, die jemals ungebeten vor einem Liebesnest auf und

ab gelaufen ist, oder ob eine höhere Einsicht mich hier festgebannt hielt.

Eschenbacher in Uniform kommt von rechts vorn, biegt in die enge Straße ein, begegnet Etzelt.

ESCHENBACHER *erstaunt.* Etzelt . . .

ETZELT. Sie, Meister Eschenbacher —!

ESCHENBACHER. Zu so früher Stunde auf?

ETZELT. Nicht früher als Sie, Meister Eschenbacher . . . Wohin des Wegs, wenn's zu fragen erlaubt ist —?

ESCHENBACHER. Zum Zeughaus. Ich habe heute Dienst dort . . . oder vielmehr eine Art Aufsicht . . . Wissen Sie denn nicht? — Gestern Abend wurde es doch bekannt gemacht: heute werden an die Bürgerschaft Waffen verteilt.

ETZELT. Glaubt man die Gefahr so dringend?

ESCHENBACHER. Ob es Gefahr zu nennen ist, weiß ich noch nicht . . . daß wir nicht lang mehr auf die Franzosen zu warten haben werden, das steht fest. Kommen Sie mit, Etzelt. Wenn Sie zur Zeit dort sind, haben Sie noch die Wahl. Allerlei Waffen gibt's. Partisanen, Mordäxte, Hellebarden . . .

ETZELT. Und Flinten . . .?

ESCHENBACHER. Ein paar verrostete dürften noch da sein; — was halbwegs brauchbar war, ist freilich längst in guten Händen.

ETZELT. Ich frage nur — was sollen die Leute mit den Waffen anfangen, die sie nicht einmal gebrauchen können?

ESCHENBACHER. Zum Gebrauch sollen sie wohl weniger dienen, Etzelt! . . . Aber sie geben doch Selbstvertrauen . . . und vielleicht auch Mut. Und wie prächtig wird sich später so ein gefährlich Ding über der Kommode oder überm Bett ansehn lassen und bewundern, von Kind und Enkelkind . . . zur Erinnerung an eine große Zeit . . . Also — auf Wiedersehen, Etzelt. — Eine wunderliche Gegend übrigens, in der Sie hier Ihren Morgenspaziergang machen.

ETZELT. Finden Sie? Es kommt so ein guter Duft aus den Gärten . . . ringsum. Doch im Ernst gesprochen. Wissen Sie nicht, daß Medardus gestern abend plötzlich aus dem Haus verschwunden ist?

ESCHENBACHER. Ja, das ist mir bekannt. Eine verschleierte Dame hat ihn entführt. Ich fand es lustig genug — der düstern Miene meiner Schwester zum Trotz. So ein junger Mensch hat eine wunderbare Lebenskraft in sich, muß man sagen. Vormittag begräbt er seine Schwester, erledigt zum Nachtisch eine ritterliche Angelegenheit, und hat trotz Gram und Wunden noch Laune übrig für ein zärtlich Abenteuer.

ETZELT. Dies letztere ist Vermutung. Es steht nur fest, daß er verschwunden ist.

ESCHENBACHER. Verschwunden! Das klingt doch etwas zu großartig, meinen Sie nicht —? Er ist einfach entwischt und schlummert süß, wo junge Helden eben besser zu schlummern pflegen als daheim.

ETZELT. Könnt' es sich nicht auch anders verhalten, Meister Eschenbacher?

ESCHENBACHER. Anders —? Hm! Ein Geheimnis —?! Wo sind wir da? Wem gehört dies traurige, etwas verfallene Schlößchen, das da durch die Bäume lugt?

ETZELT. Wer der Besitzer ist, weiß ich nicht. Zur Miete wohnt drinnen der Herzog von Valois mit den Seinen.

ESCHENBACHER. Das macht mir die Sache nicht viel klarer.

ETZELT. Vielleicht doch, wenn ich Ihnen verrate, daß Medardus gestern abend in dieser Gegend, wenn nicht gar hinter diesen Mauern selbst, mit einem Male verschwunden ist, — und daß er gestern morgens seltsam törichte, vielleicht erhabene Worte von Rache hören ließ.

ESCHENBACHER. Rache! . . . ja, das ist ein Wort, so lärmend, daß es wohl seinen eigenen Sinn übertönen möchte.

ETZELT. Es handelt sich hier nicht um das Wort, sondern um die Sache, Meister Eschenbacher.

ESCHENBACHER. Doch wohl um das Wort, Etzelt — wie meistens, glauben Sie nicht? Und gar unser Medardus ist einer, der kaum geschaffen ist, andres zu erleben als den Klang von Worten . . . Er hält ein Frauenzimmer in den Armen . . und ihn umsäuselt flötenhaft und süß das Wort Liebe . . . er fühlt einmal sein selig oder unselig Ende nahen — und das Wort Tod wird ihn umdröhnen wie mit dunkeln Glocken . . .

ETZELT. Dies mag gelten . . . eh' ihm die wahre Liebe und der sichre Tod erscheinen.

ESCHENBACHER. Wohin es bei unserm Wirrkopf Medardus noch einige Weile haben dürfte . . . Gehen Sie lieber nach Hause, Etzelt. Glauben Sie, er wird — Ihnen Dank wissen, daß Sie ihm nachspionieren?

ETZELT. Um Dank ist's mir vielleicht nicht so sehr zu tun.

ESCHENBACHER. Sollte er Ihnen aber in die Hände garaten, so erinnern Sie ihn für alle Fälle dran, daß Kriegsrecht proklamiert ist.

ETZELT. Oh, Meister Eschenbacher, was macht die Uniform aus Ihnen für einen strengen Herrn.

ESCHENBACHER. Alles zu seiner Zeit. — Nun ist Medardus Soldat, und er hat sich — wenn er nicht krank ist — zum Antritt des Dienstes zu melden . . . Auf Wiedersehen, Etzelt. *Ab.*

ETZELT allein. Du kennst ihn ja doch nicht. Eine Jugend leuchtet dunkelglühend auf — und im Dunst deiner alternden Jahre siehst du nur ihren trüben Flackerschein. *Auf und ab.*

Von links kommt Kreuzhartinger, ein Landmann, und seine Frau. Sie schleppt ein Bündel, er schiebt einen mit Geräten beladenen Karren.

FRAU KREUZHARTINGER. Ich kann nimmer weiter.

KREUZHARTINGER. Aber Frau, wir sind ja gleich in der Stadt drin.

FRAU KREUZHARTINGER. Wären wir lieber daheim blieben.

ETZELT kommt ihnen entgegen.

KREUZHARTINGER. Einen schönen guten Morgen.

ETZELT. Guten Morgen.

KREUZHARTINGER. Wenn der Herr so gut sein möcht' und mir eine Auskunft geben, — wie schaut's denn drin in Wien aus, kriegt man denn noch ein Quartier?

ETZELT. Kann euch nichts Sichres sagen. Müßt halt in einem Gasthof nachfragen. Kommt ihr von weit?

KREUZHARTINGER. Aus Petersdorf ... Wie wir fort sind, hat's g'heißen, die Franzosen stehn keine dreißig Meilen hinter uns.

FRAU KREUZHARTINGER. Ja ... er hat schon den Wind im G'nick g'spürt ... Und gar auf unsern Hof haben sie's abg'sehn, die Franzosen ... Der Huber und der Mittelbach, die sind schön zu Haus blieben ... Aber wenn man einen Hasenfuß zum Mann hat ...

KREUZHARTINGER zu Etzelt. Ich lass' sie halt reden ... Glauben S' nicht, es ist das beste —?

ETZELT. Ich bin ledig, Herr Vetter ...

KREUZHARTINGER. Ah so ... Na, der Herr darf nicht glauben, daß wir die einzigen sind, die vom Land hereinkommen ... Überall, wo wir vorbeikommen sind, wird 'packt und aufg'laden ... Es ist halt doch sicherer in der Stadt. Ihr habts doch Mauern und Kanonen und Soldaten ... das ist halt gleich ein andres G'fühl. Komm, Frau, marschieren wir weiter! Wird sich schon was finden! Adio, ein schön guten Morgen ... *Ab mit der Frau.*

Im Garten drüben Vogelzwitschern.

ETZELT. Wie unerbittlich und zugleich wie tröstlich zieht der Tag seinen festen Rahmen um die

Welt ... Nun möcht' ich beinah glauben, daß all meine Sorgen Einbildungen waren und weiter nichts. — Doch scheint mir nicht in diesem harten, grauen Frühlicht selbst Agathens Tod wie etwas nicht Geschehenes ... ja wie etwas, das nie und nimmer möglich war? ... Und ich weiß doch, daß es wahr ist, grauenvoll wahr ... und daß die Würmer schon an der Arbeit sind. Der öde Zauber des Morgens täuscht am Ende so gut wie die Nacht mit ihren schwimmenden Schauern.

Medardus aus der Gartenpforte, die sich rasch hinter ihm schließt. Etzelt.

MEDARDUS. Etzelt ... du ...

ETZELT. Medardus, du bist es? Du bist es wirklich?

MEDARDUS. Du hast hier gewartet, Etzelt?

ETZELT. Ich bin da. Es könnte ja auch Zufall sein ... Nimm's, wie es dir beliebt.

MEDARDUS. Etzelt, du weißt, woher ich komme.

ETZELT. Ich weiß es nicht. Es kümmert mich auch nicht im geringsten. Beim Himmel, wir leben nicht in einer Zeit, wo man sich um dergleichen Eskapaden sonderlich kümmern könnte. Nur deine Verwundung gab mir einigen Grund, besorgt zu sein. Dies war der Anlaß. Nun verzeih mir oder verzeih mir nicht ... komm nur nach Haus, Medardus, deine Mutter ängstigt sich.

MEDARDUS. Meinst du, ich klettere über Mauern für die Erstbeste, Etzelt? Oder denkst du, mir stünde der Sinn nach zärtlichen Abenteuern ...?

ETZELT. Wär' ich so hübsch gewachsen wie du, Medardus, ich ließe mir dergleichen wohl auch nicht entgehn — und hielte nicht Trauer um Entschwundene, die ja doch nicht wiederkommen ... Ich frage nicht, komm, Medardus.

Man sieht Leute rückwärts über den Platz zum Zeughaus laufen, zuerst wenige, dann immer mehr, einige kommen auch durch die kleine Gasse, in der Etzelt und Medardus stehn. Jetzt kommt Wachshuber eben an beiden vorbei, einen Morgenstern in der Hand.

WACHSHUBER. O Herr Etzelt, guten Morgen. Der Herr Klähr ist auch schon so früh auf? Na ja, freilich, wahrscheinlich schon im Dienst. Da schaun S' her, wissen Sie, was das ist, meine Herren? . . . Das ist ein sogenannter Morgenstern. Über hundert Jahr hat er Ferien gehabt. Jetzt ist's Zeit, daß das Dingerl wieder Arbeit kriegt. Ha! jetzt sollen s' nur kommen, die Franzosen.

Ein anderer, ziemlich verdächtig aussehend, eine Hellebarde im Arm, an Wachshuber vorüber, stößt ihn an.

WACHSHUBER. Oha, möcht' schön bitten.

Der mit der Hellebarde bedroht ihn scherzhaft.

WACHSHUBER. Was fallt denn Ihnen ein? Ein Morgenstern und eine Hellebarde, das ist ein ungleicher Kampf. Da komm' ich nicht auf! Habe die Ehre, meine Herren. *Ab.*

ETZELT. Das dumme Volk! Wird ihnen auch das zum Spaß?

MEDARDUS. Was hat das zu bedeuten?

ETZELT. Seit heute morgens steht das Zeughaus offen, Waffen werden unter das Volk verteilt, die Franzosen rücken unaufhaltsam näher. Wenn nicht alles trügt, Medardus, wirst du bald spüren, daß in dieser aufgewühlten Welt dein kleines Abenteuer nicht eben viel bedeutet.

MEDARDUS. Ein kleines Abenteuer?! Weißt du, woher ich komme? Aus den Armen der Prinzessin von Valois.

ETZELT. Der . . . Prinzessin . . .

MEDARDUS. Du denkst, ich lüge? Es ist die Wahrheit, Etzelt!

ETZELT. Schweig doch! Was geht's mich an? Es war nicht deine Art sonst, dergleichen auszuschwätzen.

MEDARDUS. Diesmal soll es meine Art sein.

ETZELT. Du bist nicht bei dir, Medardus.

MEDARDUS. Hast du vergessen, was geschah? Agathe war ihnen zu schlecht, Etzelt, und darum hat sie sterben müssen! Hast du's vergessen, Etzelt? Ich

nicht! Und es kommt die Stunde, da zahl' ich's ihnen heim! Die Diener ruf' ich zusammen und die Mägde und schrei' es durch den Flur und lasse den Herzog rufen und die Herzogin und zerre die Prinzessin aus dem zerwühlten Bett, nackt über die Treppe ...

ETZELT. Wie lang soll ich deinen Fieberphantaseien nch zuhören? Du hast alles geträumt, und deinen tollen Vorsatz träumst du erst recht. Wärst du wirklich bei der Prinzessin gewesen und hättest dich wirklich mit so verruchter Absicht getragen — so hättest du sie ohne Verzug zur Tat gemacht.

MEDARDUS. Es eilt nicht so sehr. Es ist ja abgemacht, daß ich heute nacht wiederkomme, und morgen und übermorgen, — es ist noch nichts versäumt, — das Leben ist sehr kurz, Etzelt ... besonders für mich wird es nicht lang sein! — Und sie ist schön, Etzelt, sehr schön, die Prinzessin, warum soll man nicht ein paar wunderbare Nächte haben ...

ETZELT. Schweig, Medardus! Ich will mir dein Bild nicht zerstören lassen. Das Fieber sprach aus dir. Laß mich's weiter glauben. Denn könnt' ich das nicht, so — verzeih' mir Gott und deine Mutter die Sünde, so wollt' ich lieber, ich hätte hier vergeblich deiner gewartet und du wärst meinethalben in den Armen deiner Prinzessin nie wieder aufgewacht.

MEDARDUS *vor sich hin*. Kein übler Wunsch, Etzelt, kein übler.

ETZELT *ganz verstehend*. Medardus ...

MEDARDUS *wie erwachend*. Etzelt ...

ETZELT. Weißt du, was dir geschehn ist, Medardus?

MEDARDUS. Nein, nein, Etzelt! Du lügst!

ETZELT. Du darfst deinen Fuß nicht wieder hierher setzen.

MEDARDUS. Was immer ich von Schuld auf mich lade, ich bin Manns genug, jede zu begleichen.

ETZELT. Immer nur mit deinem Leben, Medardus. Gib acht, daß es keine zu schlechte Münze wird, bis

es zum Zahlen kommt. So schlecht, daß du dich am Ende schämen müßtest, es hinzuwerfen!

MEDARDUS. Etzelt, hilf mir! Ich bin verwandelt! Ich gehöre nicht mehr mir selbst, ich rase durch einen Traum!

ETZELT. Ich will dir ein Wort hineinrufen, daß du erwachst. Bonaparte ist auf dem Wege nach Wien ... der, den du am meisten gehaßt unter allen Menschen, die leben. Hörst du mich, Medardus — Bonaparte!

MEDARDUS. Einen Schall hör' ich, Etzelt ... einen Schall ...

Medardus und Etzelt ab.

Es kommen wieder Leute mit Waffen, die meisten gehen im Hintergrund über den Platz, einige durch die enge Straße. Aus der Gartenpforte treten zwei Diener heraus.

ERSTER DIENER. Ja, was gibt's denn eigentlich?

ZWEITER DIENER. Schau', was die für Waffen tragen. Was ist denn das für ein Regiment?

ERSTER DIENER. Das sind keine regulären Soldaten.

Nerina tritt aus der Gartentüre.

ERSTER DIENER. Guten Morgen, Fräulein Nerina. Sehen Sie sich diese sonderbaren Figuren an.

ZWEITER DIENER. Die kommen ja vom Zeughaus her.

ERSTER DIENER. Es heißt, sie lassen jetzt auch die Gefangenen heraus, nur damit sie genug Soldaten haben.

ZWEITER DIENER. Es wär' gut, wenn die Franzosen schon endlich kämen, da gäb's wenigstens wieder eine Ordnung.

ERSTER DIENER. Ich glaub' doch, daß gestern so ein Strolch versucht hat, sich in den Garten zu schleichen ... Und hat sich halt wieder über die Mauer davon gemacht.

NERINA. Es wäre wohl möglich. Und daß ich nicht vergesse! Die Prinzessin wünscht, daß von heute

ab beim Eintritt der Dunkelheit die Hunde los sein sollen.

ERSTER DIENER. Wird besorgt werden, Fräulein Nerina.

NERINA tritt durch die Gartenpforte wieder in den Garten zurück.

Vorhang.

DRITTER AUFZUG

Erste Szene

Die Burgbastei. Eine hohe Mauer, so breit, daß sie den größeren Teil der Bühne einnimmt, zieht von vorne links nach rückwärts rechts. Die Wehre gegen die Vorstadtseite erhöht, vor ihnen Säcke aufgeschichtet. Auf der Stadtseite der Bastei, also dem Zuschauerraum zu, ein schwarzgelb gestrichenes Holzgeländer. Dem Hintergrund der Bühne zu liegt das Burgtor, das geschlossen ist. Vorn rechts zur Bastei hinauf führt eine steinerne Treppe mit Geländer, die ihrer ganzen Ausdehnung nach praktikabel ist. Über dem Tor eine erhöhte Schanze, dort eine Kanone mit Bedienungsmannschaft (bürgerliche Artillerie). Unten am Tor Eschenbacher als Hauptmann; er sitzt auf einer Bank, außer ihm am Tor vier bürgerliche Grenadiere. Jenseits der Bastei sind die Vorstädte gedacht, zu sehen sind nur etliche Turmspitzen und eine schwarze Fahne. Auf der Bastei oben ziemlich lebhafte Bewegung. Bargetti, Hauptmann der bürgerlichen Scharfschützen, unterhalb der Schanze. An einzelnen Stellen der Rampe sind bürgerliche Scharfschützen aufgestellt. Bürgermilitär einzeln und geordnet in Gruppen kommt hin und wieder; Zivil-Bevölkerung, bewaffnet und unbewaffnet in wechselnder Gruppierung. Einige, darunter Berger, mit einer Flinte, aber nicht in Uniform, Bradl, Schreubler, Frau Grinzinger stehen an der Rampe der Bastei in lebhaftem Gespräch.*

BERGER *gegen die Vorstadt zu.* Aber sehn S' denn nicht, daß sich's bewegt?

SCHREUBLER. Wo bewegt sich denn was?

---

*) Für die Aufführung wird folgende Vereinfachung des Bühnenbildes vorgeschlagen: Die Bastei zieht gerade über die Bühne, in einer Höhe von etwa 3 m über dem Bühnenniveau. In der Mitte ist das Burgtor gedacht, die obere Wölbung ist eben noch sichtbar. Gerade über dem Tor auf der Bastei eine erhöhte Schanze. — Rechts vom Tor führt eine Stiege zur Bastei. Sie kommt aus der Tiefe, wo die Straße gedacht ist, etwa zwei, drei Stufen über dem Bühnenniveau macht sie ein Knie und bildet eine etwas verbreiterte Plattform. — Manche von den Vorgängen, die im Buch auf die Straße verlegt sind, werden sich nun auf der Stiege, auf der Plattform, eventuell auf der Bastei selbst; manche von den Vorgängen auf der Bastei werden sich auf der erhöhten Schanze über dem Burgtor; und einzelne von den Massenszenen der Straße werden sich vollkommen unsichtbar abspielen, doch so, daß die Stimmen aus der Tiefe heraufdringen, wo eben die Straße gedacht ist. Die bei so gestaltetem Bühnenbild notwendigen Änderungen sollen von Fall zu Fall als Anmerkungen im Text vermerkt sein.

BERGER. Dorten, in der Gegend von der Mariahilferlinie.

FRAU GRINZINGER. Freilich, wie ein langes schwarzes Band schaut's aus.

BERGER. Eher noch wie eine Schlange. 's wird Kavallerie sein.

SCHREUBLER. Ja freilich, die wird dort ohne Deckung stehn. Die könnt' man ja von uns aus zusammenfeuern.

FRAU GRINZINGER. Weil's bei uns schon so fleißig sind mit dem Feuern ...

BERGER. Drüben strengen sie sich grad auch nicht an.

BRADL. Könnt' auch Artillerie sein.

BERGER. Glaub' ich nicht, sie sollen ja ihre Kanonen noch gar nicht da haben. Von Passau her sollen sie sie kriegen auf der Donau.

Schöffmann, Leutnant der bürgerlichen Grenadiere, tritt zu Bargetti; begrüßt ihn, sie bleiben zuerst redend miteinander stehn und gehn dann auf die Schanze.

FRAU GRINZINGER. Wie leer's da drunten ist! Man möcht' meinen, alles ist ganz ausgestorben.

BERGER. Sie werden sich's überlegen, auf dem Glacis spazieren zu gehen. Gestern sind gewiß ein halbes Dutzend Franzosen von uns aus niedergeschossen worden. Am Abend sind sie noch dagelegen. Sie müssen sie bei der Nacht fortgeräumt haben.

FRAU GRINZINGER. Aber heut ist's recht still. Ich weiß gar nicht, worauf wir eigentlich warten!

SCHREUBLER *zu Berger, auf dessen Flinte deutend.* Na, Herr Berger, tun S' doch der Frau Grinziger den Gefallen. Es ist ihr nicht lebhaft genug!

Ziemlich entfernt fällt ein Schuß.

BERGER. Wo war denn das? Bei uns oder drüben?

SCHREUBLER. Das muß in der Gegend von der Mölkerbastei gewesen sein ...

BRADL. Mir scheint — da drüben bei den Stallungen, da spazieren ein paar ganz gemütlich herum —

FRAU GRINZINGER. Meiner Seel' —

BERGER legt an.

DOKTOR JOLSDORF, Leutnant der bürgerlichen Grenadiere, kommt eben, legt Berger die Hand auf die Schulter. Sparen Sie das Pulver, lieber Herr — die da trifft nicht so weit . . . Und im übrigen *zu den andern* möchte ich den Herrschaften raten, sich von hier zu entfernen.

BRADL. Ist's denn g'fährlich, Herr Leutnant?

JOLSDORF. Es kann jeden Augenblick sehr gefährlich werden. Vor ein paar Stunden ist aus den kaiserlichen Stallungen herübergeschossen worden.

BERGER. Aber getroffen haben sie nicht.

SCHREUBLER. Und aufgehört haben sie bald wieder.

JOLSDORF. Sie können jeden Augenblick wieder anfangen . . . Und dann mit Kanonen . . .

SCHREUBLER. Die Kanonen sollen ja noch in Passau sein —?

JOLSDORF. Nicht alle . . . *Fort.*

FÖDERL kommt von der Stiege aus herauf, sehr eilig und aufgeregt. O du mein Gott, o du mein Gott . . .

BERGER. Guten Tag, Herr Föderl, was ist denn?

FÖDERL. O du mein Gott, jetzt bin ich vorgestern abend in die Stadt herein, hab' dringend mit meinem Bruder zu reden gehabt, der was Advokat is, und jetzt kann ich nimmer hinüber zu meiner Frau.

BARGETTI ist dazugetreten. Wenn Sie sich ausweisen können, daß Sie drüben wohnen . . . ah . . . der Herr Föderl. Ihnen kann ich ja einen Passierschein geben lassen . . . auf Ihre Gefahr natürlich.

SCHREUBLER zu den andern. Aber er hat sich ja doch zu Fleiß aussperren lassen!

FÖDERL. Einen Passierschein! So! da müßt' ich ja übers Glacis.

BARGETTI. Einen andern Weg wüßt' ich freilich nicht.

FÖDERL. Aber das ist doch jetzt eine sehr unsichere Passage.

BARGETTI. Ja, eine Garantie könnten wir nicht übernehmen.

BERGER. Höchstens, wenn sich der Herr Föderl vielleicht ein weißes Schnupftüchel auf den Hut steckt.

Gelächter.

FÖDERL. Da werd' ich halt doch lieber noch warten.

BARGETTI. Ja, es wird schon das beste sein ... *Fort.*

FRAU GRINZINGER. Warum haben s' denn dort eine schwarze Fahne aufgezogen?

BERGER. Das ist ja das Waisenhaus. Und dort am Universalspital flattert auch eine. Das ist, damit wir wissen, wohin wir nicht schießen dürfen.

FÖDERL. Herrgott, wenn meine Frau nur so gescheit is und steckt auch eine schwarze Fahne auf unser Dach.

Man hört Hochrufe hinter der Szene.

BERGER. Ah, die Deutschmeister! Hoch, hoch ..

ANDRE. Hoch!

Eine Kompagnie Deutschmeister-Grenadiere kommt von links nach rechts über die Bastei gezogen, wird überall mit Hochrufen begrüßt.

BERGER. Das ist noch ein Glück, daß die gestern eingerückt sind.

FRAU GRINZINGER. Was ist denn das für ein Regiment?

BERGER. Das sind die Deutschmeister-Grenadiere vom Hillerschen Korps. Haben S' denn nicht gehört, heut mittag auf dem Burghof die Musik spielen?

BRADL. Jetzt — wenn auch noch der Erzherzog Karl zu rechter Zeit ankäm' ...!

FÖDERL. Ja, ist denn der noch immer nicht da —? Wo steckt er denn? Das ist ja schrecklich, das hat man uns doch für ganz sicher versprochen, daß der Erzherzog Karl kommt und uns rettet ...

SCHREUBLER. Obacht, Herr Föderl, die Herren vom Bürgermilitär, die sind jetzt sehr empfindlich! Wenn die merken, wir verlassen uns nicht auf sie, so sind sie imstand ...

BARGETTI auf der Schanze mit Medardus und Schöffmann.

Sehn Sie hinter den kaiserlichen Stallungen diese Wolke von Staub und Dunst. Dort haben die Franzosen offenbar ein Haus abgebrochen. Die Bewegung in der Gegend ist überhaupt ganz auffallend. Ich vermute, es dauert nicht mehr lang, so fahren sie ihre Batterien auf die Anhöhe hinter dem Stallgebäude, wo sie die beste Deckung haben. Schöffmann ... tragen Sie Sorge, daß die Bastei vom Publikum geräumt wird, vor allem von den Damen. Und Sie, Klähr, melden beim Hauptmann Mollner am Kärtnertor, was wir hier beobachtet haben.

Medardus und Schöffmann nach verschiedenen Seiten ab.

FRAU GRINZINGER. Da reiten ja zwei übers Glacis direkt aufs Tor zu. Warum schießen s' denn jetzt nicht von uns aus?

SCHREUBLER. So blutdürstig als wie die Frau Grinzinger is ... Sehn S' denn nicht, die haben ja eine weiße Fahne ...

Lebhafte Bewegung auf der Bastei, insbesondere in der Richtung gegen das Tor zu, später nach vorn, Stadtseite. — Unten in der Stadt an der Mauer der Bastei) Wachshuber, Stiefler und andere.*

STIEFLER. Ich denk' mir, da ist es doch am allersichersten.

WACHSHUBER. Warum versteckst du dich nicht gleich in den Keller ... so eine Memme. Weißt, wo ich jetzt hingeh' ...? ich geh' direkt auf die Bastei hinauf. Wer folgt mir? Auf! Vorwärts! Für Kaiser und Vaterland! *Er schwingt seinen Morgenstern.*

EINE FRAU zu ihm. Was haben S' denn da?

WACHSHUBER. Wie, das kennen Sie nicht? Ein Morgenstern ist das. Das ist eine eigene Bewandtnis. Das ist das Sicherste, wenn's zum Handgemenge kommt. *Auf die Bastei. Einige mit ihm.*

Oben ist die Bewegung lebhafter geworden, viele haben sich bis zu dem Tor gedrängt und sehen hinab.

EINE STIMME von jenseits der Mauer, sehr laut. Vom Marschall Lannes, Herzog von Montebello.

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: auf der Stiege.

BERGER oben, zu den andern. Vom Marschall Lannes..

FRAU GRINZINGER. Ist denn das der Marschall . . . ? —

Man hört, wie das äußere Tor aufgemacht wird.
Wachshuber und andere wieder herunter.

FÖDERL. Was soll das bedeuten? Jetzt werden's am End' Geiseln verlangen?

BERGER. Mir scheint, meine Herrschaften, das ist der Beginn der Unterhandlungen.

FRAU GRINZINGER. Was denn für Unterhandlungen? Is denn am End' wieder nix?

BERGER. Wenn die jetzt bei uns nur keine Dummheiten machen.

BRADL. Wieso denn, wie meinen Sie das?

BERGER. Also ich denk' mir, in ein paar Stunden, spätestens in der Nacht, wird der Erzherzog Karl mit der ganzen Armee da sein.

DIE ANDERN. Wie? Was? — Die Armee? — O Gott, die ist noch weit!

BERGER. Wer sagt denn das? Die da drüben haben jedenfalls sichrere Nachrichten als wir. Wir wissen nämlich nichts, weil wir da eing'sperrt sind, sozusagen — und da wollen die Franzosen das Prävenire spielen.

SCHREUBLER. Wissen S' was, Herr Berger, Sie müßten eigentlich zum Erzherzog in die Burg, daß er dem Adjutanten nicht aufsitzt.

Das innere Tor öffnet sich, Adjutant St. Mars und Trompeter reiten herein. Die Wache am Tor salutiert. Der Adjutant und der Trompeter werden von zwei bürgerlichen Grenadieren begleitet und reiten rechts ab).*

*WACHSHUBER, der mit einigen andern wieder auf die Straße herunter ist**).* Was heißt denn das?

STIEFLER. Was wollen denn die?

EIN BÜRGERLICHER GRENADIER. Sie brin-

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: hört man nur das Öffnen des Tors und sieht natürlich nicht die Eintretenden.

**) Auf der Stiege.

gen eine Meldung vom Marschall Lannes an den Erzherzog Maximilian in die Burg.

WACHSHUBER. Was ... Und ihr laßt so ohne weiteres die Franzosen in die Stadt herein?

DER BÜRGERLICHE GRENADIER. Das ist ja ein Abgesandter. Sehen Sie denn die weiße Fahne nicht?

WACHSHUBER. A was, Abgesandter, Franzos' is Franzos'. Da kann eine abgefeimte Bewandtnis dahinter stecken.

ESCHENBACHER tritt plötzlich unter sie).* Was wird denn hier für ein Unsinn geredet. Man sollte sich schämen.

WACHSHUBER. Oh, der Eschenbacher, habe die Ehre, Herr Hauptmann.

ESCHENBACHER wendet sich ab.

STIEFLER plötzlich. Hoch Kaiser Franz ...

EINIGE. Hoch Kaiser Franz.

WACHSHUBER. Nieder mit den Franzosen!

EINIGE. Nieder mit den Franzosen!

WACHSHUBER. Jedenfalls wär's interessant zu erfahren, was die in der Burg ausgerichtet haben.

*Wachshuber, Stiefler und einige andere ab nach rechts**).*

*Frau Klähr, Anna, Etzelt kommen unten an das Tor***). Sie tragen Handkörbe mit Eßwaren und Flaschen.*

Begrüßung mit Eschenbacher.

FRAU KLÄHR. Was war denn das für ein Auflauf?

ESCHENBACHER. Ein Parlamentär vom Marschall Lannes ist an den Erzherzog abgegangen ... Wahrscheinlich Aufforderung zur Übergabe.

FRAU KLÄHR. Was denkst du, Jakob?

ESCHENBACHER. Wenn die Armee heute abend oder spätestens morgen früh nicht da ist, so kann sich Wien nicht halten.

FRAU KLÄHR. Und die Hillerschen Regimenter, die gestern eingerückt sind?

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: kommt die Stiege herauf.
**) Die Stiege herunter verschwindend.
***) Bei umgestaltetem Bühnenbild: kommen die Stiege herauf.

ESCHENBACHER. Mit den paar tausend Mann ist uns wenig geholfen.

FRAU KLÄHR. Und ihr!? Ich meine das bürgerliche Militär?

ESCHENBACHER. Wir stehn auf unserm Posten, Schwester. Und es haben sich sogar ein paar Dutzend gemeldet für den recht unwahrscheinlichen Fall, daß ein Ausfall anbefohlen werden sollte — oder bei allzu heftiger Kampfeslust gestattet werden müßte. Der Medardus ist auch unter ihnen.

ANNA. Der Medardus —?

ETZELT. Wahrhaftig —?

FRAU KLÄHR. Haben Sie daran gezweifelt, Etzelt? *Zu Eschenbacher gewendet.* Leb' wohl, Jakob. *Zu den andern.* Kommt!

ESCHENBACHER. Ihr bringt den Leuten da oben wieder was Gutes zu essen und zu trinken? Herr Etzelt als Kellnerjunge! Was sich das Leben nicht für Späße mit uns erlaubt.

ETZELT. Man macht sich nützlich, wie man kann.

ANNA. Darf ich Ihnen nicht auch was anbieten, Herr Eschenbacher?

ESCHENBACHER. Wir sind zwar leidlich hier versorgt, aber ein Glas Bier kann nicht schaden.

ANNA schenkt ihm ein. Wohl bekomm's.

ESCHENBACHER. Schönen Dank, Annerl. *Bemerkt die rot-weiße Binde auf ihrem Arm.* Was ist denn das?

ANNA. Ich hab' mich zum Spitaldienst angemeldet.

DER BÜRGERLICHE GRENADIER unten an der Treppe) zu Frau Klähr.* Bedaure sehr, herunter darf jeder, hinauf darf niemand mehr ... besonders keine Damen.

FRAU KLÄHR. Uns wird's wohl erlaubt sein. Wir bringen Ihren Kameraden zu essen und zu trinken. Bitte, nehmen Sie auch was.

GRENADIER sich eine Wurst nehmend. Das ist wohl

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: auf der Plattform.

nicht gegen meine Instruktion, aber der Aufgang ist strengstens verboten.

ESCHENBACHER *tritt dazu.* Es ist meine Schwester, die Frau Klähr, die auch schon gestern oben war und heute morgens zu gleichem Zweck. Lassen Sie sie nur hinauf, auf meine Verantwortung.

GRENADIER. Wenn der Herr Hauptmann befehlen . . .

Etzelt, Frau Klähr und Anna hinauf.

Indes hat die Bewegung auf der Bastei oben fortgedauert. Eben jetzt kommt ein elegant gekleidetes Ehepaar von links, hält sich hart an der Rampe, die Frau versucht über die Brustwehren hinüberzuschaun.

DIE FRAU. Schrecklich, wie sie einem die Aussicht verstellt haben. Komm g'schwind, Franz, von da hat man einen Ausblick.

JOLSDORF, *der eben dastand, macht Platz.* Bitte schön. Vielleicht stellt sich die gnädige Frau auf den Sack da. *Er ist ihr behilflich.*

DIE FRAU. Ich danke recht sehr. Oh, das ist ja der Doktor Jolsdorf . . .

JOLSDORF. Ja, der bin ich, gnädige Frau! —

DIE FRAU. Hätt' Sie beinah nicht erkannt . . . Steht Ihnen aber gut, die Uniform! Du, Franz, der Doktor Jolsdorf. —

DER ELEGANTE HERR. Sehr angenehm! —

DIE FRAU. Du, Franz, ah, das ist aber prachtvoll. Und jetzt noch die Beleuchtung von der Abendsonne! . . .

DER HERR *mißmutig, reckt sich den Hals aus.* Ja, was denn? Ich seh' gar nichts!

DIE FRAU. Aber da drüben! Wie das blitzt! Ganz weit! Das muß schon bei Hütteldorf sein . . .

JOLSDORF. Das sind wahrscheinlich die Helme und die Lanzenspitzen von den Kürassieren.

DIE FRAU. Es sieht eigentlich aus wie ein fließendes Wasser, aber es werden schon eher die Kürassiere sein. Freilich man sieht's an der Bewegung. Und da, gegen Schönbrunn zu . . .?

DER HERR. Siehst nicht vielleicht den Napoleon auf dem Balkon stehn? Komm, gehn wir nach Haus.

DIE FRAU ohne sich um ihn zu kümmern, zu Jolsdorf. Und da drüben ... bei den Stallungen ... was ist denn das ...?

JOLSDORF. Ja, da drüben auf dem Spittelberg, das sind nämlich Kanonen.

DIE FRAU. Kanonen? Sie sollen doch noch gar keine Kanonen da haben ... heißt's.

JOLSDORF. Das ist ein Irrtum, gnädige Frau, sie haben grad genug.

DIE FRAU. Kanonen ...

JOLSDORF. Ja, das kommt in Kriegszeiten vor. Aber wir haben auch welche.

DER HERR. Da hast es ... Wären wir abgereist vorgestern, auch gestern früh wär's noch gegangen. Jetzt stehn wir da.

DIE FRAU. Kanonen ...

SCHÖFFMANN kommt, sehr höflich. Ich bitte, sich von hier zu entfernen. Wirklich, gnädige Frau, es wär' schad' um den schönen Hut.

Er entfernt sich wieder.

DER HERR. Der muß dich kennen.

DIE FRAU. Ja, wird denn wirklich was g'schehn?

Ein Flintenschuß.

JOLSDORF. Der war von uns.

Ein zweiter Schuß.

JOLSDORF. Aber der von drüben.

Das Ehepaar rasch zu der Stiege hin und hinab.
Frau Klähr, Anna und Etzelt haben indes die Lebensmittel und Getränke verteilt.
Anna und Etzelt haben sich nach rechts übers Burgtor hinausbegeben und sind nicht sichtbar.
Frau Klähr geht eben von rechts nach links und begegnet Bargetti, der von der andern Seite kommt.

BARGETTI. Guten Abend, Frau Klähr. Also Sie haben sich wieder als gütiger Engel erwiesen.

FRAU KLÄHR. Sie tun rein, als wenn ich die einzige wär', Herr Bargetti.

BARGETTI. Man hat halt die Empfindung, daß es keiner so von Herzen kommt. Aber jetzt möcht' ich Ihnen raten, Frau Klähr, ich könnt' es Ihnen sogar befehlen, verlassen Sie die Bastei.

FRAU KLÄHR. Sie denken, es wird bald Ernst?

BARGETTI. Sehn Sie, Frau Klähr, da drüben auf dem Dach vom Stallgebäude stehn sechs Kanonen, ich schwöre, daß sie nicht zum Spaß aufgefahren sind.

FRAU KLÄHR. Was wird nur werden, Herr Bargetti?

BARGETTI. Ja — was werden wird . . .? Selbst in ruhigern Zeiten pfleg' ich mit dem Prophezeien vorsichtig zu sein.

Schüsse.

BARGETTI. Auf Wiedersehen, Frau Klähr . . . hoffentlich . . .

FRAU KLÄHR. Herr Bargetti . . . können Sie mir vielleicht Auskunft geben . . . steht ein Ausfall von unserer Seite bevor?

BARGETTI. Es ist kaum möglich, zu wissen, was im Lauf der nächsten Stunden anbefohlen wird, und was sich nebenher ohne direkten Befehl ergeben dürfte.

FRAU KLÄHR. Ich hätte so gern meinen Sohn noch gesehn. Er hat doch hier seinen Posten.

BARGETTI. Ich hab' ihn mit einer Meldung zum Kärtnertor geschickt, ich denke, er wird bald wieder hier sein. Wenn sie vielleicht unterdes hier Platz nehmen wollen, Frau Klähr. Garantien für Ihre persönliche Sicherheit übernehm' ich aber nicht.

Links vorn auf der Bastei begegnen sich Anna und Elisabeth.

ANNA. Elisabeth . . .?

ELISABETH. Ja, ich bin's, kennst du mich noch?

ANNA. Warum sollt' ich dich nicht kennen. Ich hab' dich erst neulich gesehn auf dem Friedhof, wie sie unsre arme Agathe begraben haben.

ELISABETH. Ja, es gibt Mädeln, die nehmen alles schwer. Ich bin nicht so.

MEDARDUS kommt von rechts.

ANNA. Guten Abend, Medardus!

MEDARDUS. Anna! ... Elisabeth ... ? *Reicht beiden die Hand.*

ELISABETH. Guten Abend, Medardus!

MEDARDUS. Wohin — ihr zwei?

ELISABETH. Oh, wir gehören nicht zusammen. Wir haben uns nur zufällig getroffen.

FRAU KLÄHR sieht ihn. Medardus!

MEDARDUS. Dort ist meine Mutter! Grüß' euch Gott. *Zu Frau Klähr nach rückwärts.*

ANNA. Warum bist du so zu mir, Elisabeth? Ich hab' dir nichts getan.

ELISABETH weicher. Wo gehst du denn hin?

ANNA. Ich geh' in die kaiserliche Winterreitschul', das ist jetzt ein Spital. Ich hab' mich als Wärterin gemeldet. Vielleicht gehst du mit mir hin. Ich weiß, jede wird aufgenommen, die als barmherzige Schwester sich meldet.

ELISABETH. Willst vielleicht meine Seele retten? Barmherzig bin ich schon, vielleicht mehr als du. Aber von einer Schwester hab' ich freilich nicht viel. Grüß' dich Gott, Anna. *Rasch ab nach links.*

ANNA herunter.

Medardus und Frau Klähr haben sich begrüßt, jetzt tritt eben Bargetti zu ihnen.

MEDARDUS. Herr Hauptmann, ich habe beim Kärntnertor die Meldung laut Befehl erstattet.

BARGETTI. Schön. Indes ist hierher die Nachricht gelangt, daß der Marschall Massena mit einer großen Truppenanzahl sich gegen die Donau zu in Bewegung gesetzt hat?

FRAU KLÄHR. Wie —?!

BARGETTI. Der Erzherzog Maximilian ist auch schon gegen den Prater zu gerückt und hat dem General Oreilly, wie ja schon vorher bestimmt war, das Kommando über die Stadt gegeben ...

FRAU KLÄHR. Was bedeutet das alles?

BARGETTI. Wenn nicht ein Wunder geschieht — den Anfang vom Ende.

FRAU KLÄHR. Und was wäre das Wunder?

BARGETTI. Daß der Erzherzog Karl im Laufe der nächsten Stunde eintrifft ...

Eschenbacher, der während der vorigen Minuten unten am Tor mit einigen herbeigeeilten bürgerlichen Grenadieren sprach), eilt die Stufen zur Bastei hinan, rasch zu Bargetti hin.*

ESCHENBACHER. Weißt du, was passiert ist, Bargetti! Den Trompeter haben sie erschlagen.

BARGETTI. Wen ...? wer ...?

ESCHENBACHER. Den Trompeter, der mit dem Abgesandten des Marschall Lannes vor einer halben Stunde hier durchs Tor geritten ist! Sie haben ihn vom Pferd gerissen und erschlagen.

BARGETTI. Ja, um Gottes willen, wer ...?

ESCHENBACHER. Gesindel. Die Hauptschuldigen werden nicht herauszubekommen sein. Der Adjutant selbst ...

BARGETTI. St. Mars ...?

ESCHENBACHER. Ja, St. Mars heißt er, der ist ihnen entkommen. Beim Kärtnertor haben ihn unsre Grenadiere herausgehauen, bis dorthin hat ihn der Pöbel verfolgt.

BARGETTI. Und ist die Botschaft des Marschalls an den Erzherzog oder vielmehr an den General Oreilly gelangt?

ESCHENBACHER. Das ist mir nicht bekannt ... Es hätte auch nicht viel zu bedeuten, da sie sich ja an der Donau jedenfalls schon herumschlagen ...

Hinter der Szene Geschrei. Nieder mit den Franzosen! Hoch Kaiser Franz! Tod dem Bonaparte!

BARGETTI. Da scheinen sich einige einen Rausch angetrunken zu haben ...

ESCHENBACHER. Einen ... Mordsrausch vielleicht.

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild fällt das fort.

Von links Wachshuber, Stiefler und andre, darunter sehr verdächtig aussehendes Volk mit Äxten, Hellebarden, Flinten; Wachshuber mit seinem Morgenstern über die Bastei.

WACHSHUBER. Vorwärts, Freunde. Hoch Kaiser Franz! Gut und Blut fürs Vaterland!

BARGETTI. Ruhe!

WACHSHUBER. Hoch unser guter Kaiser Franz!

BARGETTI. Ruhe ... Ruhe ...

Es sind vier bürgerliche Grenadiere dazugetreten, die sich hinter Bargetti postieren.

BARGETTI. Es ist jetzt nicht die Zeit und kein Anlaß, um in so wüster Weise zu lärmen. Es wird vielleicht eine andre Art für die Bürger Wiens geben, ihren Patriotismus zu beweisen. Wer auf den Bastein nichts zu tun hat, verlasse sie.

STIEFLER. Wir haben Waffen!

BARGETTI. Wenn der Augenblick kommen sollte, diese Waffen zu benützen, wird der Weg herauf wieder frei sein.

Murren.

BARGETTI. Noch einmal, man zerstreue sich. Man zwinge mich nicht zu entschiedenen Maßregeln.

WACHSHUBER zu Bargetti, als gehöre er eigentlich nicht dazu. Sie meinen's ja nicht schlecht. Es ist halt die Begeisterung, Herr Hauptmann ...

BARGETTI. Begeistert sein ist leicht! Aber wissen wofür, das ist die Kunst.

WACHSHUBER. Haha! O guten Abend, Herr Eschenbacher. Was schaun S' denn das so an —? ... Ja, das ist ein Morgenstern ...

BARGETTI. Man räume die Bastei! Vorwärts!

Die Grenadiere drängen die Leute zur Stiege hin.

ESCHENBACHER zu Bargetti. Die waren es, die den Franzosen umgebracht haben!

BARGETTI. Hast du einen bestimmten Verdacht?

ESCHENBACHER. Gegen einen Einzelnen nicht, denn jeder für sich wäre ja zu feig — aber gegen alle.

Ein Kanonenschuß. Gleich darauf ein zweiter. Feuerschein am Himmel. Leute rennen von der Bastei über die Stiege hinunter. Das bürgerliche Militär eilt auf seine Posten.

Der uralte Herr und das kleine Mädchen kommen von links über die Bastei.

URALTER HERR. Also schon wieder sind die Franzosen da. Was wollen s' denn, Greterl?

Wieder ein Schuß.

DAS KLEINE MÄDCHEN. Großvater, ich fürcht' mich ...

URALTER HERR. Hast g'hört, bum, bum ... Aha, das ist der Krieg. Weiß schon, weiß schon. *Weiter mit ihr und ab.*

FRAU KLÄHR. Um Himmels willen, dort brennt's ja!

BARGETTI. Ja, das ist mitten in der Stadt.

ESCHENBACHER. Komm, ich bring' dich nach Haus. Was willst du hier?

FRAU KLÄHR. Und was tu' ich daheim?

BARGETTI. Sie müssen jetzt fort, Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. Medardus, leb' wohl!

MEDARDUS. Leb' wohl, Mutter! —

FRAU KLÄHR. Ein Wort noch, Medardus! Mir war in den letzten Tagen, als hätt' ich auch meinen Sohn verloren. Heute weiß ich wieder, daß ich einen habe! Und ich kann dich nicht mehr verlieren, wie immer diese Nacht auch endet. *Sie umarmt ihn.*

Medardus bleibt starr, sieht ihr nach, wie sie mit Eschenbacher hinabgeht, setzt sich dann auf einen der Wollsäcke an der Rampe links vorn.

Unten am Tor und weiterhin Männer und Frauen, sich drängend, zum Teil fliehend, der Feuerschein am Himmel wird immer heller.

Wieder ein Schuß.

EINZELNE STIMMEN).* Jesus, Maria und Josef. Es brennt. — Um Gottes willen, wo soll man denn da hin. — Halt dich an die Mauer ... — Nach Haus, nach Haus ... Wohin denn? — Es ist ja in keiner

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: Stimmen aus der Tiefe.

Straße sicher . . . — Wo brennt's denn? . . . — Jesus, Maria und Josef . . .

FÖDERL unter den andern. O du mein Gott, o du mein Gott . . .

BERGER. Na, ist's Ihnen jetzt lebhaft genug, Frau Grinzinger?

EINZELNE STIMMEN. Ich geh' in den Keller . . Es ist hell wie am Tag . . . Platz, Platz! . . . So lassen S' einen doch vorbei . . . Jetzt wird's stiller . . . Ja, freilich! stiller! . . . Wo brennt's denn? . . . Jesus, Maria und Josef . . .

Die Bühne leert sich allmählich.

Oben auf der Bastei ist es nahezu ganz still. — Nur zuweilen eilen bürgerliche Grenadiere und Schützen vorbei, auch einzelne Leute in Zivil.

Etzelt kommt zu Medardus von rechts aus.

Medardus. Etzelt.

ETZELT Medardus gewahrend. Medardus!

MEDARDUS. Du, Etzelt —? Was machst du hier auf der Bastei? Es wird kein guter Aufenthalt sein, heut nacht.

ETZELT. Wenn's eben darauf ankäme — so scheint's mir hier sicherer als irgendwo. Die Kugeln fliegen alle über die Bastei hinweg . . . Laß mich nur bei dir bleiben, Medardus . . .

MEDARDUS. Wie du willst, Etzelt!

ETZELT setzt sich neben ihn.

Sie schweigen beide eine kurze Weile, indes dauert die Kanonade fort.

MEDARDUS. Man kann nicht wissen, wie die Nacht endet, Etzelt. Und da du nun einmal da bist — so möcht' ich dir was zu bestellen geben . . . wenn du's annimmst . . .

ETZELT. Zu bestellen —?

MEDARDUS. An meine Mutter. Sie nahm eben von mir Abschied — in einer recht sonderbaren Weise — wie von einem Soldaten . . . Nun ja, das bin ich wohl . . . aber . . . wie von einer . . . Art Heldensohn . . wollt' mir scheinen . . .

ETZELT. Sie weiß wie ich, daß du zu den Freiwilligen zählst, die für einen möglichen Ausfall sich gemeldet haben.

MEDARDUS. Darum also —? Und auch du ... Etzelt! — Ich bin kein Held, Etzelt ... kaum ein Soldat ... bestell' es meiner Mutter. Ich will kein erlogenes Andenken hinterlassen ... Wenn ich untergehn sollte, fürs Vaterland würd' es nicht gewesen sein ... Sag's der Mutter ... Es liegt mir daran.

ETZELT. Wenn du den Tod fändest, so wär' es eben doch ein Soldatentod, mögst du ihn auch nur zu eigener Sühne gesucht haben.

MEDARDUS. Was — hätt' ich zu sühnen, Etzelt? .. Warum sollt' ich den Tod suchen?

ETZELT. Denkst du, ich weiß nicht, Medardus, daß du seit jener Nacht ... da ich dich aus einer gewissen Gartenpforte kommen sah, keine daheim warst? ... Es ist nicht schwer zu raten, wo du sie verbracht hast.

MEDARDUS. So meinst du — ich vergaß meines Schwures — und darum sucht' ich den Tod —!? Du meinst, in ihren Armen vergaß ich meines Schwurs —? Du meinst, ich sah sie wieder seit jener Nacht? Hätt' ich sie wiedergesehen, Etzelt, so hätt' ich auch meinen Schwur gehalten! Aber ich sah sie nicht wieder. Die Pforte war verschlossen. — Diener streiften innen und außen an der Mauer, und Hunde heulten durch den Garten. Sie hatte Furcht vor mir, Etzelt — und ließ mich nicht mehr ein! Es stand wohl auf meiner Stirn zu lesen, wessen sie sich von mir zu versehn hatte — vielleicht haben es ihr gar meine Küsse verraten ... Ich bin der Betrogne, der Genarrte, Etzelt — und morgen ist ihre Hochzeit! Morgen ist ihre Hochzeit, und ich bin hier so gut wie ein Gefangener ... Erst, wenn ein Tor sich öffnet, hab' ich den Weg hinüber wieder frei ... hinüber und zu ihr — Darum, Etzelt, hab' ich mich gemeldet.

ETZELT hat mit wachsendem Entsetzen zugehört Und fühlst

nicht, Medardus, daß, was du vorhast, nicht besser wäre als Verrat an deinem Vaterland und an deiner Ehre —?

MEDARDUS. Nenn's wie du willst. Ehre — Vaterland ... leerer Klang für mich — eh' mein Vorsatz nicht erfüllt ist.

ETZELT. Doch ... wenn kein Ausfall anbefohlen wird heute nacht ... und keiner morgen —?

MEDARDUS. So müßte man sich eben auf eigne Faust den Ausgang suchen ...

ETZELT. Medardus! —

MEDARDUS. Länger als bis morgen kann ich nicht warten ... Ich hab 'noch ein Wort mit dem Herrn Marquis zu reden — oder mit keinem Menschen auf der Welt mehr ...

ETZELT. Du bist nicht bei dir, Medardus?

MEDARDUS. Keine Angst, Etzelt! ... Ich glaube sehr, es wird dazu keiner sonderlichen Tollheit von meiner Seite bedürfen! Denn, wenn meine Ahnung nicht trügt, so sind vor Sonnenaufgang alle Tore offen ... und der Weg hinüber ist frei, frei für alle!

ETZELT. Medardus — das ist's, was du ahnst? Das, was du ersehnst? — Und glaubst noch immer einem Werk der Rache nachzusinnen?! In solche Tiefen führt nicht der Haß ... Medardus!

Vier bürgerliche Grenadiere tragen eine Bahre vorbei, auf der Bargetti liegt; der Arzt geht zur Seite.

ETZELT. Ein Verwundeter? Wer ist es?

EIN GRENADIER. Der Hauptmann Bargetti.

MEDARDUS. Wie ... *Geht zur Bahre hin, die indes immer langsam weiter getragen wird.* Herr Bargetti ... Herr Hauptmann.

BARGETTI. Der Titel tut wohl nichts mehr zur Sache ...! Wer spricht zu mir? Ah, Medardus Klähr.

ARZT ihn erkennend. Medardus Klähr? —

BARGETTI. Reichen Sie mir die Hand. *Zu den Gardisten.* Wohin tragt ihr mich denn? Läßt es sich hier oben nicht auch sterben?

DER ARZT. Herr Hauptmann, wenn es ans Sterben ginge, könnten wir wohl hier bleiben. Aber Sie sollen gesund werden, darum begleit' ich Sie ins Lazarett.

BARGETTI. Sie tun Ihre Pflicht. Ich will Sie nicht daran hindern. Gute Nacht, Medardus, grüßen Sie Ihre brave Mutter. *Man trägt ihn fort.*

Das Schießen dauert fort, Granaten fliegen über die Bastei in die Stadt, die Beleuchtung wird immer greller.

Medardus und Etzelt schweigen eine Weile.

MEDARDUS. Du siehst, Etzelt, es ist nicht weit her mit der Sicherheit hier oben. Geh nach Hause und bestelle du Bargettis letzten Gruß. Und sollten wir uns nicht wiedersehen — so hab' ich dir doch einen Schmerz erspart. Du wirst mich nicht beweinen!

ETZELT. Ich tu' es schon, Medardus! .. Was ward aus dir!

MEDARDUS. Es ist nun einmal, wie es ist. Ich sehe die Feuer leuchten, ich höre den Donner der Kanonen, Gefallene seh' ich an mir vorübertragen, mir ist es gleich. In meinem Herzen lodert irgend etwas gewaltiger als die Flammen dort ... und es liegt nicht viel daran, ob du es Liebe nennen willst oder Haß ... ich weiß, es wird mich und Helene und die Welt verzehren. Was tut's? Wir werden doch in der gleichen Stunde sterben, die Welt und ich.

ETZELT ab.

Unten kommen allmählich mehr Leute, fliehend, drängend, einzelne bleiben stehn).*

STIMMEN. Der Trattnerhof brennt. — Das Kaisersteinische Palais auch. — Die ganze Stadt wird zusammengeschossen. —

STIEFLER. Morgen früh sind sie herinnen, und wie's uns dann ergehen wird, heiliger Herrgott ...

EIN MANN zu seiner Frau. So komm doch, so komm doch.

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: man hört die Stimmen aus der Tiefe.

FRAU. Nein, nein. *Drückt sich an die Mauer.*

MANN. So bleib halt, geh' ich allein . . .

FRAU. Die Kinder, die Kinder. *Mit ihm ab.*

BERGER kommt eben)*. Eine wichtige Nachricht.

STIMMEN. Ruhe . . . Ruhe . . .**)

BERGER. Soeben ist eine Botschaft des Marschalls Berthier an den Erzherzog abgegangen! und wissen Sie, wer sie überbracht hat? Der Richter von Gumpendorf, der Herr Damböck.

STIMMEN. Eine Botschaft . . . Was für eine Botschaft! — Der Damböck!

BERGER. Es kann sich ja nur um eines handeln! . . . um die Aufforderung zur Kapitulation!

STIMMEN. Kapitulation?

STIEFLER. Meine Herren, begeben wir uns zu Sr. Hoheit in die Burg, flehn wir ihn an . . .

STIMMEN. Der Erzherzog ist längst nicht mehr in der Burg . . . Der General Oreilly hat's Kommando. Der Erzherzog ist ja an die Donau marschiert mit unserm ganzen Militär . . . dem Marschall Massena entgegen . . . Der Bonaparte selbst soll dabei sein . . .

STIEFLER. Es kann doch der Wille Sr. Majestät nicht sein, daß seine Haupt- und Residenzstadt, das herrliche Wien, in so grauenvoller Weise zugrunde geht.

STIMMEN. Und die armen Frauen und Kinder! . . Sollen sie der Grausamkeit der Eroberer ausgeliefert werden? Halten kann sich die Stadt nicht! . . . Nein sie kann sich nicht halten . . . Unmöglich . . . Das wissen die oben gerade so gut wie wir . . . Ein Eigensinn ist es! . . . Ein verfluchter Eigensinn . . . Wenn nur der Erzherzog Karl da wär' . . . Er wird ja kommen . . . Der ist noch weit! . . . Heut nacht noch kann er da sein . . .

STIEFLER. Und wenn er schon kommt. Hat er

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: die Stiege heraufkommend.

**) Bei umgestaltetem Bühnenbild: Von unten kommen Leute die Stiege herauf.

in Regensburg Prügel kriegt, so wird er hier noch ärgere kriegen.

STIMMEN. Ruhe ... Ruhe! ... Recht hat er! ... Ganz recht hat er! ... In Bayern hat er auch Prügel gekriegt! ... Ein Glück wär's, wenn er nicht käm' ... Was soll er uns denn helfen! —

STIEFLER. Hinters Licht hat man uns geführt, meine Herrschaften. Mit Absicht hat man falsche Gerüchte ausgestreut ... Mindestens zwei Tagemärsche weit ist die Armee. Bis sie kommt, ist von Wien nichts mehr da als die nackten Mauern.

STIMMEN. Und von uns? Und unsre Frauen und unsre Kinder? ... Ich frag' nur, warum laßt man sie nicht herein, die Franzosen? ... Haben sie uns vor vier Jahren was zuleid getan? ... Ganz anständig haben sie sich aufgeführt ...

STIEFLER. Aber damals, damals hat man ihnen halt gleich aufgemacht!

STIMMEN. Ja! Sehr richtig! — da hat man sie nicht erst bös' gemacht! ... Diesmal wird's nimmer so gut ausgehn ... Die Franzosen sind honette Leut' ... Ein halbes Jahr sind sie bei uns in der Stadt gelegen ... Ich hab' selber drei in meinem Haus gehabt ... Honette Leut' ...

STIEFLER. In die Burg ...

STIMMEN. Zum Erzherzog ... Aber der General Oreilly hat ja das Kommando. Wo ist denn der General? ... In der Burg. Was geht uns der General Oreilly an ... Warum hat uns der Erzherzog Maximilian im Stich lassen ... Das ist so schon soviel wie Kapitulation! ... Kapitulation! ...

STIEFLER. Die weiße Fahne sollen sie auf der Bastei aufstecken.

STIMMEN. Ja, die weiße Fahne. Die weiße Fahne! ... Auf die Bastei hinauf ... Wir wollen nicht massakriert werden ... die weiße Fahne ... *Sie eilen zur Stiege**).

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: sie eilen hinauf.

*EIN BÜRGERLICHER GRENADIER**). Halt, Aufgang verboten.

STIEFLER. Lassen S' uns doch hinauf. Wir wollen zum Kommandanten von der Bastei ... Wir haben was Wichtiges oben auszurichten.

STIMMEN. Die weiße Fahne!

DER GRENADIER. Niemand wird hinaufgelassen.

STIMMEN. Die weiße Fahne soll aufgesteckt werden. Es brennt schon überall ... Die ganze Stadt brennt ja nieder!

EINER kommt gerannt. In der Burg liegt Pulver!

Aufschrei der anderen.

DER VORIGE. Grad hab' ich's gehört. Es ist vergessen worden, das Pulver aus der Burg fortzutransportieren.

STIMMEN. Gottverfluchte Schlamperei ... Ganz Wien fliegt in die Luft!

Wieder ein Kanonenschuß.
Geschrei.

STIMMEN. Hinauf, es ist die höchste Zeit ... Schlagt den Kerl tot ...

Sie überwältigen den Grenadier, der zu Boden fällt.

JOLSDORF erscheint oben an der Stiege. Die Stiege ist sofort zu räumen. Was gibt's da. Keinen Schritt weiter! Noch ein Schritt und ich lasse Feuer geben.

STIEFLER. Herr Leutnant, Sie sind ja auch ein Bürger von Wien, wie wir! Es ist ja eine Botschaft vom Napoleon beim Erzherzog Maximilian, finden vielleicht schon Unterhandlungen statt. Es wird vielleicht schon in diesem Augenblick Friede geschlossen.

JOLSDORF. Geben Sie die Stiege frei, meine Herren!

STIMMEN. Herr Leutnant, die Stadt fliegt in die Luft! Es liegt Pulver in der Burg ... Es wird ja schon parlamentiert ... Der Erzherzog ist ja schon fort! ... Lassen Sie die weiße Fahne aufstecken ... Die weiße

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: oben.

Fahne! wir sind alle Bürger von Wien ... Die weiße Fahne ... Uns gehört die Stadt ... Es liegt Pulver in der Burg ... unsere Frauen, unsre Kinder ... Das kann auch dem Kaiser sein Wille nicht sein ... Die weiße Fahne ...

JOLSDORF. Zurück. Befehle empfangen wir hier aus der Hofburg, aber nicht von der Straße. Unsre Pflicht ist, die Bastein zu verteidigen, wir werden sie erfüllen. Es ist noch nichts verloren! —

STIMMEN. Alles ist verloren! Die Stadt fliegt in die Luft ... Es brennt an allen Ecken! Der Trattnerhof brennt! Beim Palffy brennt's! — Die weiße Fahne! —

JOLSDORF. Wer die weiße Fahne aufziehn ließe ohne hohen Befehl, wäre ein Hochverräter, ein Schuft.

BERGER der in der Nähe von Jolsdorf steht. Sehr richtig!

JOLSDORF sieht ihn an, lächelt unwillkürlich; dann: Räumen Sie die Stiege, zum letztenmal ... räumen Sie die Stiege. *Er kommandiert den bürgerlichen Scharfschützen hinter sich.* Legt an.

Die Leute eilen die Stiege hinab.

STIMMEN. Das wär' gar gut, auf die eigenen Mitbürger schießen lassen ... Zum General ... Nein, zum Erzherzog ... Wie kommen wir zu dem ... Der ist ja fort! — Er hat gewußt warum! — In die Burg ... Wer hat denn 's Kommando —! ... Heiliger Herrgott! *Die Leute verlieren sich.*

Der uralte Mann und Greterl kommen vorüber.

URALTER MANN. Sixt, Greterl, da drüben das sind die Feinde, und da herüben das sind die Freunde. Das ist grad, wie dein kleiner Bruder die Soldaten g'habt hat, die grünen und die roten, mit denen er alleweil g'spielt hat.

DAS KLEINE MÄDCHEN weinend. Ich will heim, Großvater.

JOLSDORF zu ihm hin. Was machen Sie denn da, alter Mann? Schaun Sie, daß Sie heimkommen mit der Kleinen. Es ist kein gutes Wetter heut für alte Leut' und für junge auch nicht.

URALTER MANN. Ah, Sie meinen, wegen dem bisserl Schießen, ha, mir geschieht nix. *Zu Greterl.* Bum, bum, siehst es, das ist der Krieg.

EIN BÜRGERLICHER GRENADIER eilends zu Jolsdorf. Herr Leutnant, beim roten Turm soll eine weiße Fahne aufgesteckt worden sein.

JOLSDORF. Soll ... wer sagt denn das?

GRENADIER. Einer sagt's dem andern — so kommt's über die Bastein zu uns herüber.

JOLSDORF. An uns ist kein Befehl ergangen.

SCHÖFFMANN kommt. Du, Jolsdorf, vom Kärntnertor her ist die Meldung gekommen, daß Erzherzog Maximilian schon über die Donau marschiert ist, daß er Befehl gegeben hat, die Brücken hinter sich abzubrennen und daß der General Oreilly Vollmacht hat, die Übergabe und Kapitulation abzuschließen.

JOLSDORF. Ja, da er das Kommando hat, hat er natürlich auch die Vollmacht. Aber er hat bisher keinen Gebrauch davon gemacht. *Mit ihm nach rechts.*

URALTER MANN. Na, Greterl, was ist denn? Bist du so müd'? Na, Greterl, so steh doch auf. Wir gehn nach Haus. Ich bitt' schön, helfen Sie mir. *Zum eben vorübereilenden Eschenbacher.* Das Mäderl ist so müd', sie will gar nicht mehr aufstehn.

ESCHENBACHER hat sich niedergebeugt. Ja, um Himmels willen, das arme Kind ist ja tot.

URALTER HERR verständnislos. Tot ...

ESCHENBACHER. Ja, sehn S' denn nicht ... Da am Hals ein Granatsplitter ...

Er bettet das kleine Mädchen auf einen der Säcke.

URALTER HERR. Das kann aber doch nicht so gefährlich sein ... Du Greterl ...

ORDONNANZ DES GENERAL OREILLY kommt über die Bastei geritten, hält an *). Wer hat hier den Befehl? Meldung vom General Oreilly.

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: er kommt zu Fuß die Stiege herauf, von zwei bürgerlichen Grenadieren begleitet.

ESCHENBACHER. Unser Kommandant, der Hauptmann Bargetti, ist verwundet — oder tot. *Stellt sich vor.* Hauptmann der bürgerlichen Grenadiere, Eschenbacher.

Es sammeln sich Grenadiere und Scharfschützen um die Ordonnanz.

ORDONNANZ. Befehl vom General Oreilly, in Vertretung und im Namen Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian. Zu den feindlichen Vorposten werden von jedem Tor aus zwei Mann gesandt, mit dem Ersuchen, das Bombardement einzustellen. Auf den erhöhtesten Punkten der Basteien sind weiße Fahnen aufzupflanzen. Sie haben verstanden.

ESCHENBACHER. Jawohl, Herr Adjutant.

ADJUTANT sprengt weiter).*

ESCHENBACHER zu den andern. Ihr habt gehört!

DIE ANDERN. Jawohl, Herr Hauptmann!

ESCHENBACHER. Also pflanzt sie auf da oben, die weiße Fahne . . . sie wird ja zur Hand sein!

Einige fort, die Schanze hinauf. Eschenbacher und Jolsdorf stehen beisammen.

JOLSDORF. Das hätt' am Ende auch ein paar Stunden früher sein können!

ESCHENBACHER. Denk' ich mir eben . . .

JOLSDORF. Mit unserm Ausfall war's also nichts . .

ESCHENBACHER. Gute Nacht, Jolsdorf, ich leg' mich schlafen.

JOLSDORF. Gute Nacht, Herr Hauptmann.

ESCHENBACHER. Nein, nicht Hauptmann — bürgerlicher Sattlermeister von Wien.

JOLSDORF. Sagen Sie das nicht. Auch jetzt wird man unserer noch bedürfen.

ESCHENBACHER. Zum Polizeidienst hab' ich keine Lust. Grüß' Sie Gott, lieber Doktor Jolsdorf.

Er reicht ihm die Hand und geht die Stiege hinab.

URALTER HERR der neben der Leiche des kleinen Greterl sitzt. Tot . . . tot . . . aha, weiß schon.

Die weiße Fahne erscheint über dem Burgtor.

---

*) Bei umgestaltetem Bühnenbild: wieder hinab.

MEDARDUS *rechts.* Die weiße Fahne! ... die weiße Fahne ... Morgen, morgen! ...

Zweite Szene

Salon im Hause des Herzogs von Valois.

Dagusan aus dem Garten herein, ein beschriebenes Blatt Papier in der Hand, in dem er liest. Er geht langsam nach vorn und setzt sich an einen kleinen Tisch.

Laffraye kommt von rechts.

LAFFRAYE. Guten Morgen, Dagusan.

DAGUSAN *aufblickend.* Sie, Laffraye? ... Die Feierlichkeit ist längst vorbei. Seit einer Stunde ist unser Freund vermählt ... Man hat sie vermißt, Laffraye, nicht ohne Erstaunen vermißt.

LAFFRAYE. Ich werde dem Herrn Marquis und der Frau Marquise meine Entschuldigungen zu Füßen legen ... Was studieren Sie da, Dagusan?

DAGUSAN. Unsern Reiseplan. Meinen vielmehr. Denn jeder von uns hat einen andern. Erst an der Grenze treffen wir zusammen.

LAFFRAYE. Wenn wir Glück haben.

DAGUSAN. Ja, freilich, das gehört dazu. Sehen Sie, hier ist die Route verzeichnet. Renault hat die größte Genauigkeit aufgewandt. Jeder Gasthof steht da, in dem wir einen Imbiß zu nehmen haben, jedes Nachtlager, wo wir unser Haupt zur Ruhe legen dürfen.

LAFFRAYE. Ich vermisse nur den Ort, wo wir festgenommen werden sollen.

DAGUSAN. Sie sind nicht sehr hoffnungsvoll, Laffraye. Allerdings — der letzte Aufschub war auch nicht nach meinem Sinn. Aber was wollen Sie, Laffraye? Der Marquis hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, erst als Ehemann abzureisen.

LAFFRAYE. Da er doch heute vor Nacht fort muß und ohne die Marquise, — was lag ihm an der Feier?

DAGUSAN. Mein Lieber, wir haben keinen Einblick in die Geheimgeschichte dieses Falles. Die geht uns auch nichts an. Unser Amt ist Treue, Laffraye. Seit wir uns zugleich mit dem Marquis von dem Grafen von Provence losgesagt haben — in der Überzeugung, daß in den Händen dieses unmöglichen Dickwanst die Sache des Königtums für immer verloren wäre, reisen wir in der höchst angenehmen Gesellschaft des Marquis und, wie nicht zu leugnen ist, größtenteils auf seine Kosten in der Welt herum — und da wir jedenfalls bereit sind, die Vorteile seines Erfolgs mitzugenießen, so müssen wir uns wohl oder übel auch in die Fährlichkeiten der ganzen Unternehmung schicken.

LAFFRAYE. Wissen Sie, daß Wien kapituliert hat?

DAGUSAN. Ist es schon so weit? Die weißen Fahnen sieht man ja seit dem frühen Morgen von den Basteien wehn.

LAFFRAYE. Und in aller Frühe hat der Kaiser Napoleon den Fürsterzbischof von Wien, den Bürgermeister, den Landmarschall und etliche andre Herren bei sich empfangen.

DAGUSAN. Woher wissen Sie denn das alles so genau, Laffraye?

LAFFRAYE. Ich habe die Deputation vor dem Schlosse Schönbrunn vorfahren gesehn.

DAGUSAN. Sie waren in Schönbrunn? Sie haben sich da hinausgewagt?

LAFFRAYE. Glauben Sie, hier im Hause des Herzogs von Valois sind wir sicherer?

DAGUSAN *errregt auf und ab.* Ah! — Napoleon wird nichts Eiligeres zu tun haben, als den blinden, alten Narren verhaften zu lassen.

LAFFRAYE. Wenn er wirklich nichts andres ist, was sind dann wir? Übrigens fürcht' ich nicht so sehr für den Herzog als für den Marquis. Sie können sich's denken. Oder glauben Sie, daß die Polizei Napoleons jemals die Spuren des Marquis verloren hat?

DAGUSAN. Seit Jahren läßt man ihn in Frieden; — mit gutem Grund. Er ist Privatmann.

LAFFRAYE. Er war es vielleicht durch einige Jahre. Aber seit einer Stunde ist er der Schwiegersohn des Herzogs von Valois.

DAGUSAN. Was Napoleon unmöglich in diesem Augenblick schon wissen kann. Und heute abend sind wir alle in Sicherheit.

LAFFRAYE. Sind Sie überzeugt davon?

DAGUSAN. Ja. Renault ist ein Genie, sonst müßt' er längst gehenkt sein. —

Der Marquis aus dem Garten. Laffraye und Dagusan.

MARQUIS. Guten Morgen, Laffraye. — Haben Sie Renault heute schon gesprochen?

LAFFRAYE. Ich komme eben erst, Herr Marquis, und bitte um Verzeihung, daß ich . . .

MARQUIS unterbricht ihn. Es ist gut, Laffraye. Sie waren wohl in der Stadt?

LAFFRAYE. Nein, Herr Marquis. Ich glaube übrigens nicht, daß die Tore schon geöffnet sind.

MARQUIS. Sie werden sich wohl bald auftun müssen, für den Einmarsch der französischen Regimenter. Dieser neue Triumph Bonapartes macht seine kleinen Unglücksfälle in Spanien alle wett.

DAGUSAN. Wer weiß, Herr Marquis. Die Stimmung im Lande selbst gegen Napoleon ist schon lange nicht allzu günstig. Und die neuesten Rekrutenaushebungen, die er anbefehlen ließ, dürften sie nicht verbessert haben. Ich wage zu hoffen, Herr Marquis, immer vorausgesetzt, daß wir hingelangen — wir werden in der Heimat mehr Freunde finden, als wir heute ahnen.

MARQUIS. Die sich nur, fürcht' ich, nicht so rasch für uns erklären werden, als wünschenswert sein möchte. Nun was tut's. Der Glaube an unsre große und gute Sache wird uns für den Anfang genug sein müssen.

DAGUSAN. Eine Sache, deren Sieg gewiß ist, —

auch wenn nicht alle von uns das Glück haben werden, ihn mitzufeiern.

MARQUIS. Nicht alle . . .! — Laffraye, Sie schweigen beharrlich . . . Ich wünschte Ihre Meinung zu hören.

LAFFRAYE. Herr Marquis, wie sehr wir von der Notwendigkeit unserer Unternehmung überzeugt sein mögen . . . das, was wir im Lauf der nächsten Zeit daheim zu treiben gedenken, täuschen wir uns nicht, Herr Marquis, es ist ein dunkles und trauriges Geschäft.

MARQUIS. Laffraye . . .

DAGUSAN. Hören Sie nicht auf Laffraye, Herr Marquis. Die Luft von Schönbrunn hat ihn ein wenig wirr im Kopf gemacht.

MARQUIS *befremdet.* Sie waren in Schönbrunn? *Ruhig.* Wie gelangten Sie dahin?

LAFFRAYE. Niemand hat mich gehindert, Herr Marquis. Die Straßen hinaus sind frei.

MARQUIS. Sie waren wirklich in der Nähe des Schlosses?

LAFFRAYE. Im Schloßhof, Herr Marquis.

MARQUIS. Sie fanden Einlaß?

LAFFRAYE. Der Hof ist nicht abgesperrt. Nur der Aufgang zu den Gemächern des Kaisers ist bewacht. Viele Leute, sogar Frauen und Kinder, sind gleich mir hinausgewandert, und treiben sich im Hof herum, mitten unter den französischen Soldaten, alle in der Erwartung, den Kaiser zu erblicken, wenn er sich am Fenster zeigen oder zur Parade fahren sollte.

MARQUIS. Das Wiener Volk und die Franzosen vertragen sich sehr gut, wie es scheint?

DAGUSAN. Es soll vor vier Jahren nicht anders gewesen sein. Nun sind sie gar alte Bekannte . . .

MARQUIS *zu dem schweigenden Laffraye.* Sie scheinen ja recht bewegt, Laffraye.

LAFFRAYE. Herr Marquis, es ist mir etwas für meine Lebensumstände nicht Alltägliches begegnet. Ich habe die Luft meines Vaterlandes geatmet. —

MARQUIS nach Pause. Wer hat die Wache im Schloß?

LAFFRAYE. Die kaiserliche Garde, Herr Marquis. Sie macht den vortrefflichsten Eindruck. Man sieht ihr die Mühen der letzten Wochen nicht an. Von ihrer Stirne strahlt die heitere Gewohnheit großer Tage.

MARQUIS. Sie wollen mich verlassen, Laffraye.

LAFFRAYE. Ich bin hier, Herr Marquis.

MARQUIS. Laffraye, ich möchte wohl wissen, was Ihnen im Hofe von Schönbrunn durch den Sinn gegangen ist?

LAFFRAYE. Ein Gedanke, Herr Marquis, den auch Sie am gleichen Ort nicht hätten von sich weisen können: Vor den Kaiser hinzutreten und ihn um die Gnade zu bitten, als Soldat jenes Frankreich leben und sterben zu dürfen, das er groß gemacht hat.

DAGUSAN. Laffraye...

MARQUIS. Ruhig, Dagusan! — Sie hätten es doch tun sollen, Laffraye. Ihre Bitte wäre nicht vergebens gewesen. Mit wohlfeilen Gnaden von der Art, wie Sie sie erflehen wollen, haben sich Emporkömmlinge seit jeher ihre eigene Größe zu beweisen gesucht. Warum haben Sie es nicht getan, Laffraye?

LAFFRAYE. Weil ich Sie zuerst fragen wollte, Herr Marquis, ob Sie bereit wären, mich auf diesem Wege zu begleiten.

MARQUIS. Denken Sie im Ernst, Laffraye, dies sollte das Ende von zwanzig Jahren der Verbannung und der Ehre bedeuten?

LAFFRAYE. Des Trotzes vielleicht, Herr Marquis...

MARQUIS. Laffraye!

LAFFRAYE. Es ist noch Zeit, Herr Marquis! Dagusan, es ist noch Zeit! —

MARQUIS. Ich sehe die Frau Marquise sich nähern. Lassen Sie mich mit ihr allein.

Laffraye und Dagusan zur Terrassentüre, wo sie die eben eintretende Helene begegnen, sie verneigen sich und gehen in den Garten.

HELENE. Sie haben Ihre Freunde verabschiedet, Bertrand?

MARQUIS. Es bleibt mir nicht viel Zeit mehr, Sie zu sprechen, Helene. Um die Mittagsstunde, so findet Renault es nötig, müssen wir den Bannkreis dieses Hauses verlassen haben. Bis zum Abend halt' ich mich verborgen, dann geht es auf eine Reise, deren Ende zumindest sehr ungewiß ist.

HELENE. Ich habe gehofft, Sie bessern Mutes zu finden.

MARQUIS. Daß ich leichten Sinnes von Ihnen scheiden sollte, ist mehr als Sie verlangen können, Helene . . .

HELENE. Was ist Ihnen, Bertrand? Haben Sie diese Stunde abgewartet, um von Dingen zu reden, die abgetan sind?

MARQUIS. Helene, — ich schwöre Ihnen — wenn Sie mit mir gingen — Sie würden mir wie eine Schwester sein. Nicht Ihre Fingerspitzen wagt' ich zu berühren, ehe Sie es mir erlauben.

HELENE ernst. Wozu dies alles? Sie wissen sehr wohl, daß es nicht Angst vor Ihnen oder — vor mir ist, die mich hier zurückhält.

MARQUIS. Das ahn' ich wohl, Helene, so wenig Sie mir auch von Ihren letzten Absichten zu vertrauen die Gnade hatten.

HELENE. Wollen Sie mir ein armseliges Wort auf die Lippen locken? . . . Auch das kühnste würde meinen Vorsatz nur beschimpfen. Ehe eine Tat geschehn, mag ihr Name den Menschen erbärmlich klingen. Erst wenn sie gelang, strahlt ihr Glanz auch auf den Vorsatz wieder. Senden Sie mir die Nachrichten, deren ich bedarf, das andre wird sich finden.

MARQUIS. Läg' es an mir allein! . . . Wäre man seiner Freunde, seines Glückes sicher!

HELENE. Es gibt kein Glück, es gibt nur den Willen, das Schicksal zu zwingen. Es gibt keine Freunde; —

nur den Willen, über Menschen Herr zu sein. Der Wille ist alles, Bertrand. Nur wenn Ihnen gelingt, was Sie wollen, werden Sie sich selber glauben dürfen, daß Sie gewollt haben.

MARQUIS. Wie würd' ich wollen, wär' ich Ihrer Liebe nur gewiß, Helene.

HELENE. Wollen Sie, Bertrand, und ich werde Sie lieben, wie nie ein Mensch geliebt worden ist. Lieben wie einen Gott, und Sie brauchen nichts zu sein als ein Mann. Wenn mir bestimmt ist, die Mutter eines Königs zu sein, so wird die Stunde, da ich ihn in Ihren Armen empfange, so erfüllt sein von Seligkeit, daß Sie auch die Tage der Trennung segnen werden, durch die Sie wandeln mußten.

Herzog. Assalagny. Desolteux. Dagusan und Laffraye aus dem Garten.

Marquis. Helene.

HERZOG. Mein Sohn, ich komme, Ihnen noch einmal die Hand zu drücken, eh' Sie uns verlassen. Gott möge Ihren Weg beschützen. Mehr sag' ich nicht. Von den Tagen der Zukunft wollen wir in diesem Augenblick des Abschieds nicht reden.

DAGUSAN. Es ist kaum nötig, Herr Herzog. Wenn das Wort Zukunft aufklingt, so erscheint vor uns allen das gleiche erhabene Bild.

DESOLTEUX. In dieser Stunde, da näher von uns, als wir's je erlebten, der Tyrann unsres geliebten Vaterlandes von seinem letzten Siege ausruht, wollen wir unsre Knie neigen vor dem wahren Herrn Frankreichs.

DAGUSAN. Treue schwören dem Herzog von Valois und seinen Kindern, eh' wir scheiden.

DESOLTEUX. Ahnherr von künftigen Königen, wir grüßen dich.

Nur Dagusan und Desolteux neigen sich. Der Herzog steht erhobenen Hauptes da.

DIENER tritt ein. Herr Herzog, der General Rapp bittet um die Ehre, empfangen zu werden.

Große Bewegung.

ASSALAGNY. Der General Rapp . . .!

LAFFRAYE. Der Adjutant Napoleons . . .!

DESOLTEUX. Herr Herzog, empfangen Sie ihn nicht. Sonst haben Sie den Mann anerkannt, der ihn sendet.

ASSALAGNY. Das scheint mir nicht richtig . . . Gerade, wenn der Herr Herzog den General nicht vorließe, erkennt er ihn als Adjutanten des Kaisers — und den General Bonaparte als Kaiser an. Denn was könnte den Herzog abhalten, einem tapfern Offizier der französischen Armee Höflichkeit zu erweisen?

HERZOG. Assalagny hat recht . . . Der General möge eintreten.

DIENER ab.

LAFFRAYE. Herr Marquis, ich beschwöre Sie, entfernen Sie sich, eh' der General eintritt. Kein Zweifel, das Ganze richtet sich nur gegen Sie. Denken Sie an das Los des Herzogs von Enghien.

ASSALAGNY zu Helene. Frau Marquise, in Ihren Augen, auf Ihren Lippen steht das Schicksal dieses Hauses.

DESOLTEUX und DAGUSAN stehen beim Herzog.

GENERAL RAPP tritt ein.

HERZOG. Ich begrüße Sie in meinem Hause, Herr General. Erlauben Sie, daß ich Sie mit den hier Anwesenden bekannt mache. Meine Tochter Helene, Marquise von Valois, der Herr Marquis von Valois. Und hier meine Freunde, — Desolteux, Laffraye, Dagusan, der Doktor Assalagny, Renault . . .

DESOLTEUX leise und rasch. Ist nicht da, Herr Herzog.

RAPP. Den Herrn, der sich in der letzten Zeit Renault nannte, wird man hier nicht wiedersehen, Herr Herzog. Er ist vor wenigen Minuten auf Befehl des Kaisers Napoleon verhaftet worden. Sie werden nicht ungern hören, Herr Herzog, daß ihm diese Unannehmlichkeit als Agenten des Grafen von Provence, jetzigen Grafen von Lille, widerfahren ist,

und nicht als einem Freunde Ihres Hauses, der er übrigens in Wahrheit niemals gewesen ist. Natürlich komme ich nicht, um Ihnen diese unbedeutende Neuigkeit mitzuteilen. Meine Aufträge sind anderer Art. Seine Majestät der Kaiser von Frankreich, der mich sendet . . .

HERZOG. Herr General, für alle, die hier versammelt sind, gibt es keinen Kaiser von Frankreich, sondern nur einen General Bonaparte, wie es einen General Rapp gibt.

RAPP. Ich zweifle nicht, *mit Betonung* Herr von Valois, daß Sie und alle hier Versammelten sich geneigt finden werden, diese Auffassung einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, sobald ich die Ehre gehabt haben werde, Sie mit dem vollen Inhalt meiner Sendung bekannt gemacht zu haben . . . Seine Majestät, der Kaiser von Frankreich, so groß als Feldherr wie als Kenner menschlicher Seelen . . .

Medardus, der zwei Diener, die ihn zurückhalten wollen, zurückstößt, stürzt von rechts herein.

MEDARDUS. Helene! . . .

HERZOG. Was ist das? Was gibt es hier?

Die andern sind starr. Das Folgende sehr rasch.

MEDARDUS vor Helene hin. Helene! . . .

MARQUIS. Sind Sie von Sinnen?

ASSALAGNY. Entfernen Sie sich auf der Stelle . .

LAFFRAYE. Es ist Medardus Klähr! —

HERZOG. Was geschieht hier? Wer ist gekommen?

MEDARDUS. Ich bin Medardus Klähr! Diese hier kennt mich . . .

MARQUIS. Was wollen Sie hier?

DESOLTEUX. Er ist irrsinnig, offenbar.

HERZOG. Man entferne diesen Menschen! Was will er hier? Wie konnte man ihn hereinlassen?

MARQUIS. Nun — soll ich vielleicht selbst . . . *Zu den Dienern.* Packt ihn doch, in den Narrenturm mit ihm.

MEDARDUS. Helene! . . .

MARQUIS packt ihn an der Brust. Sie wagen!

LAFFRAYE, DAGUSAN halten den Marquis zurück.

HELENE. Man lasse ihn los! Fort von ihm! sag' ich. Medardus Klähr, kommen Sie zur Besinnung! *Tritt vor ihn hin.* Ja, ich bin die Schwester des unglücklichen Jünglings, der mit Ihrer Schwester in den Tod gegangen ist. Auf dem Grab unserer Geschwister haben wir uns zum erstenmal gesehn. Erinnern Sie sich nur, Medardus Klähr. Sie wollten mir verbieten, Blumen auf das Grab zu legen ... war es nicht so? Der Marquis kam dazu und war genötigt, sich mit Ihnen zu schlagen. Sie wurden verwundet und lagen krank. Nicht wahr, Medardus Klähr? Nun scheint es, daß Fieberträume seltsamer Art Sie noch in die Tage Ihres Genesens verfolgen. Scheuchen Sie sie fort, Medardus Klähr. Nehmen Sie alle Kraft zusammen. Keine Klage und kein Zorn weckt die Toten wieder auf ... Tragen Sie das schwere Leid, wie ich es trage — und gehn Sie in Frieden! —

MEDARDUS bleibt stehn.

DIENER wollen ihn wieder ergreifen.

HELENE. Laßt ab von ihm. Er bedarf keines Geleites ... Leben Sie wohl, Medardus Klähr.

Medardus sieht sich um, dann bedeckt er seine Augen mit beiden Händen, wendet sich und geht langsam ab.

RAPP. Frau Marquise, welche bewundernswerte Macht wohnt in Ihrer Stimme und geht von Ihrem Blicke aus. *Er sieht sie an, sie hält seinen Blick aus.*

HERZOG. Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr General ...

RAPP. Sie scherzen, Herr Herzog! Man hat am Ende so vielerlei gesehn im Lauf der Jahre, daß die Erscheinung eines interessanten Verrückten vielleicht als ein rührender Zwischenfall, keineswegs aber als ein Geschehnis von irgendwelcher Bedeutung zu wirken vermag.

HERZOG. Herr General, Sie wurden in Ihrem Vortrag unterbrochen, vollenden Sie, bitte.

RAPP. Ich mache von Ihrer Erlaubnis Gebrauch, Herr Herzog. *Lächelnd.* Der Kaiser, so groß als Feldherr wie als Kenner menschlicher Seelen, hegt das Bedenken, daß manche seiner Untertanen, die trotz längst erlassener Amnestie sich bis zum heutigen Tage dem Throne und dem Heeresdienst fernhielten, lieber in ihrem unnützen und gefährlichen Trotz verharren — als der Mißdeutung sich ausliefern wollten, sie triebe nur Angst zu einer verspäteten und vielleicht nicht mehr willkommenen Huldigung. Um sie von dieser sehr begreiflichen, aber unbegründeten Furcht zu befreien, hat Seine Majestät mich beauftragt, die hier, im Wohnhause des ehemaligen Herzogs von Valois versammelten Untertanen seines Reiches seiner Gnade zu versichern und sie für morgen zu der im Schlosse Schönbrunn stattfindenden Cour einzuladen . . .

HERZOG. Herr General . . .

RAPP. Es bedarf keiner Antwort. Der Kaiser nimmt keine andre entgegen als das Erscheinen der hier Versammelten zur festgesetzten Stunde mittags um zwölf Uhr. Ich habe ferner im Auftrag meines Herrn und Kaisers die Ehre, dem jungen Paare die allergnädigsten Glückwünsche zu überbringen. Der Kaiser sieht es als eine besonders günstige Vorbedeutung für die Zukunft dieser Verbindung an, daß sie gerade an dem Tag geschlossen wurde, da die Stadt Wien sich unter seinen Schutz begeben hat und seine hier anwesenden Untertanen zum erstenmal seit langen Jahren sich nicht mehr in der Fremde befinden. Zum Zeichen seiner besondern Geneigtheit hat Seine Majestät mich endlich beauftragt, der Frau Marquise dieses Perlenhalsband als Hochzeitsgabe zu überreichen . . .

HELENE. Das wohl als Abschlagszahlung gelten soll auf die vorenthaltenen Güter der Herzöge von Valois . . . ?

RAPP. Abgesehen davon, Frau Marquise, daß diese Kleinigkeit dafür zu gering wäre: Seine Majestät ver-

leiht aus eigenem, aber sie nimmt sich nie heraus, etwas herzuschenken, was der Nation gehört. Der Kaiser hat andres zu vergeben, besseres als Güter. Wertvolleres selbst als die Güter der einstigen Herzöge von Valois. Und Sie, Herr Marquis, werden vor allen erfahren, welche Aufgabe Seine Majestät Ihrem Degen zugedacht hat, der sich bisher nur in Kämpfen versuchen durfte, von denen das Vaterland keinen Nutzen hatte. — Mein Auftrag ist zu Ende ... *Er geht.*

Pause.

HELENE. Warum schweigt Ihr alle? Nichts hat sich verändert.

ASSALAGNY. Viel, Frau Marquise!

DESOLTEUX. Wir sind schmählich verraten.

DAGUSAN. Unsere Abreise ist unmöglich. Der Posten beim nächsten Zollhaus verhaftet uns.

ASSALAGNY. Wenn man denkt, daß Bonaparte zwischen zwei Schlachten zu solchen Späßen Zeit und Laune findet ... so möchte man ihn beinah bewundern.

MARQUIS zu Laffraye. Der Kaiser ... weiß von mir!

HERZOG. Laßt mich allein ... Werft euch alle dem Kaiser zu Füßen ... Es ist zu Ende mit den Valois!

HELENE. Vater ... *stärker.* Vater! Nichts ist zu Ende! Ein schlechter Komödiant war da — im Auftrag eines bessern, das ist alles ... Nichts hat sich verändert ... Der Marquis wird reisen, wie es bestimmt war.

MARQUIS. Um Sie nie wieder zu sehen, Helene —?

HELENE. Und wenn Sie hierbleiben —? Ich schwöre Ihnen, daß Sie diese Fingerspitzen niemals berühren werden — wenn Sie heut nachts nicht auf dem Wege sind.

DAGUSAN. Ich bitte um die Erlaubnis mich zurückzuziehen, Herr Marquis, um den Vorschlag Seiner Majestät des Kaisers ruhiger Betrachtung zu unterziehen. *Er geht.*

MARQUIS mit einer Geste des Entlassens, zu Laffraye. Laffraye ...

LAFFRAYE. Sie haben nicht das Recht, Herr Marquis, in solcher Stunde mich eines Schwures zu entbinden, den ich freiwillig geleistet habe. — Wohin Sie auch gehen mögen, Herr Marquis, mein Weg ist der Ihre.

MARQUIS. Desolteux —!

DESOLTEUX. Warum diese fragende Miene, Herr Marquis —? Ich heiße Desolteux!

MARQUIS zu Desolteux und Laffraye. Ich danke euch, meine Freunde. — Unser Entschluß bleibt aufrecht ... Vor morgen droht uns keinerlei Gefahr ... wir haben Zeit zu überlegen ... und lebendig soll er uns nicht haben ...

HELENE zum Herzog. Der Marquis will von dir Abschied nehmen, Vater —

HERZOG. Sie gehen — Bertrand?

MARQUIS. Herr Herzog — zu verlieren ist nichts, zu gewinnen alles ... Ich gehe — und Desolteux und Laffraye mit mir.

HERZOG. Bertrand —

MARQUIS. Leben Sie wohl, Helene ... *da sie ihm die Hand reichen will.* Nein, nicht die Hand ... nicht einmal die Fingerspitzen ... Es wäre zu früh ... Doch vergessen Sie nicht — Helene ... auch Sie sind zum Empfang geladen ... Was werden Sie tun?

HELENE. Hingehen! ... Ich muß mir dieses Tier doch in der Nähe besehen ... — Auf Wiedersehen, Herr Marquis — irgend einmal ... *Sie geht. Die andern bleiben.*

Dritte Szene

Die Klährsche Buchhandlung.

Im Hintergrund die geschlossene Ladentür. Rechts und links von ihr Auslagen mit Büchern. Die Straße ist nicht sichtbar, da sowohl über Fenster als Türe die hölzernen Läden herabgelassen sind. Rechts eine Türe, die in den Torweg führend gedacht wird, links

eine Wendeltreppe, die hinauf zur Wohnung führt. Vorn rechts ein Ladentisch, ziemlich lang. Rechts und links an der Wand hohe Stellagen mit Büchern.

Etzelt sitzt vor dem Ladentisch und ordnet Bücher. — Ein Gehilfe steht auf einer Leiter und reiht Bücher ein. — Eine kleine angezündete Öllampe hängt von der Decke herab, überdies fällt einiges Licht durch ein vergittertes Fenster oberhalb der Ladentüre in den Raum.

GEHILFE. So, nun wäre alles soweit geordnet.

ETZELT. Die französischen Bücher zur Hand?

GEHILFE. Jawohl. Voltaire, Montesquieu, Racine, Corneille . . .

ETZELT. Und die neuesten französischen Romane?

GEHILFE. Stehn unten rechts, Herr Etzelt.

ETZELT sich überzeugend. Es ist gut.

GEHILFE. Darf ich nun fortgehn, Herr Etzelt? Es kommt ja heut doch niemand mehr. Den Leuten steht der Sinn nicht danach, Bücher zu kaufen.

ETZELT. Wahrlich nicht. Mehr danach, dem Einmarsch der feindlichen Regimenter zuzusehn. Ihnen wohl auch.

GEHILFE. Ich möchte wohl. Obwohl ich auch hier durchs Fenster die Helmbüsche wehn und die Lanzenspitzen glänzen sah.

ETZELT. Das ist freilich nicht genug für ein patriotisches Gemüt. Also gehn Sie, und sein Sie morgen zur rechten Zeit wieder da.

GEHILFE. Um neun wird es wohl früh genug sein, nicht wahr?

ETZELT. Warum neun? Wir öffnen um acht.

GEHILFE. Ich weiß wohl, aber ich würde sehr bitten, weil ich nämlich morgens gern auf dem Glacis sein möchte.

ETZELT. Was gibt's denn dort zu sehn?

GEHILFE. Wissen Sie denn nicht, Herr Etzelt? Die ganze Garnison ist kriegsgefangen und muß die Waffen niederlegen. Das wird ein sehr großartiger Anblick sein.

ETZELT. Erhebend sogar. Ich sehe ein, daß Sie dabei sein müssen. Na, gehen Sie.

GEHILFE. Guten Abend, Herr Etzelt. *Ab rechts.*

ETZELT geht zu der geschlossenen Ladentür und sieht durch eine Ritze hinaus. Da stehn sie und schaun sich die Augen aus dem Kopfe. Fehlt nur noch, daß sie „Hoch" schrein. *Zu einem Regal links, ordnet.*

Medardus von rechts. Sieht aus wie ein Schlafwandelnder und spricht auch so.

MEDARDUS. Guten Tag, Etzelt.

ETZELT sich umwendend, ohne Unruhe zu zeigen. Ah, du bist's, Medardus. Guten Abend.

MEDARDUS. Bist du sicher, daß ich es bin? und nicht etwa mein Gespenst?

ETZELT. Mir ist noch nie eins erschienen. Du würdest keine Ausnahme machen, hoff' ich, auch wenn du tot wärst.

MEDARDUS. Du kannst mir also schwören, daß ich nicht vor ein paar Wochen an einem gewissen Degenstich gestorben bin?

ETZELT. Das kann ich. Denn seither hab' ich dich etliche Male in zweifelloser, wenn auch nicht immer erfreulicher Lebendigkeit wiedergesehen.

MEDARDUS. Aber wär' es nicht möglich, daß wir beide gestern auf der Bastei von einer Kugel getroffen wurden und unsre Seelen durch die Luft fliegen und träumen?

ETZELT wird ernster, auf ihn zu, erfaßt seinen Arm. Woher kommst du, Medardus?

MEDARDUS. Wenn ich noch am Leben bin, Etzelt, — von einer Hochzeit, zu der ich nicht geladen war.

ETZELT. Du warst wirklich —? Du warst —? Medardus! *Faßt ihn scharf ins Auge.* Und —? doch was frag' ich! Da du nicht geladen warst, so ließ man dich natürlich nicht ein. Das war leicht vorauszusehn. Aber nun, hoff' ich, ist die Sache abgetan. Jedenfalls hast du versucht, was du konntest. Mehr bist du deinem Eigensinn nicht schuldig. Sei froh, daß es nicht schlimmer geendet. Als du heute früh mit ein-

mal verschwunden warst ... ich war auf Ärgeres gefaßt — Beinah hätt' ich dir's gegönnt.

MEDARDUS. Oh, du darfst zufrieden sein, Etzelt. Oder sollt' es freundschaftlicher Schadenfreude nicht genug sein, daß einer darauf ausging, den Helden zu spielen, — und da er endlich auf die Szene tritt, augenrollend und mit donnernden Worten geladen bis zum Rand der Lippen — muß er plötzlich merken, daß er in ein fertiges Stück geriet, — darin das Schicksal ihm vorbehielt, den Hanswurst zu agieren? Ist es nicht lustig, Etzelt —? Mir kommt es selber so vor! —

ETZELT. Hättest du dich so geschwind in die Rolle gefunden? Das mache einen andern glauben. In deinem Auge glänzt es verräterisch. Ich wollte, deine Prinzessin ginge mit ihrem Herrn Gemahl baldigst auf Reisen. Auch Hanswürste nahmen schon ein trauriges Ende.

Frau Klähr die Wendeltreppe herab.

MEDARDUS. Guten Abend, Mutter.

FRAU KLÄHR. Guten Abend. Komm herauf, Medardus. Ich hab' dein bürgerlich Gewand hergerichtet.

MEDARDUS. Mein bürgerlich Gewand —? —

FRAU KLÄHR. Oder wär's dir lieber in Uniform und ohne Waffen, wer weiß wie lang, als Kriegsgefangener in den Straßen Wiens herumzuspazieren?

ETZELT. Ist das nicht eine bedenkliche Sache, Frau Klähr?

FRAU KLÄHR. Medardus wird nicht der einzige sein. Eben erst habe ich die Frau Grinzinger gesprochen, die hat zweien vom Hillerschen Korps mit bürgerlichen Anzügen aus ihres Gatten Garderobe ausgeholfen. Es kann den Franzosen wohl gleich sein, ob morgen früh ein paar Hundert mehr oder weniger ihre Waffen hinlegen. Du mußt es eben tragen, Medardus. Es ist darum noch nicht alles zu Ende. Wird noch lang kein Friede gemacht. Und wer weiß, ob du nicht noch deinen Teil haben wirst — an dem,

was kommt, mein Sohn. Nur rat' ich dir, kein voreilig Wort . . . und besonders nicht vor den Franzosen, die bei uns einquartiert werden.

ETZELT. Verzeihen Sie, Frau Klähr, sollten Sie diese Mahnung vor allem nicht an sich selbst richten?

ESCHENBACHER in bürgerlicher Kleidung von rechts. Es lebe Bonaparte! Es lebe Kaiser Napoleon!

FRAU KLÄHR. Jakob . . .

ESCHENBACHER. Ist er nicht ein gnädiger, großmütiger Sieger? Generalpardon hat er erlassen! Ja, was sagt ihr dazu! — Aufgelöst ist die Landwehr, aber allen ihren Mitgliedern, sofern sie nur rechtzeitig nach ihren Wohnorten heimkehren, ist ausdrücklich Pardon bewilligt! —

FRAU KLÄHR. Ich versteh' dich nicht. Pardon . . den Leuten, die ihrem Eide treu in Diensten des Vaterlands gekämpft haben? Treibt er den Hohn so weit?

ESCHENBACHER. Hohn? Was fällt dir ein? Gnade ist es! — Gnade, Franziska! — Was sprichst du von Vaterland, Franziska! Es gibt nur ein Vaterland auf Erden — Frankreich. Nein, nicht Frankreich, das Reich Napoleons. Und das Reich Napoleons geht über die ganze Welt. Und darum, wer Waffen erhebt gegen Napoleon, wo immer es sein mag, ist kein ehrlicher Feind, ist ein Hochverräter. So ist das zu verstehn.

FRAU KLÄHR. Woher weißt du denn das vom Generalpardon?

ESCHENBACHER. Ist doch schon angeschlagen im Magistrat. Ich war eben dort, meinen Austritt zu melden aus der Bürgergarde.

FRAU KLÄHR. Durftest du . . .

ESCHENBACHER. Sollen mich zwingen. Täten nur alle wie ich!

ETZELT. Das wäre schlimm, Meister Eschenbacher! Da gäb' es bald Unruhen in der Stadt!

ESCHENBACHER. Wenn alle täten wie ich, so müßten die Franzosen zur Aufrechterhaltung der

Ordnung mindestens zwanzigtausend von ihren Leuten in der Stadt zurücklassen — das könnte die nächste Schlacht entscheiden. Und die wird nicht lange auf sich warten lassen. Erzherzog Karl ist nah ...

FRAU KLÄHR. Hörst du, Medardus?

ESCHENBACHER. Was hilft's ihm? — Mitkämpfen wird er nicht ... und keiner von uns ... Waffenlos oder mit Waffen — im Dienst oder nicht — Gefangene sind wir alle.

WACHSHUBER *nachdem er geklopft, tritt von rechts ein* Guten Abend. Wirklich, man sieht beinah gar nichts, wenn man von draußen hereinkommt. Guten Abend, Frau Klähr, ah, der Herr Eschenbacher ... Ah, schon in Zivil ... Das ist halt ein Tag, jaja ...

ETZELT. Was wünschen Sie, Herr Wachshuber?

WACHSHUBER. Ja so, ich komm' nämlich ... selbstverständlich komm' ich als Kunde.

ETZELT. Sie wollen ein Buch kaufen?

WACHSHUBER. Ah, der Herr Etzelt tut ja rein, als wenn ich das noch nie getan hätt' ... Achtzig Bände hab' ich bei mir zu Haus stehn, freilich nicht alle bei Ihnen angeschafft, man kriegt ja manches zu schenken ... wenn man nur mehr Zeit hätt' zum Lesen. Aber Sie erinnern sich vielleicht, Herr Etzelt, im vorigen Jahr, da hab' ich mir eine Landkarte bei Ihnen gekauft von Wien und Umgebung ...

ETZELT. Ja, ja ...

WACHSHUBER. Nicht wahr? Und auch eine Erdbeschreibung. Überhaupt Erdbeschreibungen und Reisen, das ist eine alte Liebhaberei von mir. Und da möcht' ich so im Vorbeigehn fragen, Herr Etzelt, ob Sie nicht den berühmten Atlas haben von ... von *zieht einen Zettel hervor* von Schambel ... ah nein, Schembel.

ETZELT. Schrämbel meinen Sie, Herr Wachshuber.

WACHSHUBER. Ja natürlich, von Schrämbel. Da sollen nämlich so ausgezeichnete Karten drin sein, daß man wirklich eine Übersicht kriegt.

ETZELT. Er ist rar geworden jetzt, der Schrämbel, wir haben noch zwei Exemplare . . .

WACHSHUBER *sich vergessend.* Ah, gar zwei . . . das ist g'scheit.

ETZELT. Wollen Sie vielleicht beide kaufen?

WACHSHUBER. Aber, Herr Etzelt, was fang' ich denn mit zwei Schrämbels an. Das heißt, als Geschenk könnte man's vielleicht verwenden. — Glauben S' nicht, Herr Etzelt? Sie können mir gleich beide Exemplare geben, kriegt eins mein Neffe zum Namenstag.

Eschenbacher, der bisher mit Frau Klähr abseits geredet, wird aufmerksam.

ETZELT. Er ist sehr teuer, Herr Wachshuber. Fünfundzwanzig Gulden das Exemplar.

WACHSHUBER. Donnerwetter, das ist ein bißl viel.

ETZELT. Wird also das eine genügen?

WACHSHUBER. Ah was, wenn schon, ich nehm' beide.

ETZELT. Beide . . . So . . . Na, schön, ich werd' sie Ihnen morgen früh hinüberschicken lassen, Herr Wachshuber, eins ist sowieso unten im Magazin.

WACHSHUBER. Aber wozu denn hinüberschicken, das eine da, das packen S' mir gleich zusammen . . . Da wär' das Geld. *Er zählt es auf den Tisch.*

ETZELT. So . . . Na warten Sie nur, bis der Atlas daliegt. *Er geht zu einem Regal und sucht.*

BERGER *von rechts.* Guten Abend, meine Herrschaften. Na, da wären wir wieder einmal so weit. Bei uns daheim haben sich's die Herren schon bequem gemacht. Ein Rittmeister von den Oudinotschen Grenadieren und zwei Leutnants. Ganz feine Leut' soweit, aber unter uns, daß die Annerl jetzt im Spital schlaft, ist mir lieber. Ich komm' grad von ihr. Steht ihr gut, die weiße Schürzen und das Hauberl.

FRAU KLÄHR. Hat sie denn schon was zu tun? Ist die Winterreitschul' denn schon belegt?

BERGER. Na, was denn, die Franzosen haben ja gleich ein paar hundert Marode mitgebracht. *Man hört wieder vorbeimarschieren.* Schrecklich, das wird noch die ganze Nacht so weiter gehn. Und was sagen Sie, Frau Klähr, wie die Stadt ausschaut? Der Trattnerhof ist ganz abgebrannt und beim Palffy brennt's noch ... Ja, das war eine Nacht. Bei uns sind auch alle Fensterscheiben hin. Aber schön hat's ausgesehn, von der Bastei aus! Unvergeßlich wird's jedem bleiben, dem's vergönnt war, da oben zu stehen ...

ESCHENBACHER. Und mitzukämpfen! was? Aber tut's Ihnen denn nicht leid, Herr Berger, daß Sie nicht zum Losfeuern gekommen sind mit Ihrer Flinten —?

WACHSHUBER der mit sichtbarer Ungeduld dem suchenden Etzelt zuschaut. Ah, waren auch bewaffnet, Herr Berger.

ESCHENBACHER sieht ihn verächtlich an.

Etzelt bringt jetzt den Atlas, der aus einzelnen Blättern besteht, und beginnt auf dem Ladentisch vor dem ungeduldigen Wachshuber die Blätter zu zählen und zu prüfen.

FRAU KLÄHR zu Berger. Weiß man, wieviel Menschenleben die Nacht gekostet hat?

BERGER. Nicht gar viel, was man so hört. Na, die meisten, die auf der Straße nichts zu tun gehabt haben, waren ja doch in den Kellern, wie's Ernst geworden ist. Aber daß unserm braven Bürgermilitär so wenig geschehn ist, das zeigt doch, daß der da droben ...

ESCHENBACHER. Und so weiter ...

ETZELT. Nur der arme Bargetti.

BERGER. Ja freilich, der hat den Heldentod sterben müssen, der arme Bargetti. Drei Kinder sind geblieben, verwitwet war er ja schon lang. Übrigens, was ich hab' fragen wollen, war noch keine Durchsuchung bei Ihnen, Herr Etzelt?

ETZELT. Warum denn grad bei uns? *Er will eben den Atlas in Papier einpacken.*

WACHSHUBER. Aber wozu denn, ich nehm's gleich so mit. *Nimmt den Atlas mühselig auf, holt aus seiner Tasche eiligst einen Spagat und umwickelt den Band.*

BERGER. Ja, natürlich grad bei Ihnen, weil Sie doch eine Buchhandlung haben und beinah die größte in der Stadt. — Der weitere Verkauf sämtlicher Landkarten ist nämlich strengstens verboten.

ETZELT. Ah ...

BERGER. Haben S' denn den Anschlag nicht gelesen?

WACHSHUBER an der Türe. Habe die Ehre. *Will sich entfernen.*

ESCHENBACHER steht vor der Tür. Nur ein bisserl Geduld.

BERGER. Für einen Atlas ist sogar ein besonderer Preis ausgeschrieben. Weil ihn nämlich der französische Generalstab so notwendig braucht zu seinen Operationen. Vierhundert Dukaten fürs Exemplar ...

ESCHENBACHER. Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht der Atlas vom Schrämbel ist.

BERGER. Mir scheint, Schrämbel, ja, wird schon stimmen.

WACHSHUBER. Ist nicht möglich!

ESCHENBACHER. Ha!

WACHSHUBER. Der Atlas von Schrämbel ... das ist ja ... das ist ja rein, wie wenn ich in der Lotterie gewonnen hätt'. Das Geschäft ist gültig, Herr Etzelt.

ETZELT. Haben Sie die Absicht, den Atlas an den französischen Generalstab zu verkaufen?

WACHSHUBER. Ha, Sie möchten lieber selbst das Geschäft machen? Jetzt ist's zu spät. Höchstens, wenn Sie mich schön bitten, auf Halbpart.

ETZELT. Das Exemplar bleibt da.

ESCHENBACHER. Sie, Herr Wachshuber, die Zeiten könnten sich ändern, von heut auf morgen könnten die Leute, die Landkarten an die Franzosen verkauft haben, auf Befehl der österreichischen Regierung gehenkt werden.

WACHSHUBER. Jetzt ist der Napoleon der Herr. Und das Exemplar da gehört mir, und was ich damit mach', ist meine Sache.

ETZELT. Her mit dem Exemplar.

WACHSHUBER. So, . . . Sie wollen sich's behalten? Sie wollen das G'schäft rückgängig machen . . . Aber wissen Sie auch, daß jeder, der ein Exemplar vom Schrämbel besitzt und zurückbehält, ohne Gnade und Barmherzigkeit erschossen wird?

BERGER. Ja, das stimmt, das stimmt.

WACHSHUBER. Weil nämlich da drin die verläßlichsten Karten sind, die's gibt . . .

ESCHENBACHER. Also jetzt . . . das ist zu gefährlich für Sie, Wachshuber. Stellen Sie sich vor, man erwischt Sie damit, eh Sie's verkauft haben, noch auf dem Weg zum französischen Generalstab. Wer braucht Ihnen denn das zu glauben, daß Sie so ein braver Franzos' geworden sind, — besonders Ihnen, der als österreichischer Patriot so bekannt ist, der noch gestern mit einem Morgenstern auf der Bastei herumgelaufen ist . . . und ganz in der Nähe gewesen sein soll, wie einem gewissen französischen Trompeter ein gewisses Malheur passiert ist.

WACHSHUBER. Wer war in der Näh'? Ich habe nichts gesehn. Ich hab' noch nie keinen Menschen nicht erschlagen.

ESCHENBACHER. Sie allein gewiß nicht. Also her mit dem Schrämbel und dagelassen. *Nimmt ihm das Buch aus der Hand und legt es auf den Ladentisch.*

WACHSHUBER. Sie, Sie Mensch, Sie . . . was haben Sie denn überhaupt . . . Seit wann sind Sie denn der Buchhändler.

ESCHENBACHER. Ich bedaure, daß ich meine Ware nicht bei der Hand hab'. Ich verfertige nämlich auch Hundspeitschen, Herr Wachshuber . . .

WACHSHUBER. So Hundspeitschen . . .? So? Eeh! . . . Ja, Hunde gibt's gar viel, ja . . . Ich pfeif' auf den Atlas . . . da haben Sie ihn . . . ich kann meinem Neffen auch was andres zum Namenstag schenken, ja! . . . Aber weil Sie früher von meinem Morgenstern gesprochen haben, ich hab' ihn natürlich schon wieder

im Zeughaus abgeliefert. Hier ist die Bestätigung. Da. Es wär' gut, es hielt' sich jeder so nach den Verordnungen. Habe die Ehre. Entschuldigen die verursachten Umstände. Ja — mein Geld, mein Geld ... Ah, das wär' so was ...

ETZELT wirft ihm das Geld hin. Da.

ESCHENBACHER hat indessen die Ladentüre aufgemacht. Bitte, nur hier heraus, Herr Wachshuber, es muß sowieso gelüftet werden.

WACHSHUBER ab.

BERGER. Nein, so ein Mensch, das ist doch nicht zu glauben.

FRAU KLÄHR. Bruder, du bist zum Küssen. *Sie fällt ihn um den Hals.*

ETZELT. Jetzt ist nur die Frage: wohin mit dem Schrämbel?

ESCHENBACHER. Zu mir. Bei euch würde man ihn suchen.

FRAU KLÄHR. Nein, Jakob, du begibst dich in zu große Gefahr.

ESCHENBACHER. Bei mir wird man ihn nicht finden, auch wenn man ihn suchte. Verlaßt euch drauf! — Kommen Sie, Etzelt, gehn wir ins Magazin, schaun wir, was es vielleicht sonst noch Verdächtiges gibt.

Die Straße draußen ist beinahe dunkel. Ein Regiment marschiert wieder vorbei.

EIN RUF IN DER FERNE. Es lebe Kaiser Napoleon.

FRAU KLÄHR. Was war das ...?

ESCHENBACHER. Nur einer, jetzt ist's wieder still. Kommen Sie, Etzelt, geschwind.

Etzelt und Eschenbacher durch die Türe rechts ab.

BERGER. Also grüß' Sie Gott, Frau Klähr. Ich muß heim zu meiner Frau. Ja, jetzt kommt eine schlimme Zeit. Haben Sie eine Ahnung, was die Franzosen für einen Appetit haben? Grüß' Gott, Medardus ... Beinah hätt' ich vergessen, ich soll Sie grüßen vom Annerl.

MEDARDUS der während des Vorhergehenden teilnahmslos dagestanden. Danke, Herr Berger.

BERGER ab.

Medardus. Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. Medardus, komm hinauf und sieh, daß du umgekleidet bist, eh' die Einquartierung da ist.

MEDARDUS. Ach Mutter, wär' ich tot!

FRAU KLÄHR. Medardus, du bist mein einziger.

MEDARDUS. Ich verdien' es ja nicht, dein Sohn zu sein. So viel Schmach ist auf mir, ich sehne mich zu sterben.

FRAU KLÄHR ernst. Medardus! Ich weiß nicht, was du getan hast, nicht, was dir geschehn ist. Du lebst ja in Geheimnissen seit Agathens Tod. Aber mir ist, als ließe sich in diesen Zeiten auch das Leben teuer verkaufen — wenn es wirklich zu gar nichts mehr zu brauchen wär' —!

Major Trembly und Rittmeister Derue kommen bei der Ladentüre herein, geleitet von einem Magistratsbeamten. — Medardus im Dunkel wird kaum beachtet.

DER BEAMTE. Guten Abend, Frau Klähr. Das sind die Herren Offiziere, die bei Ihnen wohnen werden. *Gibt ihr einen Zettel.* Bitte, wollen Sie sich hier unterschreiben.

FRAU KLÄHR unterschreibt rasch.

BEAMTER. Danke. *Zu den Herren.* Ich bin überzeugt, Sie werden sich hier zu voller Zufriedenheit befinden. Ich habe die Ehre. *Ab.*

MAJOR TREMBLY. Ich bin der Major Trembly und dies mein Freund, der Rittmeister Derue, der leider nicht deutsch kann. Wir bedauern Ihnen Ungelegenheiten zu verursachen, aber in solchen Zeiten geht das leider nicht anders.

FRAU KLÄHR. Ihr Zimmer ist bereit, meine Herren. Bitte mir zu folgen.

Ihnen voran über die Wendeltreppe. — Major und Oberst folgen ihr. Medardus. Nerina durch die Ladentür herein.

NERINA. Sind Sie endlich allein. Eine Stunde schon streif' ich draußen herum.

MEDARDUS. Was wollen Sie hier?

NERINA. Ich komme, Sie wissen ja von wem.

MEDARDUS lacht auf. Läßt sich das Fräulein — — die Frau Marquise! . . . wieder nach meinem Befinden erkundigen? Ich danke, mir geht's vortrefflich. Diesmal sitzt der Stich wohl besser, aber ich werde auch nicht dran sterben.

NERINA. Sie sollen nicht sterben. Sie sollen mit mir kommen, man erwartet Sie. Hier lesen Sie, aber geschwind.

MEDARDUS. Mit dem ganzen Namen unterschrieben?

NERINA. Ja, damit Sie nicht denken, es sei eine List, oder weiß Gott was. Und Sie möchten, wenn's Ihnen beliebt, den Brief wohl versiegelt zu Hause liegen lassen, falls Sie fürchten, daß man Böses mit Ihnen vorhätte . . .

MEDARDUS. So müßte der Brief ihre Schuld offenbaren —?!

NERINA. Ja, das ist wohl ihre Absicht. Aber sie will nicht schuldig werden, Herr Medardus Klähr — oder höchstens in einer sehr angenehmen Weise. Der Marquis ist nämlich abgereist.

MEDARDUS. Heute am Hochzeitstag?

NERINA. Ich schwör' es Ihnen. Es war eine Ehe zum Schein. Er ist fort. Wie weit er gelangt, das ist freilich eine andre Frage. Aber kommen Sie nur endlich.

MEDARDUS. Die Tore werden nachts geschlossen.

NERINA. Es gibt eines, das sich mir auftut . . . mir und meinem Begleiter.

MEDARDUS. Sind Sie eine Zauberin?

NERINA. Sie ahnen gar nicht, was ich alles für meine geliebte Herrin tue — und für Sie, Herr Medardus Klähr.

MEDARDUS. Sei's drum . . . Ich folge dir . . . —

Nicht etwa — weil ich euch ohne weiters glaubte, dir und deiner Herrin, nein — nur weil es ein rechter Spaß ist, auf der Welt zu sein, Nerina — und nicht sonderlich ernst wieder abzufahren. *Beide ab.*

Eschenbacher und Etzelt von rechts mit schweren Büchern.

ESCHENBACHER. Ich will meine Gesellen holen — und in der Nacht schleppen wir dann das Ganze zusammen fort.

ETZELT. Wenn nur auf dem Wege von uns zu Ihnen nichts passiert.

ESCHENBACHER. Mein Lieber, ganz gefahrlos ist nun einmal nichts auf der Welt zu solchen Zeiten.

EZELT. Nun, so mag es denn sein! Aber, beim Himmel, wenn es schlimm ausginge, — ich lasse Sie nicht allein in der Tinte . . .

ESCHENBACHER. Das wär' ein rechter Unsinn. Das Sterben ist keine Kunst. Am Ende trifft's jeder. Wer's aber ohne Not tut, und keinem zu Nutzen, nur um seine Courage zu zeigen, ist kein Held . . . ist ein Narr, Etzelt! Sein Sie übrigens ohne Sorge, wir wollen diese Scheintoten gut begraben.

ETZELT. Wollte Gott, daß es eine fröhliche Auferstehung werde.

ESCHENBACHER. Und wenn nicht . . . Na, — ich mache kein Testament, Etzelt. — Aber nehmen Sie's nur als rechtsgültig, Etzelt, den Herrn Wachshuber, den vermach' ich Ihnen . . . Adio, ich hole meine Gesellen. *Er geht.*

Vierte Szene

Zimmer Helenens, ziemlich klein. Im Hintergrund ein Balkon, zu dem die Tür offen steht. Karge Beleuchtung im Zimmer. Nacht über dem Garten draußen, dessen Wipfel bis zum Balkon heraufragen.

Helene tritt eben vom Balkon aus ins Zimmer. Eine Türe wird geöffnet, und Assalagny tritt ein.

ASSALAGNY nach Verbeugung. Daß ich nach einem so vielfach bewegten Tag mir noch zu so später Stunde

Gehör erbitte, Frau Marquise, wird der dringende Anlaß entschuldigen.

HELENE nicht scharf. Den zu erfahren ich begierig bin.

ASSALAGNY. Eine ehrfurchtsvolle Frage vorerst. Frau Marquise sind fest entschlossen, morgen zur Cour nach Schönbrunn zu fahren?

HELENE. Mich das zu fragen, ließen Sie sich zu solcher Stunde melden, Doktor Assalagny —?

ASSALAGNY. Darum, — und, wenn Sie entschlossen sind, mit Ihnen weiteres zu beraten, Frau Marquise. Insbesondere welches Verhalten Sie dem Kaiser gegenüber zu beobachten gedenken.

HELENE höhnisch. Dem Kaiser gegenüber . . .

ASSALAGNY. So wollen wir ihn nennen, Frau Marquise, um so mehr, da kein Anlaß vorliegt, unter vier Augen uns in Rollen zu bemühen, die wir ja doch nur für den Herrn Herzog zu spielen haben. Ihn wollen wir gewiß weiter in seiner wunderbaren Selbsttäuschung erhalten; ja diese zu befestigen, rechne ich mit zu den vornehmsten Pflichten meiner ärztlichen Kunst. Aber glauben Sie nicht, Frau Marquise, daß es hieße die Komödie allzuweit treiben, wenn man arme Teufel, die sich aus Treue, Leidenschaft oder Torheit in ein wahnwitziges Beginnen stürzten . . . wie in nutzloser Verschwendung unschuldig verderben ließe?

HELENE. Ich wußte nicht, Doktor Assalagny, daß ich Sie als meinen Richter hier zu empfangen hatte.

ASSALAGNY. Als einen Rater, Frau Marquise . . . nicht als einen Richter. *Ernst.* In Ihrer Hand, Frau Marquise, liegen die Schicksale dieses Hauses. Daß Sie morgen zum Empfang fahren, kann Rettung bedeuten — für viele —! Sie dürfen — Sie werden die Gelegenheit nicht versäumen, den Kaiser aufzuklären. Er weiß jedenfalls, daß die zitternden Fäden einer kindisch-törichten Verschwörung, die zwischen hier und Paris gesponnen werden, sofort zerreißen würden, wenn die geheimnisvolle Macht aus dem Spiel genom-

men ist, die von dem Namen des Herzogs von Valois noch immer auszugehn scheint. Darum muß der Kaiser erfahren, aus Ihrem Mund erfahren, Frau Marquise, daß der Herzog heute nicht mehr bedeutet als seinen Namen ...

HELENE. Soll ihn das milder stimmen? Da die Macht dieses Namens nun einmal wirksam ist, Doktor Assalagny, so könnten wohl auch Leute wie der Herr Marquis und seine Freunde am rechten Ort und im rechten Augenblick dem Kaiser gefährlich werden ...

ASSALAGNY. Und wenn man ihm gefährlich würde, wie Sie sagen, Frau Marquise? Wer hätte den Lohn davon? Selbst wenn der Herr Marquis und seine Freunde — um auch diese tollste Laune des Schicksals auszudenken — vom Glück begünstigt würden ... der Herr Herzog würde seinen Sieg nicht mehr erleben.

HELENE. Ich aber lebe ...

ASSALAGNY. Die Gott bewahren wird, mit der Erbschaft einer großen Seele auch die eines unseligen Wahns anzutreten.

HELENE. Sie laufen in Ihren Kreis wieder ein, Doktor Assalagny. Wenn unsre Sache triumphiert, so ist sie ja kein Wahn gewesen.

ASSALAGNY. Auch der Triumph, wenn er käme, wäre nichts beßres, Frau Marquise, als ein Wahn von andrer Art. — Sein Gefolge wäre: Neue Sorgen, neue Gefahren und dabei die Möglichkeit, daß alles Erreichte über Nacht wieder zu nichte wird! Und ich glaube, Frau Marquise, es gibt Aussichten in Nähen und Fernen, die Ihnen lockender erscheinen sollten als die auf einen Sarkophag in einer Königsgruft.

HELENE. Sie sind im Geringen so kühn ... als Sie im Großen vorsichtig sind, Doktor Assalagny!

ASSALAGNY. Ich freue mich immer an der spitzen Anmut Ihrer Antworten, Frau Marquise. Aber sollten Sie nicht endlich merken, daß hier einer vor Ihnen steht, dem ein wahres Antlitz sich so wenig hinter den

leichten Schleiern des Witzes als hinter dem drohenden Visier der Überlegenheit zu verstecken vermag?

HELENE. Und das wahre Antlitz, das Sie zu sehen glauben?

ASSALAGNY. Ist ein junges Frauenantlitz, darin wie in andern sanftern die Sehnsucht nach einem Frauenglücke schimmert.

HELENE. Glück ... Was Leute Ihresgleichen Glück nennen, das mag für andre eben gut genug sein, die furchtbar leeren Stunden der Erwartung auszufüllen.

ASSALAGNY. Ob sie Erwartung, ob sie Erfüllung bedeutet, weiß es denn die Stunde selber? Man könnte einer Krone entgegengeträumt, ja, man könnte sie errungen haben — und an einem späten Tag entdecken, daß der reichste Augenblick von allen einer war, da man in einem Frühlingsgarten nach Schmetterlingen haschte. Die schlimmste Art ein Glück zu versäumen ist, es nicht glauben, da man es erlebt. Ich wünschte sehr, Frau Marquise, daß Ihnen dergleichen nicht begegne. Wagen Sie es, die Schönheit der Stunde, die Ihnen eben bevorsteht, ganz zu empfinden. Ich weiß, wen Sie erwarten, Frau Marquise!

HELENE. Nun ja — Sie haben ihn gesehn, Doktor Assalagny, und Sie sind ja einer, der sich berufen glaubt, Menschen auf den ersten Blick zu erkennen. Sollte es Ihnen entgangen sein, welcher Art die Verheißungen sind, die aus seinen Augen blitzen? Ein Geliebter ... denken Sie! Mag sein. Doch daß er zu hassen vermag, scheint mir seines Wesens besserer Teil.

ASSALAGNY. Fürchten Sie nicht, daß diese Worte Ihrem eigenen Schicksal eher Vorbedeutung sein könnten, Frau Marquise, als einem andern?

HELENE. Ich werde darüber nachdenken, wenn ich allein bin, Doktor Assalagny ...

ASSALAGNY. Gute Nacht, Frau Marquise. *Er geht.*

HELENE. Gute Nacht! —

HELENE allein. Will so einer tiefer in mich schaun

als ich selbst? Glänzte heute morgen in meinen Blicken andres als meine Seele wußte . .? Bebte gar in meiner Stimme die Sehnsucht nach dem Glück, das der Armselige da mir anpries? So soll er wenigstens nicht vergebens hier gewesen sein. Aus dem zwecktrüben Wirbel seiner Worte schnellt eins empor, dessen gemeine Weisheit mir nicht verloren sein soll. Die Stunde des Glücks sei nicht versäumt! Medardus! . . . Ich will nichts denken als ihn .. nur ihn . . . und nichts, als daß diese Stunde ihm gehört . . . Den Duft dieses Gartens will ich atmen, eintrinken die Stille dieser Nacht, meine Arme ausbreiten, meinen Gürtel lösen für den Erwarteten, den Geliebten. Medardus . . . Ich fühle dein Kommen. Vergangenes und Künftiges schweigt! Nur die Stunde klingt und rauscht durch die Nacht. Heilige Stunde, losgelöste, einsame in der Zeit, du bist mein.

Die Tür öffnet sich. Medardus herein.

HELENE ihm entgegen. Medardus . . .

MEDARDUS an der Türe stehen bleibend. Hier bin ich. Was ist Ihre Absicht, Prinzessin? Steckt der Herr Marquis hinter dem Vorhang? Oder denken Sie mich morgen früh von Ihren Dienern umbringen und im Park begraben zu lassen? All das kann ohne die geringste Gefahr geschehn. Hier ist Ihr Brief. *Er wirft ihn hin.*

HELENE. Medardus — ich liebe dich!

MEDARDUS. Oder ist eine mildere Abrechnung vorgesehn? Sind Guckfenster in der Decke und ist das Gesinde bestellt, um seinen Spaß an mir zu haben?

HELENE. Medardus, ich liebe dich . . .

MEDARDUS. Ich bin auf alles gefaßt. Und es gibt kein Schicksal, das ein Narr, wie ich es bin, nicht als ein wohlverdientes hinnehmen müßte!

HELENE. Glaubtest du die Tollheiten alle, so wärst du nicht da. Ich liebe dich, Medardus. Und du bist gekommen. Ich hab' es gewußt. Wie werden wir glücklich sein! . . .

MEDARDUS. Glücklich! — Das werden wir nicht ... Wir haben zu viel zu vergessen! ... Du und ich! — Kein Glück für uns, Helene ... Rausch ... Traum ... Tod ... doch kein Glück ...

HELENE. Die Stunde ist unser, Medardus! — Ich vergesse was war — und was sein wird! Du und ich — und diese Stunde. — Ich weiß nichts andres ... Ich liebe dich, Medardus! — — —

Vorhang.

VIERTER AUFZUG

Erste Szene

Das Zimmer bei Frau Klähr wie im Vorspiel. — Morgen. — Frau Klähr am Mitteltisch eben damit beschäftigt, aus einer Kanne Kaffee in zwei Tassen zu gießen.

DAS DIENSTMÄDCHEN kommt ziemlich abgerissen mit einer Semmel in der Hand.

FRAU KLÄHR. Na endlich. — Ja, um Gotteswillen, wie schaust du denn aus?

DIENSTMÄDCHEN. Wie soll man denn anders ausschaun, Frau Klähr? Man muß ja froh sein, daß man überhaupt lebendig aus dem furchtbaren Gedräng' herauskommt. Einen Burschen hat die Wache abgeführt, weil er's Messer gezogen hat.

FRAU KLÄHR ihr die Semmel aus der Hand nehmend. Und das ist alles, was du mitbringst —?

DIENSTMÄDCHEN. Ja! und darum steht man seit drei Uhr früh dorten und wird am End' so zugericht'! *Sie weint.*

FRAU KLÄHR. Und was ist denn mit dem Fleisch?

DIENSTMÄDCHEN. Noch keins da. Vielleicht, daß sie gegen Mittag was kriegen, meint der Gesell. Von Ungarn her.

Major Trembly bequem in Bluse, mit verbundenem Kopf aus dem Nebenzimmer.

TREMBLY. Guten Morgen, Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. Guten Morgen, Herr Major. Da steht Ihr Kaffee, aber *auf die Semmel* das ist alles, was sonst zu haben war.

DIENSTMÄDCHEN. Und so kommt man zu Haus . . .! *Ab.*

TREMBLY setzt sich an den Tisch. Wir wollen redlich teilen, Frau Klähr. *Bricht die Semmel entzwei.*

FRAU KLÄHR. Ich danke. Vor allem will ich nach dem Herrn Rittmeister sehn, es ist wohl Zeit, den Verband zu wechseln.

TREMBLY. Bleiben Sie lieber, Frau Klähr. Mein armer Kamerad schlummert jetzt, sozusagen. Ich kenne diese Atemzüge. Er hat keine Stunde mehr zu leben. Lassen wir ihn ruhig hinüberschlummern. *Er trinkt.*

FRAU KLÄHR verwundert über Tremblys Gelassenheit. Ich dachte, Sie wären sehr befreundet mit dem Herrn Rittmeister?

TREMBLY. War ich auch. Man gewöhnt sich dran, seine Freunde sterben zu sehen, in unserm Beruf.

FRAU KLÄHR. Wie viele Schlachten mögen Sie schon mitgemacht haben?

TREMBLY. Wenn ich alle mitrechne, neunundzwanzig. Aber so furchtbar wie diese letzte hab' ich noch keine gesehn, das ist wahr. Und ich bin doch bei Jena und Austerlitz dabei gewesen. Ihre Landsleute haben sich brav geschlagen — das muß man sagen. Wenn Napoleon immer solche Gegner gefunden hätte . . .

FRAU KLÄHR. Wär' er wohl nicht der große Feldherr geworden, für den man ihn bis vor acht Tagen gehalten hat.

TREMBLY. Nicht so, Frau Klähr . . . So wüßte man eben, daß er ein noch größerer ist — als wir heute wissen.

FRAU KLÄHR. Sind Sie dessen so sicher, Herr Major . .? Nun hat er ja doch seinen Meister gefunden. Der Glaube an seine Unüberwindlichkeit ist vorbei.

TREMBLY. Ihr Erzherzog Karl hat diesmal den Sieg davongetragen, das ist nicht zu leugnen. Ein andrer wär's auch nicht imstand gewesen . . . Die Art ist beinah so selten, denk' ich, wie die Napoleons . . . Ein Held, liebe Frau Klähr . . . und im rechten Augenblick . . .! darauf kommt es wohl an . . . Ich hab' es mit eigenen Augen gesehn, wie er die Fahne eines Bataillons ergriff, das schon beträchtlich zu wanken begonnen hatte, und es mitten in unsre Reihen führte.

Nur glaub' ich, daß dieser Sieg für Sie und Ihre Landsleute teuer erkauft sein wird. Er schiebt die Entscheidung hinaus, das ist alles ...

FRAU KLÄHR. Man wird sehen, Herr Major ... *Unterbricht sich, lauscht, als hörte sie von drin etwas.*

TREMBLY. Es ist nichts.

FRAU KLÄHR. Wird der Herr Regimentsarzt nicht bald kommen?

TREMBLY. Zu so überflüssigen Besuchen hat er keine Zeit mehr ... Wir sind beide aus seiner Behandlung entlassen.

FRAU KLÄHR. Gibt's denn gar so viel gefährlich Verwundete in der Stadt?

TREMBLY. Sie fragen?

FRAU KLÄHR. Man erzählt, daß Ihr Kaiser schon während der Schlacht den Befehl gegeben habe, alle tödlich Verwundeten, auch die eigenen, in die Donau zu werfen.

TREMBLY. Sie sollten nicht alles glauben, was die Leute erzählen. Und manches Unglaubliche, das wahr sein mag, besser verstehen. Ich für mein Teil würde mir nichts andres wünschen. Schade, daß nicht immer ein Fluß in der Nähe ist.

FRAU KLÄHR. Vielleicht kommt Ihr großer Kaiser auf den Einfall, daß ein brennender Holzstoß dieselben Dienste täte.

TREMBLY. Frau Klähr, Sie lassen's doch einigermaßen an gerechter Beurteilung dieses Mannes fehlen. *Erhebt sich.* Nun will ich wieder gehen, auf eine Weile den letzten Schlummer meines Freundes bewachen.

FRAU KLÄHR. Sie müssen mittags zur Parade, Herr Major ...?

TREMBLY. Jawohl, liebe Frau Klähr. Meine Uniform ist ja wieder vortrefflich instand, wofür ich auch Ihnen zu danken habe, verehrte Todfeindin. Doch was ich noch sagen wollte, ist Ihr Herr Sohn zu Hause?

FRAU KLÄHR. Noch nicht, Herr Major. Oder nicht mehr. Ich weiß nicht ...

TREMBLY. Ihm ist mein armer Freund vielen Dank schuldig. So viele Stunden saß er drin an seinem Bett, plauderte mit ihm, las ihm sogar vor in den ersten Tagen, da es sich noch nicht so zum Schlimmen gewandt hatte. Derue hat ihn wirklich in sein Herz geschlossen. Wenn ich zu früh fort müßte, Frau Klähr, so bitten Sie Ihren Herrn Sohn in meinem Namen, bei meinem Freunde zu bleiben, bis — alles vorbei ist.

Herr und Frau Berger kommen.

BERGER. Guten Morgen. O guten Morgen, Herr Major. *Verbindlich*. Darf ich mir die Frage erlauben, wie sich Ihr tapferer Herr Kamerad befindet?

TREMBLY. Nicht zum besten, Herr Berger.

BERGER. Schade, schade. Tut mir wirklich sehr leid. Es wird den Herrn Major vielleicht interessieren, vor einer halben Stunde ist der Marschall Lannes in der Hofburg seinen Verwundungen erlegen.

TREMBLY. Man war darauf gefaßt.

BERGER. Das wird Sr. Majestät sehr nahe gehn. Der Marschall soll ja ein besonderer Liebling Sr. Majestät gewesen sein.

TREMBLY. Er war ein ausgezeichneter General.

BERGER. Ja, das war ein Tag! oder vielmehr zwei Tage, Herr Major ... da werden noch die Kinder und Kindeskinder dran denken! Ich weiß nämlich auch was davon zu erzählen: ich hab' zug'schaut.

TREMBLY. Ja, man sagt, daß wir auf den Türmen ein sehr aufmerksames Publikum gehabt haben ...

BERGER. Ich war auf keinem Turm, Herr Major — ich war bei einem guten Bekannten auf der Mölkerbastei, der hat mich mit aufs Dach genommen, hat mir auch sein Fernrohr geliehn. Es gehört freilich eine gewisse Übung dazu, durch so ein Instrument was zu sehn. Aber einmal hab' ich ganz deutlich eine Kavallerieattacke beobachtet, da hat man's blitzen g'sehn und wirbeln — und alles war Rauch und Staub ... und plötzlich war wieder gar nichts da — wie wegg'wischt die ganze Abteilung. Ich weiß nicht,

waren's unsrige — oder waren es die werten Feinde ... aber wie großartig das ausg'schaut hat ... da haben Sie keine Ahnung, Herr Major. *Verlegen lachend.* Das heißt, entschuldigen, Herr Major ...

TREMBLY. Von einem Dach aus hab' ich so was wirklich noch nie gesehn. Adieu, Herr Berger. Guten Tag, meine Damen. *Ab ins Nebenzimmer.*

BERGER. Ein sehr umgänglicher Herr. Wirklich, wenn er auch ein Franzos' ist, es freut mich, daß sie ihm den Schädel nicht ganz eingeschlagen haben. Obzwar — die Folgen zeigen sich manchmal erst später.

FRAU BERGER. Und der andre da drin? Geht's dem wirklich so schlecht?

FRAU KLÄHR. Ja, es geht zu Ende.

FRAU BERGER. Die bei uns einquartiert waren, die drei, von denen ist keiner zurückgekommen.

BERGER. Macht nichts, heut kriegen wir schon wieder neue. Nassauer, heißt's. Ja, man kommt nicht zur Ruhe, es ist schrecklich. *Zu Frau Berger.* Hast schon der Frau Klähr erzählt, daß wir grad in der Reitschul' waren bei der Anna — in der Reitschul', haha ... das ist jetzt ein ganz neues Wörterbuch, Reitschul' sagt man und meint Spital, Hofstallung sagt man und meint Gefängnis, Kapuzinerkirchen sagt man und meint Wachstuben ...

FRAU BERGER. Ob man dafür nicht wenigstens ein andres Lokal hätt' finden können!

FRAU KLÄHR. Wie geht's denn der Anna? Wie hält sie denn den Dienst aus?

BERGER. Wir haben grad nur einen Zipfel von ihrer weißen Hauben g'sehn. Drei Tag' und drei Nächt' ist sie nicht aus den Kleidern gekommen. Armes Mädl! Hat sie das nötig g'habt, frag' ich?

FRAU BERGER. Sie haben ja da eine halbe Semmel Frau Klähr — wo haben Sie denn die gekriegt?

FRAU KLÄHR. Leicht ist's nicht gewesen. Von drei Uhr in der Früh' an war die Kathi ang'stellt, und mit ganz zerfetzten Kleidern ist sie nach Haus ge-

kommen. *Die hungrigen Augen der Frau Berger bemerkend.* Wollen Sie sie haben?

FRAU BERGER. Ich will Sie nicht berauben.

FRAU KLÄHR. Nehmen Sie nur, Frau Berger.

FRAU BERGER. Also wenn Sie erlauben, Frau Klähr *ißt die Semmel.* Wir haben seit acht Tagen kein Gebäck im Haus g'habt.

BERGER. Ein Glück, daß unsre Einquartierung das nicht erlebt hat. Die haben ja nie genug gehabt. Die wärn schön grob geworden. Friede ihrer Asche!

FRAU BERGER. Wissen S', Frau Klähr, das Pfund Kalbfleisch kostet einen Gulden, wenn man's kriegt. Geben Sie acht, Hungersnot kommt auch noch. Kein Wunder, wenn man aus den Kirchen Wachstuben macht. Und keine Fronleichnamsprozession ist heuer auch nicht.

BERGER. Es gibt eh' schon Leut', die am Verhungern sind. Die Gefangenen, die unsrigen nämlich, die kriegen überhaupt so gut wie nix zum essen. Viele laufen auf der Straßen herum und betteln. Aber die, wo sie leider Platz haben zum Einsperren, die lamentieren, daß man's bis auf die Straßen hört. Gestern war ja deswegen so ein Auflauf am Spittelberg. Haben Sie nichts davon gehört, Frau Klähr? Der Tischlermeister Tell ist verhaftet worden bei der Gelegenheit.

FRAU KLÄHR. Ja, davon hab' ich gehört; — aber warum, weiß ich nicht.

BERGER. Er hat nämlich die Wach' vor den Hofstallungen gehabt als Hauptmann von der Bürgerwache, da ist grad ein französischer Offizier von den Grenadieren vorbeigekommen, dem hat der Tell die Leut' nicht energisch und grob genug auseinandergejagt, fangt der Offizier an zu schrein und zu schimpfen, und endlich, da zieht er gar den Säbel, der freche Kerl — oha — zieht den Säbel *leise* gegen die Wache, gegen unsre Bürgerwache ... der Tell aber nicht faul, reißt ihm den Säbel aus der Hand, bricht ihn

über seinem Knie mitten entzwei und wirft ihm die Stücke vor die Füß' hin. Na, und da haben s' ihn dann natürlich in Arrest geführt, den Tell. Aber den Offizier auch. Bitte, was wahr is, is wahr.

Medardus tritt ein.

MEDARDUS. Guten Morgen! Guten Morgen, Mutter! *Er küßt ihr die Hand.* Wie geht's dem Rittmeister?

FRAU KLÄHR. Der Major Trembly hält Wache drin an seinem Sterbebett.

MEDARDUS. Ist es so weit? Ich dacht' es mir gestern abend. Ich glaube nicht, daß er einen schweren Tod zu sterben hat. Gestern in seinen Phantasien war er in der Heimat, bei Frau und Kindern, und dann schien es ihn immer weiter zurückzutragen — bis in die eigne Kindheit, — sein Gesicht war auch ganz heiter, kindlich geradezu. Zu so was Schönem, als er da geträumt haben muß, würde er kaum wieder erwacht sein.

BERGER. Sagen Sie, Medardus, haben Sie denn gar keine Angst, daß Sie wer bei den Franzosen anzeigt, — weil Sie doch eigentlich von der Kapitulation her ein Kriegsgefangener wären? . . .

MEDARDUS. Ah nein, mir geschieht nichts . . . da können Sie ganz ruhig sein, Herr Berger.

FRAU BERGER. Das Annerl laßt Sie schön grüßen, Medardus.

MEDARDUS. Danke schön. Wie geht's ihr denn?

FRAU BERGER. Wie's einer Wärterin im Spital halt gehn kann, die drei Tag' und drei Nächt' kein Aug' zugetan hat.

MEDARDUS. Das arme Kind! Wie muß ihr da zumute sein — gar an solch einem schönen Sommertag!

BERGER. Ich sag's ja auch: hat sie's nötig? . . . Übrigens von dem schönen Sommertag haben wir alle nicht viel. Mit Landpartien ist nichts in dem Jahr! . . . Weiter als bis Hütteldorf dürfen wir ja gar nicht

heraus ... Meine Herrschaften, wir sind im Grund doch alle Gefangene ... Schlimme Zeiten! schlimme Zeiten! Jetzt soll schon wieder eine neue Zwangsanleihe eingehoben werden. Ich frag' nur, woher!? Wir werden noch alle betteln gehen, sag' ich Ihnen, Frau Klähr! Und was man so vom Land draußen hört, plündern tun sie und Häuser anzünden und noch allerlei — was man vor den Damen gar nicht sagen kann. Besonders die Portugiesen sollen's arg treiben!

ETZELT herein. Guten Morgen! — Eben höre ich, daß sie dem Peter Tell freigelassen haben, noch gestern abend.

BERGER. Ist es möglich?

BERGER. Ich sag's ja, der gute Wille ist nicht zu verkennen ... Und der Respekt! ... Seit Aspern wissen sie halt, mit wem sie's zu tun haben! ... Ja, der Erzherzog Karl — das ist schon einer ... Wenn man nur wüßt', worauf er jetzt wart' ... Also komm *zu Frau Berger.* — Adieu, Frau Klähr ... ich muß noch auf eine halbe Stund' ins G'schäft, und dann nachschaun, ob sich's die Nassauer vielleicht schon bequem gemacht haben bei uns. Und später geh' ich hinaus nach Meidling.

ETZELT. Was haben Sie denn in Meidling zu tun, Herr Berger?

BERGER. Große Parad' heut, Napoleon hält sie persönlich ab. Hoffentlich seh' ich ihn einmal in der Näh'.

FRAU KLÄHR. Das wird wohl kaum möglich sein.

BERGER. Warum denn? Es ist nicht gar so streng mit der Absperrung. In Schönbrunn draußen, da stehn die Leut' bis ganz knapp am Wagen, wenn er einsteigt ... Und bis auf die Treppe hinauf drängen sie sich, wenn er herunterkommt ... Und bei der letzten Parade, drei Tag' vor Aspern, war überhaupt kein Kordon.

FRAU KLÄHR. Muß er sich nicht für gefeit halten? Oder kennt er seine lieben Wiener so gut?

FRAU BERGER. Aber um Gottes willen, Frau Klähr . . . wenn man Sie da drin hört!

BERGER. Ah, der Major, das ist ein Ehrenmann. Der zeigt niemanden nicht an. Sonst ging der Medardus nicht so gemütlich als ein freier Zivilist in Wien spazieren! Habe die Ehre!

FRAU KLÄHR. Ich habe in der Stadt zu tun, ich geh' gleich mit Ihnen. *Zu Medardus.* Der Major wird bald weggehn, er läßt dich bitten, ihn bei seinem Kameraden abzulösen.

Frau Klähr, Berger und Frau Berger ab.
Etzelt. Medardus.

ETZELT. Ich muß auch wieder hinunter, nach dem Geschäft sehn. Leb' wohl, Medardus.

MEDARDUS heiter. Was blickst du mich so von der Seite an, Etzelt? Es gibt nichts Verdächtiges und nichts Geheimnisvolles an mir. Ich bin daheim auf Erden und ein so simpler Nachbar wie irgendwer. Glaub' mir, Etzelt, es gab für brave Menschen, wie du einer bist, nie gelegenere Zeit, sich mit mir zu verstehn.

ETZELT. Ich versteh' dich vielleicht besser als je, aber es gab eine Zeit, da ich dich mehr liebte, Medardus.

MEDARDUS. Sonderbarer Mensch, dem in seiner Freundschaft nur wohl wird, wenn Unbill oder Sorge sie auf schlimme Proben stellen. Aber ich denke, du mußt nur ein wenig Geduld haben, Etzelt, denn was jetzt ist, kann nicht dauern. Das Gestern ist so ferne wie der Tag, da die Welt erschaffen wurde, das Morgen ferne wie der Tod, — so ruh' ich in meinem Glück. Das kann nicht dauern, Etzelt! —

Eschenbacher tritt ein.

ESCHENBACHER. Guten Morgen! Ich habe eine Neuigkeit zu vermelden, für die — die's etwa nicht vorher gewußt hätten.

ETZELT. Eine gute scheint's ja nicht zu sein . . .

ESCHENBACHER. Nicht schlechter als hundert andre. Den Tischlermeister haben sie erschossen.

ETZELT. Den Peter Tell, ist es möglich?

ESCHENBACHER. So hieß er, da er die Stühle leimte, und auf dem Grabstein wird's wohl nicht anders stehn. Wenn ich einem die heitre Laune stören sollte mit der Nachricht, so bitt' ich um Vergebung. Wer kann, mag weiter an Sommerluft, Wein und Frauenzimmern sich erfreun.

ETZELT. Sind Sie nicht falsch berichtet, Herr Eschenbacher? Ich weiß es aus guter Quelle, sie haben ihn freigelassen gestern abend.

ESCHENBACHER. Die Quelle ist gut; nur gleich daneben fließt eine andre, die ist noch besser. Heut früh um fünf haben sie ihn aus dem Bett geschleppt, an die Mauer vom Jesuitenhof hingestellt und erschossen. Soeben trug man seinen Leichnam an mir vorüber; ist die Quelle klar genug?

ETZELT. Warum haben sie das nur getan? Wenn er sich auch vergangen, es war mit ein paar Tagen Arrest zu sühnen.

ESCHENBACHER. Warum? Sie haben die Macht und lassen sie uns fühlen.

ETZELT. Und fühlen dieser Macht sich selber doch nicht ganz sicher. Ja, dies scheint mir die tiefere Ursache dieser frevelhaften Willkür. Ich meine, es muß ihnen bei Aspern doch noch viel schlimmer ergangen sein, als uns hier bekannt ist!

ESCHENBACHER. Reden Sie lieber nicht von Aspern, Etzelt. Wir sollten alle wünschen, daß uns nicht noch ein solcher Sieg beschieden wäre. Er bedeutete ein paar jammernde Witwen und hungrige Waisen mehr, — wie es enden muß, wissen wir doch alle.

ETZELT. Sie sehen zu trüb', Meister Eschenbacher. Ich bin fest überzeugt, daß Österreich nicht mehr lang allein im Kampfe bleibt. Nur darum zögert der Erzherzog mit einem neuen Schlag. Weshalb denn sonst? Es scheint ja auch, daß Preußen sich endlich entschlossen hat, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Der Prinz von Oranien soll drüben im Hauptquartier

sein. Ich kann mir nun einmal nicht helfen, Meister Eschenbacher, ich bin voll Hoffnung. Aspern war ein großer Anfang. Warten wir nur ab. Vielleicht war der Tell eines der letzten Opfer, das fallen mußte.

ESCHENBACHER. Schreiben Sie's ihm auf den Grabstein; so wird er süßer träumen! —

Der Gehilfe stürzt atemlos herein.

GEHILFE. Sie sind da, Herr Etzelt —!

ETZELT. Wer ist da?

GEHILFE. Militär, Herr Etzelt, Hausdurchsuchung. Verzeihn Sie, Herr Etzelt, aber ich habe mir wirklich nicht helfen können, ich hab' ihnen die Schlüssel zum Magazin geben müssen.

ETZELT. Natürlich haben Sie ihnen die Schlüssel geben müssen. Das tut nichts. Wir haben ja nichts Verbotenes. *Er wechselt einen Blick mit Eschenbacher.*

Der bayrische Leutnant Moser tritt ein mit zwei Mann.

ETZELT ihnen rasch entgegen. Bitte um Entschuldigung, Herr Leutnant, dieser Raum hier gehört nicht zur Buchhandlung.

LEUTNANT. Ich bedaure sehr, zu inkommodieren, es ist mir bekannt, daß dies die Privatwohnung der Buchhändlerswitwe Klähr ist, drum bin ich eben hier. Öffnen Sie die Schränke.

MEDARDUS. Herr Leutnant, meine Mutter ist nicht anwesend.

LEUTNANT. Das tut nichts zur Sache. *Zu den Soldaten.* Die Schränke auf! Und sorgfältig gesucht.

Die Soldaten befolgen den Befehl.

ETZELT. Sie verlieren Ihre Zeit, Herr Leutnant, wir führen nichts Verbotenes.

LEUTNANT. Das wollen wir hoffen. Sie sind der Leiter des Geschäfts?

ETZELT. Ich bin Angestellter, Herr Leutnant.

MEDARDUS. Alle Verantwortung trage ich, Herr Leutnant, ich bin der Sohn der Frau Klähr.

LEUTNANT. Ganz recht. Wohin führt diese Tür? *Er geht zur Tür links.*

TREMBLY tritt heraus in voller Uniform.

LEUTNANT stellt sich vor. Leutnant Moser, vom bayrischen Grenadierregiment Nummer zwölf.

TREMBLY. Major Trembly. Was suchen Sie hier, Herr Leutnant?

LEUTNANT. Ich habe Befehl, hier nach verbotenen Druckschriften und Landkarten zu vigilieren.

TREMBLY. Hier? Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß Sie hier dergleichen finden werden, insbesondere in meinem Zimmer.

LEUTNANT. Verzeihen Sie, Herr Major, die Leute wählen manchmal die merkwürdigsten Verstecke. Ich habe strengsten Befehl . . .

TREMBLY. Wenn es Befehl ist, — bitte.

LEUTNANT bleibt an der Tür stehn. Oh, ich werde leider Ihren Herrn Kameraden stören müssen.

TREMBLY. Das brauchen Sie nicht zu besorgen, Herr Leutnant.

MEDARDUS. Er ist tot . . . Herr Major?

TREMBLY. Ja. Und ich muß nun zur Parade. Auf dem Wege werde ich die Meldung vom Tode des Rittmeisters Derue erstatten. Man wird den Leichnam noch heute abholen.

LEUTNANT. Es ist natürlich nur der Form wegen, aber ich kann es leider nicht unterlassen, wenigstens einen Blick . . . *Ab.*

Etzelt und Eschenbacher sprechen nicht miteinander, stehn ziemlich entfernt voneinander. Etzelt neben dem einen Soldaten, der den Schrank durchsucht, Eschenbacher im Erker.

TREMBLY zu Medardus. Mein Kamerad hatte viel Freundschaft für Sie, Herr Klähr. Auch ich bin Ihnen dankbar, daß Sie ihm manchmal Ihre Zeit gewidmet haben. Ich wünsche sehr, — daß diese Sache keine weitern Folgen für Sie nach sich ziehe. *Reicht ihm die Hand. Ab.*

LEUTNANT kommt aus dem Zimmer zurück. Es ist alles in Ordnung.

Ein bayrischer Soldat von rechts mit einem großen Buch.

LEUTNANT. Was haben Sie da?

DER SOLDAT legt das Buch auf den Tisch.

ETZELT tritt dazu. Es ist ein historischer Atlas, wi Herr Leutnant sehn.

LEUTNANT blättert. Ganz recht. So bewander sind die Leute natürlich nicht. Die Sache ließe sicl übrigens vielleicht abkürzen. Man wird so sorgfältig nachsuchen, daß uns gewiß auch kein Blatt entgehr wird, das Sie im Laden oder im Magazin vorrätig haben sollten. Also: Es handelt sich ganz besonders um den Atlas von Schrämbel. Haben Sie ein Exemplar von diesem Werk?

ETZELT. Nein, Herr Leutnant.

LEUTNANT. Ihr Nein hilft uns nichts. Da muß eben weiter gesucht werden.

Ein bayrischer Unteroffizier tritt rechts ein.

UNTEROFFIZIER. Herr Leutnant, ich melde gehorsamst, die gesuchten Landkarten sind zur Stelle geschafft.

LEUTNANT. Ah ... *Blick auf Etzelt.* Ich wußte es ja. Es hätte einen bessern Eindruck gemacht ... Nun, Sie wollten es nicht anders. *Zum Unteroffizier.* Wo sind die Karten ...?

UNTEROFFIZIER. Sie liegen im Laden unten, es sind zwei Exemplare.

LEUTNANT. Sie waren im Magazin? — Ach nein, — Sie kommen ja aus dem andern Haus, das uns angegeben wurde.

UNTEROFFIZIER. Jawohl, Herr Leutnant!

LEUTNANT. Also dort? — Hätt' ich nicht gedacht.

UNTEROFFIZIER. Die Karten befanden sich nicht im Hause selbst, Herr Leutnant, sondern in einem ausgetrockneten Brunnen im Hof des Hauses; und es waren Steine darauf geschichtet. Drei Gesellen hab' ich verhaften lassen, der Herr des Hauses selbst ist flüchtig.

ESCHENBACHER. Das ist ein Irrtum.

FRAU KLÄHR kommt rasch von rechts. Was geht hier vor, was ist geschehn?

ETZELT tritt rasch zu ihr und sagt ihr ein paar Worte.

ESCHENBACHER. Der Herr des Hauses ist nicht flüchtig; er steht vor Ihnen.

LEUTNANT. Sie sind der Sattlermeister Eschenbacher?

ESCHENBACHER. Ja, so heiß' ich.

ETZELT. Man hat Ihnen einen Possen gespielt, Meister! Wie sollen in Ihren Brunnen ...?

LEUTNANT. Das wird sich herausstellen. Ich erkläre Sie für verhaftet, Herr Eschenbacher.

MEDARDUS. Herr Leutnant, Eschenbacher ist unschuldig. Auch die Buchhandlung hat nicht das geringste mit der Sache zu tun; ich habe die Karten schon vor Jahren in mein persönliches Eigentum übernommen.

LEUTNANT. Um sie im Brunnen des Herrn Eschenbacher aufzubewahren. — Herr Eschenbacher ist ein Verwandter von Ihnen?

FRAU KLÄHR. Er ist mein Bruder. Und er ist unschuldig, besser als unschuldig. Für mich, für uns hat er sich in diese ...

LEUTNANT. Ich bitte nicht weiter zu reden, Frau Klähr. Für mich kommt ausschließlich in Betracht, wo diese Exemplare gefunden worden sind.

MEDARDUS. Sie können sich wohl denken, Herr Leutnant, daß nicht zwei Exemplare des Schrämbel bei einem Sattlermeister ...

LEUTNANT. Oh, es gibt Sammler aller Art.

MEDARDUS. Ich bin der Schuldige. Verhaften Sie mich, Herr Leutnant —

FRAU KLÄHR. Uns alle müßten Sie verhaften.

LEUTNANT. Es ist gewiß sehr schön, daß einer für den andern sich aufopfern möchte. Aber es handelt sich nicht darum, Märtyrer zu schaffen, sondern darum, Gerechtigkeit zu üben. Die Gefängnisse hier sind wirklich allzu überfüllt, als daß man auch diejenigen ein-

sperren könnte, die sich selbst einer verbotenen Handlung beschuldigen. Und worauf ich noch besonders aufmerksam machen möchte, Herr Eschenbacher würde keineswegs straflos ausgehn oder auch nur eine mildere Strafe erleiden, wenn diese Landkarten sich nicht als sein Eigentum herausstellten. Herr Eschenbacher, ich bitte.

ESCHENBACHER. Und meine Gesellen haben Sie auch eingesperrt? Die armen Teufel!

LEUTNANT. Man mußte sie vorläufig in Haft nehmen, um so mehr als Sie abwesend waren, Herr Eschenbacher. Vorwärts.

Die beiden Soldaten haben Eschenbacher in die Mitte genommen. Bewegen sich mit ihm zur Türe.

MEDARDUS. Herr Leutnant, Sie müssen mich verhaften, es ist Ihre Pflicht. Ich bin ein Deserteur der österreichischen Armee.

LEUTNANT. Das heißt, Sie sind ein Gefangener, der wie so viele hier frei herumgeht und auf eigene Kosten lebt. Überdies sind Sie unbewaffnet. Ich habe keinen Anlaß, von Ihrer Selbstanzeige Notiz zu nehmen.

MEDARDUS. Herr Leutnant, der Kaiser, in dessen Namen und Auftrag Sie hier stehen, ist . . .

LEUTNANT. — in Schönbrunn, Herr Klähr. Nur keine Torheit! Sie sind der einzige Sohn Ihrer Mutter.

FRAU KLÄHR. Und Sie, Herr Leutnant, selbst ein Deutscher, Sie geben zu solchem Polizeidienst sich her?! Ja, Napoleon weiß euch nach Verdienst zu behandeln.

ESCHENBACHER. Schwester, der Herr Leutnant tut seine Pflicht. Er tut nichts andres, als wir alle tun. Und deine Pflicht, Medardus, ist es, deiner Mutter zur Seite zu stehn, sie wird deiner bedürfen! — Lebt wohl, ihr Guten! *Ab mit Leutnant und Soldaten.*

FRAU KLÄHR. Sie werden ihn erschießen.

ETZELT. Ruhe, Frau Klähr, wir müssen überlegen, was zu tun ist.

FRAU KLÄHR. Wir haben keine Zeit ... Ich will zum Kaiser.

ETZELT. Zu Napoleon —? Was fällt Ihnen ein, Frau Klähr?

FRAU KLÄHR. Was gibt es andres? Ich will hinaus nach Schönbrunn, es wird doch eine Möglichkeit geben, einen Unschuldigen zu befreien? — Ich werde den Major Trembly bitten, daß er mich begleitet. *Zur Tür links.*

ETZELT. Da drin liegt ein Toter, und der Major Trembly ist eben fortgegangen, zur Parade.

FRAU KLÄHR. Ich werde ihn suchen. Ich werde ihn erwarten. Und ihr beide versprecht, daß ihr nichts unternehmt, eh' ich zurück bin. Nichts! — Es ist doch nicht möglich, daß Jakob um unsertwillen ... Nein — das wäre doch — das kann doch der Himmel — Ich will mich auf die Knie werfen vor dem Kaiser, und wenn er gnädig ist, will ich ihm alles, alles abbitten, was ich ihm jemals übles nachgesagt. *Ab.*

MEDARDUS. Wenn einer das Opfer sein soll, so müssen sie doch mich annehmen. Sag' doch, Etzelt — sie müssen doch ...

ETZELT. Medardus, belüge dich nicht! Du ruhst ja in deinem Glück! ... was kümmert dich andrer Schicksal?

MEDARDUS. Etzelt ...

Zweite Szene

Glacis. — Trüber Morgen. — Links, weit hinten ein größeres Gebäude, kasernenartig, großes Tor, in den rechten Flügel eingeschnitten eine kleine Tür, beide praktikabel. — Rechts hinten die Bastei. — Frauen mit Einkaufkörben, dann einige französische Soldaten passieren vorüber. Endlich von links eine Bürgerwache, bestehend aus einem Korporal und zwei Gardisten.

Von rechts Herr Föderl und Frau Föderl.

FRAU FÖDERL. So muß man halt weiter fragen. *Zu dem Korporal.* Ich bitte sehr, ist Ihnen vielleicht be-

kannt, in welchem Gefängnis der Eschenbacher untergebracht ist?

KORPORAL. Eschenbacher ...?

FRAU FÖDERL. Der Sattlermeister. Gestern haben sie ihn verhaftet.

KORPORAL. Warum denn?

HERR FÖDERL. Davon ist uns natürlich nichts bekannt, nicht das geringste. Es ist vielleicht auch nur ein Gerücht.

KORPORAL. Was halten S' uns denn dann auf? Marsch. *Ab mit den zwei andern.*

FÖDERL. O Gott, o Gott, wer weiß, was er ang'stellt hat, der Eschenbacher. — Durch deine Fragerei können wir noch in die ärgsten Fatalitäten kommen. Was hast schon davon, wenn du weißt, wo sie ihn eingekastelt haben ... da steht man auf um fünf in der Früh', rennt in der ganzen Stadt herum ...

FRAU FÖDERL. Wärst z' Haus geblieben.

FÖDERL. Ja, wenn ich dich allein lass', haben s' dich schon längst arretiert — bei deiner Unvorsichtigkeit.

FRAU FÖDERL. Da kommt der Herr Berger, der wird sicher was wissen.

BERGER kommt. Guten Morgen.

FRAU FÖDERL. Was ist denn mit dem Eschenbacher?

BERGER. Böse G'schicht', böse G'schicht'. Verbotene Landkarten haben s' bei ihm g'funden, jetzt wird ihm der Prozeß g'macht. Kann schlimm für ihn ausgehn.

FRAU FÖDERL. Wo ist er denn?

BERGER. Unter strengster Bewachung, natürlich, da drin, in der Gardekasern'. Heißt, wenn er noch dort ist, man kann ja nicht wissen.

FÖDERL. Wie kommt er denn zu den Landkarten?

BERGER. Ja, das is ... ich hab' keine Ahnung. Wahrscheinlich von früher her. Er hat sich ja immer sehr für die Geographie interessiert.

ETZELT kommt.

BERGER. Na, wissen S' was Neues, Etzelt?

ETZELT. Seit einer Stunde ist der Medardus dort drin.

BERGER. In der Kaserne?

ETZELT. Ja. Aber heraus kommt er nicht. Vielleicht haben sie ihn auch in Haft behalten.

FRAU FÖDERL. Den Medardus Klähr?

BERGER. Ja — warum ist er denn hineingegangen in die Kasern'? Das ist doch —

FRAU FÖDERL. Und wo ist die Frau Klähr . . .?

ETZELT. Die ist gestern mittag fort von Haus und nicht zurückgekommen.

FRAU FÖDERL. Ja, um Gottes willen, wo ist sie denn hin?

ETZELT. Nach Schönbrunn ist sie hinaus.

FRAU FÖDERL. Zum Kaiser . . .?

ETZELT. Was noch aus all dem werden soll, das weiß der Himmel.

BERGER. Wenn man nur was tun könnt'! Meine Frau ist noch die g'scheiteste. Die is in die Kirchen gegangen beten.

FÖDERL. Wie kann man aber nur eine Landkarten bei sich haben in so einer Zeit.

FRAU FÖDERL. Die arme Frau Klähr.

FÖDERL. Also willst du jetzt nicht nach Haus kommen? Man kann ja wirklich nicht wissen, was g'schieht. Am End' halt man uns noch für Verschworne, wie wir da beisammen stehn . . .

FRAU FÖDERL. Mach' was du willst, ich bleib' da.

Kreuzhartinger und Frau, ziemlich zerlumpt.

KREUZHARTINGER zu Etzelt. Ein Abgebrannter tät' schön bitten.

BERGER. Ja, abgebrannt sind wir mehr oder weniger alle.

KREUZHARTINGER. Seit drei Tagen haben wir nichts gegessen.

BERGER. So, da haben S' ein Stückel Käs'. Wissen

S', Etzelt, ich hab' jetzt immer so was bei mir — wenn man einmal zum Essen nicht nach Haus käm', man weiß ja nie.

KREUZHARTINGER. Ich dank' halt recht schön.

ETZELT. Sie müßt' ich doch kennen. Ja, meiner Seel', Sie hab' ich ja g'sehn, wie Sie mit Ihrem Karren in die Stadt hereingefahren sind!

KREUZHARTINGER. Ja, kann schon möglich sein, mir ist auch, wie wenn ich den Herrn kennen tät'.

ETZELT. Warum betteln Sie denn da? Warum gehn S' nicht lieber zurück in Ihre Heimat?

KREUZHARTINGER. Wir sind ja schon daheim gewesen, nur leider, daß inzwischen unser Haus niedergebrannt worden ist. Is noch ein Glück, daß wir nicht selber dringesteckt sind.

FRAU KREUZHARTINGER. Aber wir haben noch ein Geld, ein Geld haben wir noch.

KREUZHARTINGER. Nur, daß wir's leider nicht finden können. Wir haben's nämlich vergraben gehabt, zweihundert Schritt weit von unserm Haus. Im Acker. So genau haben wir's uns ausgemessen! Und jetzt, wie wir daheim waren, haben wir nachgegraben, drei Tag' und drei Nächt'. Und fort war's.

BERGER. Ja, auf das Geld werden Sie kaum was drauf geliehn kriegen.

FRAU KREUZHARTINGER. Und es glaubt's uns niemand, das ist das ärgste. Und wir sind doch ehrliche Leut'.

KREUZHARTINGER zu Föderl. Ein Abgebrannter tät' schön bitten.

Der Korporal mit den vier Mann und zwischen ihnen zwei Bettelleute.

KORPORAL. Heda, gebettelt wird nicht. Aber zu verdienen gibt's was.

KREUZHARTINGER. Oh, das wär' g'scheit.

KORPORAL. Freie Kost den ganzen Tag und ein paar Glaserl Branntwein.

BERGER. Wo ist denn das?

KORPORAL. Sie können auch mitkommen, wenn Sie wollen, aber Sie müssen nicht. Der da muß, weil er gebettelt hat. Vorwärts.

FRAU KREUZHARTINGER. Und ich?

KORPORAL. Für Weiber ist das Geschäft nichts. Oder wollen S' helfen, Leichen auf den Friedhof tragen?

KREUZHARTINGER. Um Gottes willen, Leichen soll ich tragen, das is nichts für mich. Ich tät' schön um eine andre Arbeit bitten, wo mein Weib dabei sein kann.

KORPORAL. Ah, für die findt sich schon noch was. Is ja noch ganz sauber.

KREUZHARTINGER *zu seinr Frau.* Komm, wirst gleich mitkommen.

Kreuzhartinger mit der Wache ab, seine Frau läuft nach der andern Seite.

BERGER. Es ist eine traurige Zeit. Mein armes Annerl, wieviel Leut' die jeden Tag sterben sieht. Hat sie's nötig g'habt . . .?

ETZELT. Und dazu läßt unsre Bürgerwache sich gebrauchen. Ist das überhaupt noch militärischer Dienst?

BERGER. Jetzt müssen sie doch gar immer am Abend ihre Waffen in den Zeughäusern abgeben. Und in der Früh', da dürfen sie sich's schön wieder abholen.

MEDARDUS *kommt.*

FRAU FÖDERL. Da kommt ja der junge Herr Klähr.

ETZELT. Nun, — nun —? — Was gibt's! —

MEDARDUS. Ich weiß nicht mehr als du. Ich weiß nichts, gar nichts.

ETZELT. Du warst doch drin?

MEDARDUS. Ja, ich war im Kasernenhof, dort haben sie mich warten lassen, eine Stunde oder zwei Stunden, kein Mensch hat sich um mich gekümmert, endlich ist ein Offizier heruntergekommen, sagt, es

sei in der Sache Eschenbacher keinerlei Zeugenschaft zu vernehmen, und setzt mich einfach wieder vor die Türe ...

ETZELT. Was kann das zu bedeuten haben? Was kann indes geschehen sein?

MEDARDUS. Vielleicht ist er gar nicht mehr — Vielleicht — Etzelt! — ist schon alles vorbei!

BERGER. Aber was fallt Ihnen ein —? Sie machen's doch öffentlich, schon wegen der abschreckenden Wirkung. Also .. vorbei — wie Sie sagen, kann's nicht sein —

MEDARDUS hastig. Und die Mutter?

ETZELT. Sie war vor einer Stunde noch nicht daheim.

MEDARDUS. Unbegreiflich. Wenn sie am Ende doch verhaftet worden wäre ...

FRAU FÖDERL. Wär' alles möglich. Ich möcht' mich nicht wundern. Sie tun jetzt, was sie wollen, diese Schurken.

HERR FÖDERL. Um Gottes willen, kannst nicht das Maul halten.

BERGER. Nur Mut, Medardus. Wer weiß, vielleicht kommt die Mutter und bringt die Begnadigung. Ich sag' immer, so ein Mensch wie der Napoleon ist unberechenbar. Hab' ich Ihnen schon erzählt, daß ich ihn gestern gesehn hab'? Ja, bei der Parad'. Nicht weiter als ... na, nicht weiter als die zwei Weiber dort vorübergehn. *Zeigt auf diese.* Gleich knapp hinterm Kordon bin ich g'standen, und hart an dem Kordon ist er vorübergeritten. Er sieht gar nicht so klein aus, wie's immer heißt. Ich hab' ihn sogar reden gehört ... zu einem Adjutanten, nur leider ... seinen Akzent versteh' ich nicht recht ... es ist vielleicht, weil er doch eigentlich kein gebürtiger Franzos' ist, sondern aus Korsika ...

FRAU FÖDERL. Also wie schaut er denn aus?

BERGER. Undurchdringlich. Eisern ... Wie eine Reiterstatue, nur daß er sich halt bewegt ... Eine

Ruhe . . . Marmor! Aber ich glaub' ihm die Ruhe nicht. Inwendig ist er schon aufgeregt. Hat auch allen Grund dazu. Allen Grund.

ETZELT. Hören Sie, Herr Berger, was sind das für geheimnisvolle Andeutungen.

BERGER leise zu Etzelt. Also ich hab' Ihnen doch erzählt, es sind jetzt Nassauer bei uns einquartiert. Sollten Sie's für möglich halten, daß die davon reden, es ist ja eigentlich unglaublich, aber wahr ist es doch, gestern abend haben sie mir's grad heraus gesagt, sie möchten lieber mit uns als unsre Verbündeten kämpfen wie auf französischer Seite. So wie ich da zu Ihnen red', ganz gemütlich, haben sie mir das mitgeteilt beim Nachtmahl. Das sind doch Anzeichen, nicht? Da müssen sie doch eine Art von Rückhalt haben. Das werden doch nicht nur die paar Nassauer sein, die grad bei mir wohnen, die so denken und sich so zu reden traun. Und wenn die Nassauer so denken . . . so werden die Sachsen und die Bayern . . .

Bernburg in ziemlich zerrissener österreichischer Uniform, den Arm in der Binde, Stock in der Hand.

BERNBURG. Wenn die Herren mir vielleicht freundlichst mit einem kleinen Darlehen behilflich sein wollten, am liebsten in Gestalt von Eßwaren.

MEDARDUS. Bernburg . . .!

BERNBURG. Medardus! Ja, so sieht man sich wieder! Ein sonderbares Schicksal, als Gefangener in der eigenen Vaterstadt spazieren zu gehn . . . wie? Na, du wirst mir wohl auch manches zu erzählen haben, Medardus — aber vorläufig hab' ich wirklich beträchtlichen Hunger. Die verdammten Kerle haben uns ja aus dem Käfig nur herausgelassen, damit sie uns nicht füttern müssen.

MEDARDUS. Du weißt, wo wir wohnen. — Geh dorthin, da findest du hoffentlich irgend was Eßbares . . . versprechen kann ich dir's nicht . . . Hier hast du für alle Fälle . . . *Gibt ihm Geld.*

BERNBURG. Ich danke dir. Begleitest du mich?

Ich fürchte nämlich, ich werde in meinem Aufzug nicht sehr willkommen sein.

MEDARDUS. Ich kann jetzt nicht mit dir gehen.

BERNBURG. Warum so barsch? Hast keine Ursach'! Du solltest doch freundlichst bedenken, daß ich ja gewissermaßen das Schicksal erlebe, das vom sogenannten Himmel dir zugedacht war ... Wenn nicht deine arme Schwester —

MEDARDUS. Nimm mir's nicht übel, Bernburg, ich kann jetzt nicht mit dir gehn. Dort drin in der Kasern' sitzt mein Oheim, der Sattlermeister Eschenbacher gefangen. *Er wendet sich ab.*

BERNBURG. Willst du vielleicht warten, bis er herauskommt? Na, es kommt drauf an, was er angestellt hat.

BERGER zu ihm. Verbotene Landkarten hat man bei ihm gefunden ... Was glauben Sie ...

BERNBURG. Warum tut er so was ... Da wird er wohl erschossen werden. *Ab.*

Magistratsbeamter kommt. Bürgerwache begleitet ihn. Leute folgen ihm, es sammeln sich später immer mehr um ihn.

BERGER. Was ist denn das?

ETZELT. Da wird zur Abwechslung wieder einmal eine Proklamation verlesen.

MAGISTRATSBEAMTER liest. Seit einiger Zeit hat ein Geist der Unruhe und der Unordnung das Volk auf Abwege geführt. Dieser aufrührerische Geist hat sich durch Zusammenrottungen aller Art geäußert, österreichische Kriegsgefangene wurden auf dem Durchmarsche gewissermaßen mit Gewalt befreit ... Kanonen, Waffen, Munition, Artillerie wurden noch immer verborgen gehalten. Beschimpfungen, Provokationen, tätliche Vergehungen, unvermeidliche Folgen treuloser Aufhetzungen oder verbrecherischer Hoffnungen, bedrohten die Ruhe der Stadt — und die Sicherheit der gutgesinnten Bürger; diese Sicherheit, die man dem besondern Schutze des Kaisers und Königs verdankt. Noch ist die Milde Seiner Majestät

nicht ermüdet, aber eine längere Straflosigkeit hätte traurige Folgen haben können. Höchstdieselbe befahlen daher, verwegenen Handlungen durch Beispiele der Strenge Einhalt zu tun! Einwohner Wiens, euer eigenes Interesse muß euch antreiben, treulose Ratschläge der Aufwiegler zurückzuweisen. Wachet selbst mit größter Aufmerksamkeit über alle Übelgesinnten, tragt das Eure zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Ruhe bei, und ihr werdet euch des Wohlwollens würdig machen, das Seine Majestät der Kaiser und der König immer geneigt ist, euch zu gewähren, und wovon er euch bei so vielen Gelegenheiten so überzeugende Beweise gegeben hat.

Die Vorlesung wurde manchmal durch Murmeln der Zuhörer begleitet. Wenn der Beamte geendet, bilden sich Gruppen, die die Proklamation besprechen.

FÖDERL. Wirklich sehr schön ... Er redt doch wie ein Vater zu seinen Kindern.

Die Leute zerstreuen sich allmählich, doch leert sich der Platz nicht ganz.

FRAU KLÄHR eilends, rasch zu Etzelt und Medardus.

ETZELT. Da ist sie! —

MEDARDUS. Mutter!

FRAU KLÄHR. Lebt er noch! — Habt ihr ihn gesehn! — gesprochen?

MEDARDUS. Wir wissen nichts, Mutter. Nichts. Man hat mich nicht zu ihm gelassen und mich nicht angehört.

ETZELT. Aber es ist sicher noch nichts geschehen.

MEDARDUS. Woher kommst du, Mutter? erzähle doch.

Etzelt, Frau Föderl und Berger um Frau Klähr, Herr Föderl auch, aber immer ängstlich, als gehörte er eigentlich nicht dazu.

FRAU KLÄHR. Ich komm' aus Schönbrunn. Der Major hat mich hinausbegleitet. Er hat mich zum General Rapp geführt, zum Adjutanten von Napoleon. Dem hab' ich die Sache vorgetragen, die ganze Wahrheit hab' ich ihm gesagt, auf jede Gefahr hin für uns alle.

ETZELT. Es war recht so.

MEDARDUS. Nun —?

FRAU KLÄHR. Es war alles vergebens. Er hat mich ruhig sprechen lassen, aber zum Kaiser hat er mich nicht geführt. Er hat nicht dürfen, oder nicht wollen. Ich weiß nicht. Aber ein Gesuch hab' ich schreiben dürfen, in seinem Kabinett, und er hat mir versprochen, es unter die Briefschaften des Kaisers zu legen. Das war alles. Dann war ich entlassen.

MEDARDUS. Und wo warst du bis jetzt, Mutter?

FRAU KLÄHR. Draußen in Schönbrunn. Im Hof. —

ETZELT und FRAU FÖDERL. Die ganze Nacht?

FRAU KLÄHR. Die ganze Nacht.

MEDARDUS. Ja, was hast du denn dort gemacht, Mutter?

FRAU KLÄHR. Ja ... was denn? Zu den erleuchteten Fenstern hab' ich hinaufgesehn — die Musik hab' ich mir angehört.

ETZELT. Musik —?

BERGER. Natürlich, es war ja italienische Oper gestern abend in Schönbrunn.

FRAU KLÄHR. Ich hab' auch die Gäste kommen gesehn und wieder wegfahren, — und wie's ganz still worden ist — nur die Wachen sind auf und ab gegangen — hab' ich mich auf eine Bank gesetzt und gewartet. Es hat sich niemand um mich gekümmert.

ETZELT. Worauf haben Sie denn gewartet, Frau Klähr?

FRAU KLÄHR. Worauf —? Auf ein Wunder wahrscheinlich! O Gott, war die Nacht lang! Aber das Wunder ist nicht gekommen! Ich hab' halt immer gehofft, der Kaiser wird sich an einem Fenster blicken lassen, und ich kann zu ihm hinaufrufen, oder er schickt herunter und läßt fragen, was ich da will ... Wie lang war die Nacht, wie lang! ... Endlich haben die Vögel im Park zu singen angefangen, Offiziere sind hereingeritten, ganz licht ist es geworden, und ich bin

noch immer dagesessen und hab' gewartet. Bis mir plötzlich eingefallen ist, daß ja jetzt der Tag schon wieder angefangen hat, der neue Tag — und während ich da sitz' — und wart' — — —

Das große Tor öffnet sich. Jakob Eschenbacher, seine Gesellen: Purkhart, Holzapfel und Kopp, eskortiert von zwölf Soldaten. Vorn der Leutnant, seitlich der Trommler.

FRAU KLÄHR schreit auf. Jakob . . .

ESCHENBACHER. Franziska . . . — ?

ETZELT. Vielleicht überführen sie ihn in ein andres Gefängnis.

FRAU KLÄHR. Herr Leutnant —

LEUTNANT. Was wollen Sie denn? Ach ja, Sie sind die Schwester. Wenn Sie noch ein paar Worte mit ihm sprechen wollen, ich habe nichts dagegen. Doch bitte ich Sie, sich zu beeilen.

FRAU KLÄHR. Herr Leutnant, es liegt ein Gesuch beim Kaiser . . .

LEUTNANT. Das ist schon erledigt — wie Sie sehn, Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. Das ist ja nicht möglich. Er ist ja unschuldig. Schuldig sind andre. Es wäre Ihres Kaisers nicht würdig . . . Ich beschwöre Sie, Herr Leutnant . . . Sie würden bereuen . . . Jeden Augenblick kann die Begnadigung da sein . . . Und dann . . .

LEUTNANT. Vorwärts. *Mit der Eskorte ein paar Schritte weiter.*

Es haben sich immer mehr Leute angesammelt.

FRAU KLÄHR ihm nach. Jakob, warum sprichst du kein Wort. Red' doch. Sieh, es sind hier so viele Menschen, Wiener Bürger — wie du — sag' es ihnen doch . . . daß du . . . daß wir — Sie werden es nicht zulassen . . . *zu dem Volk gewendet.* Er ist unschuldig — könnt ihr denn das ruhig mit ansehen! — Wiener! Menschen . . .!

BERGER. Um Gottes willen, Frau Klähr . . . was fallt Ihnen denn ein . . .

ESCHENBACHER bleibt stehn. Sei ruhig, Schwester!

Es ist nichts zu ändern. Gib dich drein. Und was die armen Teufel anbetrifft, — die zwei jungen sind ledig, nur der Purkhart ist verwitwet. Nimm dich seiner zwei Kinder an. — Leben Sie wohl, guter Etzelt. Adio, Herr Berger! Was, es gibt halt immer was zu sehn in der Zeit . . .! — *Als sähe er Medardus erst jetzt.* Grüß' Gott, Medardus! Werd ein Mann! —

FRAU KLÄHR. Bruder . . . Bruder . . .

LEUTNANT. Vorwärts — marsch!

Die Eskorte ab nach links. Einige folgen.

FRAU KLÄHR will nach.

MEDARDUS hält sie zurück.

WACHSHUBER unter den Leuten an die Mauer gedrückt. Man hört wie die Eskorte weiter marschiert, hört wie sie stehn bleibt.

ETZELT gewahrt Wachshuber, auf ihn zu, drohend. Wachshuber!

WACHSHUBER angstvoll und frech. Was ist denn? Was ist denn? Was wollen S' denn von mir? Ich hab' meinen Morgenstern pünktlich abgegeben.

Trommelwirbel. Kommandorufe, undeutlich.

ETZELT fährt zusammen.

WACHSHUBER schleicht davon.

BERGER zu Etzelt. Der Wachshuber —? Er soll uns nicht auskommen! —

Entsprechende Spannung unter den Leuten, die hier zurückgeblieben sind.

FRAU KLÄHR steht bewegungslos.

MEDARDUS. Mutter . . .

Eine Salve.

Einige von den Anwesenden zucken zusammen, einige entfernen sich, andre bewegen sich nach der Richtung, in der die Salve gefallen ist. Irgendwo hört man schluchzen.

FRAU KLÄHR. Medardus — verstehst du das . . ?!

MEDARDUS verzweifelnd. Es ist nicht der Mühe wert zu leben, Mutter.

ETZELT. Was ist denn das? Die kommen ja zurück.

Die Eskorte mit den drei Gesellen kommt zurück und marschiert ab. Andre mit.

BERGER. Herr Gott, wie die ausschaun.

FÖDERL zu seiner Frau. Also siehst, die drei hat er doch begnadigt.

BERGER. Die haben was mitgemacht! ...

FRAU FÖDERL weint. Der arme Eschenbacher!

Die Leute stehen flüsternd beisammen.

EIN JUNGER MENSCH eilt herbei. Der Kaiser reitet über die Bastei.

EIN ANDRER kommt. Der Kaiser und die Generäle kommen über die Bastei geritten.

Entsprechende Bewegung in der Volksmenge.

STIMMEN. Der Kaiser ... Der Kaiser und die Garden! Im Galopp reiten sie über die Bastei. Dort! dort! dort! ... Der Kaiser ... Der Kaiser ...!

Man sieht fern über die Bastei in einem Staubwirbel Reiter vorüberjagen. — Bewegung unter der Volksmenge, manche laufen nach rückwärts.

FRAU KLÄHR starrt auch nach der Bastei zu, mit einem Blick auf Medardus. Medardus ...

MEDARDUS. Es ist der Mühe wert zu leben, Mutter!

FRAU KLÄHR sieht ihn an.

MEDARDUS ergreift ihre Hand.

Dritte Szene

Friedhof, anderer Teil als im ersten Akt. — Nacht. — An einem offenen Grab stehen Frau Klähr, Medardus neben ihr, Etzelt, Herr Berger, Frau Berger, Frau Föderl, Herr Föderl, Schreubler, Bradl, die Gesellen Eschenbachers und verschiedene andere Leute, die im Dunkel verschwinden. Die Szene ist durch zwei Fackeln beleuchtet. Später, wenn sich die Fackelträger entfernen, ist es auch nicht ganz dunkel, da allmählich das Morgengrauen eingetreten ist.

FRAU KLÄHR wirft eine Erdscholle ins Grab.

MEDARDUS tut dasselbe.

ETZELT dasselbe.

Diese alle stumm.

SCHREUBLER eine Scholle ins Grab werfend. Fahre wohl, Jakob Eschenbacher.

EIN GESELL. Ruhe sanft, lieber, guter Meister.

BERGER. Du hast dein Vaterland geliebt, fahre wohl.

FRAU FÖDERL. Ja, das ist ein Mann gewesen! ...

Man hört einige schluchzen.

HERR FÖDERL zu seiner Frau. Jetzt gehn wir aber endlich nach Haus. Es ist doch kein so gemütlicher Aufenthalt, besonders um diese Zeit.

SCHREUBLER. Das ist auch wieder so eine überflüssige Sekatur. Wenn sie einem schon die Erlaubnis geben, vierzehn Tag' nach der Exekution, daß man ihn auf den Friedhof überführt, warum muß es denn grad um ein Uhr in der Nacht geschehn ...?

BRADL. Sie haben halt Angst gehabt, daß es am End' doch zu was kommen könnte, wenn das Begräbnis bei hellichtem Tag stattgefunden hätte. Darum darf ja auch nicht gesprochen werden am Grab.

BERGER. Ja, seit Aspern sind sie ein bissel dasig geworden, die Herrschaften.

SCHREUBLER. Ihre Wut lassen s' aus an uns ...

FÖDERL. Ja, da ist schon was dran! Bei uns logieren zwei Kürassieroffiziere vom Massena. Vor Aspern waren's vier! — Das sind soweit ganz bescheidene, liebenswürdige Herren gewesen. Jetzt kann man ihnen nichts mehr recht machen. Kaum daß sie einen noch grüßen. Ich kann doch, meiner Seel', nichts dafür, daß wir bei Aspern gesiegt haben.

FRAU FÖDERL. Dummkopf.

FÖDERL. Du, das möcht' ich mir verbitten — am Friedhof.

DIE STIMME EINES MENSCHEN der rückwärts am Grabe steht. Zu diesem Grabe werden die Wiener wallfahrten kommen.

Bewegung.

EIN ANDERER im Dunkel. Wenn das Joch von uns genommen ist, wollen wir dir eine Feier veranstalten, Jakob Eschenbacher, wie sie die Welt noch nicht gesehn hat.

VERTRAUTER tritt zu ihm hin. Ruhe! Es ist verboten, an diesem Grabe Reden zu halten. Ich ersuche die Anwesenden, sich sofort und lautlos zu entfernen.

Murren.

HERR FÖDERL zu seiner Frau. Komm doch.

VERTRAUTER. Ich ersuche nochmals, sich lautlos zu entfernen.

Die Leute beginnen allmählich sich zu entfernen.

VERTRAUTER zu Frau Klähr, die regungslos an dem Grabe steht. Sie, Frau, haben Sie nicht verstanden?

MEDARDUS. Wagen Sie es nicht, meine Mutter zu berühren.

VERTRAUTER. Das geht mich gar nichts an, ob das Ihre Frau Mutter ist. — Man entferne sich lautlos.

ETZELT zum Vertrauten. Das ist die Schwester von Jakob Eschenbacher! Lassen Sie sie doch in Frieden! Achten Sie die Heiligkeit des Ortes. Sie sehn ja, daß die Leute sich in Ruhe entfernen. Warum wollen Sie sie reizen? Das könnte Folgen haben, die Ihnen von Ihrer vorgesetzten Behörde sehr übel genommen werden könnten.

VERTRAUTER eingeschüchtert, aber frech. A was! A was!

SCHREUBLER. Ich an Ihrer Stell', ich tät' mich jetzt selber empfehlen. Ihre Pflicht haben Sie erfüllt.

VERTRAUTER. Man entferne sich lautlos! Lautlos und sofort! *Er spricht diese Worte, während er sich schon selbst entfernt.*

FÖDERL zu seiner Frau. Also mach' du, was du willst. Ich geh'. Ich bin's überhaupt satt, immerfort Obacht zu geben, daß sie dich nicht am End' noch einsperren.

Es bleiben zurück: Frau Klähr, Medardus, Etzelt, Berger, Frau Berger, Schreubler, Bradl, Frau Föderl.

BERGER. Aber wahr bleibt's doch: Daß man zu dem Grab da wallfahrten wird, später einmal.

FRAU FÖDERL. Ein Monument muß man ihm setzen! —

FRAU KLÄHR. Es liegt wohl schon zu viel Erde

auf dem Grab, sonst möchten wir ihn lachen hören. Der Jakob und ein Monument! . . . .

BERGER. Ah, sagen S' das nicht, Frau Klähr. Wenn's dann dasteht so aus Marmor und für die Ewigkeit, da freut's einen schon. Die Überlebenden mein' ich natürlich.

SCHREUBLER. Als Inschrift müßt' man setzen: Ein Opfer französischer Willkürherrschaft.

FRAU KLÄHR. Das wär' ganz schön, aber vollständig wär's nicht . . . Wenn sie vollständig wär', die Inschrift . . . da könnten sich manche Leute in Wien beleidigt fühlen.

BERGER. Ja, das ist wahr! Unser Herr Bürgermeister hätt' schon das Maul aufmachen können. Besonders nach Aspern hätt' er sich schon trauen dürfen! . . . Wenn der Herr Bürgermeister selber nach Schönbrunn gefahren wär' zum Napoleon, das hätte schon eine Wirkung gehabt.

SCHREUBLER. Was glauben S' denn? Vor vier Jahren hat er ja einen Orden gekriegt vom Kaiser Napoleon. Diesmal tragt's wohl wieder einen — das ist doch die Hauptsach'.

BRADL. Aber meine Herren, es hätte ja nichts genützt. Auch wenn er persönlich in Schönbrunn vorstellig geworden wäre.

BERGER. Das kann man nicht wissen. Besonders jetzt. Der Napoleon ist auch nimmer derselbe, der er gewesen ist. Haben S' nicht die Geschicht' mit dem Reich gehört, die neulich passiert ist?

SCHREUBLER. Die G'schicht' vom Reich wollen S' uns erzählen? Die is doch kein Geheimnis mehr.

FRAU FÖDERL. Was ist's mit dem Reich? Ist das der Seidenhändler Reich?

BERGER. Ja, der schöne Reich, wie man ihn heißt, der auch Hauptmann bei der bürgerlichen Garde ist. Sie wissen doch, Frau Klähr, daß der Napoleon in seiner Suite auch immer einige von der Bürgergarde mitreiten laßt, die er sich natürlich speziell aussucht.

FRAU KLAHR. Warum sucht er sie sich aus? Er könnte sein Haupt ruhig in den Schoß von jedem Wiener Bürger legen. Kein Haar würde ihm gekrümmt werden.

BERGER. Also vorgestern reiten sie alle auf der Chaussee von Mariahilf nach Schönbrunn, grad zurück von einer Parade.

Fernes Kanonendonnern.

BRADL. Was ist denn das?

SCHREUBLER. Das Geräusch kommt mir bekannt vor.

BERGER. Ich hab' mir aber gedacht, es wird nicht lang Ruh' bleiben.

BRADL. Vorgestern haben sie auch geschossen. Aber es hat gleich wieder aufgehört.

BERGER. Soll auch nichts Besonders gewesen sein. Die Franzosen sind nur beim Brückenbau ein bissel gestört worden.

ETZELT. Ja, das genügt unsern Ansprüchen nicht mehr. Unter einer Schlacht mit dreißigtausend Gefallenen macht uns der ganze Krieg keinen Spaß, was, Herr Berger?

BERGER. Ah, Herr Etzelt, das ist nicht schlecht. Es scheint, Sie treten die Erbschaft von unserm armen Eschenbacher an?

FRAU FÖDERL. Sie haben vom schönen Reich was erzählen wollen, Herr Berger.

BERGER. Also vorgestern reiten sie alle auf der Chaussee von Mariahilf nach Schönbrunn, der Napoleon mit seiner Suite ... und es ist ein fürchterlicher Staub, und der Kaiser winkt zu seinen Begleitern, daß sie ein Stück zurückbleiben sollen. Aber das Pferd vom Reich, es muß hartmäulig gewesen sein, das laßt sich nicht halten und schießt an den Marschällen vorbei grad auf den Kaiser zu und rennt ihn an. Und da soll der so erschrocken sein, daß er mit seinem Schimmel einfach davon gerast ist. Erschrocken! der Napoleon!

SCHREUBLER. Na ja, man kann sich denken, was

ihm in dem Moment für Gedanken durch den Kopf geschossen sein mögen.

FRAU KLÄHR. Freilich hat er nicht gleich auf den Einfall kommen können, daß das Roß klüger war als der Reiter.

FÖDERL. Um Gottes willen, Frau Klähr.

SCHREUBLER. Passen S' doch auf, Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. Ich kann's nun einmal nicht begreifen. Es gibt doch so viele, die überhaupt nichts zu verlieren haben, — denen an ihrem eignen Leben wenig liegt — oder gar nichts, — und nicht Einer, — nicht Einer, der es einsetzen möcht' für so ungeheuern Gewinn!

ETZELT. Es wäre Mord, Frau Klähr!

FRAU KLÄHR. Es wäre Gericht! —

ETZELT. Gericht? Wer dürfte sich vermessen?

FRAU KLÄHR. Das Urteil über ihn ist längst gesprochen. Wer die Sendung in sich fühlt — darf es vollführen.

Sie gehen allmählich.

Kanonendonner, der immer stärker wird.

SCHREUBLER. Diesmal scheint's aber ernst zu werden.

FRAU FÖDERL. Gott geb's! Es war doch die ganze Zeit, wie wenn ein Wetter am Himmel stünd'!

BRADL. Ja, jetzt naht vielleicht die Entscheidung!

BERGER. War vorauszusehen. In den letzten Tagen sind eine Masse neue Regimenter durch die Stadt marschiert . . . Sachsen und Bayern hauptsächlich . . . lauter Kanonenfutter! Von denen kommt keiner wieder!

BRADL. Woher wissen Sie denn das so bestimmt!

BERGER. Aber das ist ja bekannt! Die fremden Truppen, die, was keine Franzosen sind, die schickt er ja immer ins vorderste Treffen.

FRAU FÖDERL. Geschicht ihnen recht! Deutsche, die gegen Deutsche ins Feld ziehen, verdienen's nicht besser.

SCHREUBLER. Was die armen Teufel dafür können!

BERGER. Mein armes Annerl — die wird jetzt wieder zu tun kriegen. Ich werd' einmal schaun, ob s' einen nicht vielleicht auf den Stefansturm hinauflassen.

Alle ab außer Medardus.

MEDARDUS allein. Vergib mir, guter Oheim — ich habe keine Tränen für dich; so tiefen Sinnes voll scheint mir der Tod, den du sterben mußtest ... Mir ist, als hätten unbekannte Mächte mich bis heut durch einen rätselhaften Dämmergang getrieben, wo irrende Spukbilder mir immer von neuem einen letzten Sinn des Daseins vorlogen. Und jetzt, erst jetzt, da die Zeit für meine Tat reif ward ... darf ich ins Freie treten, und der ewige Himmel wölbt sich über meinem auserkorenen Haupt. Ich dank' euch, ihr unbekannten Mächte ... *Er will gehen.*

Medardus. Helene tritt ihm entgegen.

MEDARDUS. Was geistert hier um die Grabsteine —! Wie, Helene —? Du suchst mich hier ... Vergib, daß ich nicht Abschied nahm von dir. Mir war, als hätt' ich' dir's nicht erst sagen müssen: Unsere Zeit ist um ...

HELENE. Hältst du mich für eine, die ungetreuen Liebhabern auf den Friedhof nachläuft? ... Ich weiß wen du heute hier begraben hast, Medardus.

MEDARDUS. So sei für dein Mitgefühl bedankt und lebe wohl! —

HELENE. Danke mir nicht ... Nicht um dir meine Teilnahme kund zu tun, bin ich hierher gekommen. Daß sie deiner Mutter den Bruder umgebracht haben, kümmert mich so wenig ... als dich das Los eines vertriebenen Herzogs von Valois ... Ich weiß es wohl. Unsere Leiden sehen einander mit fremden Augen an. Aber unser Haß, Medardus, deiner und meiner, die sind blutsverwandt — und könnten sich verstehn, denk' ich ...

MEDARDUS. Auch meinem Haß steht Einsamkeit besser an.

HELENE. So lang er blind in ein sinnloses Dunkel starrt ... aber ich will ihn sehend machen! Nimm dieses Blatt, Medardus!

MEDARDUS. Was soll mir dieses Blatt ...

Ferner Kanonendonner.

HELENE. Es ist wie geschrieben, um im Morgengrauen dieses Tages gelesen zu werden ...

MEDARDUS liest. „Wir sollen hier in Paris den Anfang machen —? Das können wir nicht. Das würde uns verderben. Und Euch. Zuerst muß die Arbeit getan sein, auf die es vor allem ankommt, und die muß an Ort und Stelle getan werden. Gibt es keine Männer in Wien? Wenn Ihr nur zwölf entschlossene habt, so erdrosselt ihn in seinem Bett, werft ihn in einem Sack ... in die Donau ..." ... Ihn —?

HELENE. Ihn.

MEDARDUS liest weiter. ... „Dann ist alles gut; das übrige gibt sich von selbst ... Aber schiebt es nicht zu lange auf. Sonst könnt' es zu spät werden" ... Was soll mir dieser Brief? Er ist doch wohl an dich! ..

HELENE. Auch nicht an mich ... An den Marquis von Valois ...

MEDARDUS. Und in deinen Händen ... Wer bracht' ihn dir ...?

HELENE. Laffraye, des Marquis bester Freund ... Heut nacht ... In der gleichen Stunde verschwand er wieder ... Wenn ich an Wunder glaubte — so glaubt' ich, er fände sich lebendig wieder dahin zurück, woher er gekommen. Aber ich glaube nicht an Wunder.

MEDARDUS. Wer schrieb diesen Brief?

HELENE. Kennt' ich Laffraye nicht, so hielt' ich's für die frechste der Lügen; aber da Laffraye der ehrlichste Mann ist, muß es wohl wahr sein: Fouché schrieb ihn an meinen Gatten ... Fouché ... der Polizeiminister von Paris.

MEDARDUS. Für mich ist er nicht bestimmt ...

HELENE. Für einen, den zu wählen mir freistand — Und gibt es einen heut in dieser Stadt . . . der ihn mit den rechten Augen zu lesen verstünde, so bist du's — Medardus!

MEDARDUS. Er kümmert mich nicht . . . Ich versteh' ihn nicht. Es ist eines Schurken Brief — will mir scheinen. *Will gehen.*

HELENE seinen Arm ergreifend. Du hast recht, Medardus! — Wie es in diesem Brief gesagt ist . . . riecht's nach der dürren Phantasie eines Feiglings . . . Zwölf entschlossene Männer . . . Ein wahrhaft entschlossener möchte nicht mit elf andern sich in einen Ruhm teilen, den er sich allein verdienen könnte . . .

MEDARDUS. Nimm deinen Brief wieder . . . *Er will gehen, bleibt aber, von ihren Worten immer fester gebannt.*

HELENE. Was soll ich mit ihm? *Zerreißt ihn.* Keinem andern wird er jemals vor Augen kommen. Jagt er deinen Haß nicht auf, so hat er geringere Kraft, als ich ihm zutraute . . . Oder bist du wie die andern alle in dieser erniedrigten Stadt, ohne Mark und ohne Galle? Es kann nicht sein, Medardus! Ich hielt dich in meinen Armen. Und sind auch die Nächte dahingeweht, von deren Duft unsere Lippen noch feucht sind — wer du bist, hab' ich nicht vergessen. Hörst du mich, Medardus? — Gewiß, es könnte auch übel ausgehen, aber denkst du, ich ließe dich dann in Stich? Du sollst ein Zeichen bei dir tragen, das mich zugleich mit dir verriete und uns gemeinsam dem Blutgericht überlieferte. Ist dir dein Leben teurer als mir? Ich kann's nicht glauben. — Aber wenn's gelänge, Medardus, wenn's gelänge! — Ein furchtbarer Bann wäre von der Welt genommen, und dein wäre der Ruhm. Dein, Medardus, hörst du mich? *da er noch immer wie erstarrt dasteht.* Und noch eins, Medardus — — bedenke, für w e n du's vollbrächtest.

MEDARDUS. Für wen ich —?

HELENE. Am Tage drauf — bedenk' es, gehörte

den Valois die Krone von Frankreich. Und die Valois, Medardus, die Valois, die wissen gut zu lohnen, was man für sie getan.

MEDARDUS wie getroffen vor ihr zurückweichend. Zu lohnen? Und darum glaubst du —? mich zu kaufen, dachtest du —? einen Mörder aus mir zu machen im Solde der Valois? — Du aus mir? Doch warum staun' ich! — was hast du schon alles aus mir gemacht. Konnt' ich dir anders erscheinen? ... Oh, meine Tat! *Er geht verstört.*

HELENE ihm nachsehend. Sollt' ihm der Gedanke so fern gewesen sein? Oder war er ihm so nah ...?! ... Wie immer, der ist mir verloren. *Ihre Hände betrachtend, mit einem seltsam verlorenen Lächeln.* Sollt' es nun euch aufbewahrt sein, — hochmütig mörderische Finger? *Sie bleibt stehen.*

Ferner Kanonendonner.

Vorhang.

FÜNFTER AUFZUG

Erste Szene

Garten beim Herzog.

ASSALAGNY ***auf einer Bank in einem Buch lesend.***
NERINA ***kommt eben vorbei.***

ASSALAGNY. Guten Morgen, mein Kind!

NERINA. Guten Morgen!

ASSALAGNY. Wird die Frau Marquise bald sichtbar sein?

NERINA. Es wird noch eine Weile dauern. Wir sind heute nacht spät aus Schönbrunn nach Hause gekommen.

ASSALAGNY. Du hast dich wohl wieder recht gelangweilt da draußen, wie gewöhnlich, armes Kind . .

NERINA. Das hab' ich nicht, Doktor Assalagny.

ASSALAGNY. So ließest du dir wohl im Vorsaal von den wachhabenden Offizieren den Hof machen?

NERINA. Ich blieb diesmal nicht im Vorsaal, Doktor Assalagny. Ich durfte dem Konzert auf der Galerie beiwohnen. Jawohl, Herr Doktor, ich hatte meinen Platz unter lauter vornehmen Damen und Herren. Und ich habe den Kaiser gesehn.

ASSALAGNY. Wahrhaftig?

NERINA. Als ich in den Saal kam, war er noch nicht da. Es waren nämlich Gesandte bei ihm aus dem österreichischen Hauptquartier.

ASSALAGNY. Der Fürst Lichtenstein —?

NERINA. Ja, den Namen hört' ich auch nennen.

ASSALAGNY. Nun dauert's wohl nicht lange mehr und der Friede ist da.

NERINA. Davon sprachen auch alle Leute um mich herum — bis es plötzlich still wurde, — totenstill. Alle erhoben sich mit einem Male, und der Kaiser war da. Bei Gott, ich wußte nicht, wo er hereingekommen war, ob von rechts, ob von links, — auf einmal war er da, setzte sich vorne hin, ganz allein

auf einen Armsessel, unter den ein Teppich gebreitet war, und gleich verlöschten alle Lichter, nur die an den Musikpulten, die brannten weiter. Und dann kamen die Sänger und die Sängerinnen, und ein Herr spielte Klavier, aber wenn Sie mich fragen, ich weiß nicht, wie die Musikanten aussahen und ob sie ihre Sache gut gemacht haben oder schlecht. Denn ich mußte immerfort nur ihn ansehen. Ganz regungslos saß er da. Denken Sie, er applaudierte auch nicht ein einziges Mal. So tat es auch kein anderer im Saal. Und als das Konzert zu Ende war, stand er auf. Alle Lichter brannten plötzlich wieder, und nun sah ich auch sein Gesicht. Nein, was hat der Mann für Augen! So hielt ich mir immer die Hände vor die Stirn, um nur gleich meine Augen verdecken zu können, wenn er etwa einen Blick heraufwerfen sollte. Denn ich habe nie so furchtbare Augen gesehen. Und als er nachher mit einigen Damen und Herren sprach, sah ich wohl, daß sie alle vor diesen drohenden Augen zitterten und sich nur jeder in acht nahm, der andre sollte es nicht merken.

ASSALAGNY. Und sprach der Kaiser auch mit der Frau Marquise?

NERINA. Ja. Zuletzt. Aber länger, viel länger als mit den andern.

ASSALAGNY. Und die Marquise zitterte auch?

NERINA. O nein, sie nicht. Sie war ganz blaß, aber sie zitterte nicht. Und nachher blieb sie ganz regungslos stehn, wahrlich, wie verzaubert . . . als er sich von ihr abgewandt hatte und den Saal verließ. Und denken Sie, Doktor Assalagny, da merkte ich, daß in ihren Augen ganz derselbe drohende, starre Glanz war wie in denen des Kaisers. Als wenn sie Geschwister wären. Ist es nicht sonderbar?

ERSTER DIENER *kommt rasch aus dem Hause.* Die Frau Herzogin begibt sich soeben in den Garten.

ASSALAGNY *steht auf.* Wie?

DIENER. Es ist, wie ich sagte, Herr Doktor. Die

Herzogin hat ihr Zimmer verlassen und kommt in den Garten herunter.

ASSALAGNY. Was hat das zu bedeuten?

NERINA. Zum erstenmal wieder seit drei Monaten!

ZWEITER DIENER kommt rasch. Die Frau Herzogin!

ASSALAGNY. Geht! Geht! Ich werde sie hier erwarten.

Die andern bleiben stehen, bis die Herzogin kommt. Dann verbeugen sie sich tief vor ihr und gehen.

Assalagny. Herzogin.

HERZOGIN aus dem Gartensaal, in tiefer Trauer.

ASSALAGNY ihr entgegen, verbeugt sich tief.

HERZOGIN in höchster Erregung. Was ist geschehen, Doktor Assalagny? Sollen die Valois wieder einmal davongejagt werden?

ASSALAGNY. Frau Herzogin —

HERZOGIN. Eben stand der Herzog in meinem Zimmer. Eine Botschaft von größter Wichtigkeit sei zu erwarten. Ich sollte mich zur Reise bereit halten. Was ist das für eine Botschaft, die der Herzog erwartet?

ASSALAGNY. Keineswegs die Verweisung aus österreichischen Landen, wie die Frau Herzogin zu befürchten scheinen. Es könnte wohl auch eine Botschaft sein, die einem Ruf in die Heimat gleich käme.

HERZOGIN. In die Heimat? Nach Frankreich? Sind Nachrichten vom Marquis gekommen?

ASSALAGNY. Vom Herrn Marquis und seinen Freunden fehlt leider jede Kunde, seit sie Wien verlassen haben.

HERZOGIN. Ist Napoleon tot?

ASSALAGNY. Er lebt, Frau Herzogin.

HERZOGIN. Ist er besiegt?

ASSALAGNY. Er ward es, ein einziges Mal. Wenige Wochen darauf war der Sieg wieder sein; und er hat sich ihn nicht mehr entreißen lassen. Öster-

reich ist geschlagen, Frau Herzogin. Seit geraumer Zeit schon ruhen die Waffen. In den nächsten Tagen soll der Friede unterzeichnet werden.

HERZOGIN. Und trotz alledem — erwartet der Herzog eine Botschaft, die einen Ruf nach Frankreich bedeuten könnte?

ASSALAGNY. Sie wird nicht ausbleiben, Frau Herzogin, so wenig wie andere ausgeblieben sind, die den Herrn Herzog diese neueste Nachricht erwarten und vorhersehen lassen.

HERZOGIN. Andere? Welche? . . .

ASSALAGNY mit Entschluß. Frau Herzogin, ein getreuer Diener steht vor Ihnen, zugleich Ihres Danks und Ihrer Verzeihung gewärtig.

HERZOGIN. Was hab' ich zu verzeihen, was zu danken? Sie werden sich endlich erklären müssen, Assalagny!

ASSALAGNY bestimmter. Es war ärztlicher Kunst versagt, Frau Herzogin, dem wahnbefangenen Geist des Herzogs Erleuchtung, dem gebrechlichen Körper neue Lebenskraft zu bringen. Ihr blieb eine einzige Möglichkeit — doch zugleich damit eine einzige Pflicht: auf die lechzenden Lippen eines Verlorenen den milden Trank der Hoffnungen und Träume zu träufeln.

HERZOGIN. Assalagny! Träume —? . . . Hoffnungen!? . . . Lügen also! — — Ein so frevelhaft verwegenes Spiel treiben Sie mit des Herzogs von Valois erlauchtem Haupt?

ASSALAGNY ganz fest. Trieb der Himmel ein anderes, Frau Herzogin? Und er trieb das seine grausam und ohne Zweck. So muß er sich's schon gefallen lassen, daß es ihm von irdischen Händen entwunden wird.

HERZOGIN. Und Sie merken nicht, Assalagny, daß der Himmel, mächtiger als Sie, eben daran ist, Ihnen das Spiel wieder zu entreißen? — Haben Sie mich denn nicht verstanden? Der Herzog war eben

bei mir! Wie im Wahnsinn leuchten seine Augen. Die Unruhe jagt ihn durchs ganze Haus, treppauf und treppab. Auf die Dauer wird seine Ungeduld nicht zu beschwichtigen sein. Was soll weiter geschehen, Assalagny?

ASSALAGNY. Ich denke, Frau Herzogin, man wird Sorge treffen müssen, daß der Reisewagen rechtzeitig zur Stelle sei.

HERZOGIN. Wie weit denken Sie den Spott zu treiben, Assalagny? Haben Sie etwa die Absicht, den kranken, blinden Herzog im Kreise herumfahren zu lassen, tagelang, nächtelang? Und ihm am Ende vorzulügen, er halte am Eingang zu den Tuilerien?

ASSALAGNY. Sie verkennen mich, Frau Herzogin. Der Wagen soll den Herzog in der Tat nach Frankreich bringen. Freilich nicht nach Paris und vors Tor der königlichen Residenz. Aber an die schönen Ufer der Loire zu dem Schlosse der Valois ... Und ich denke, Frau Herzogin, Sie werden mit der Lösung nicht unzufrieden sein.

HERZOGIN. Was bedeutet das alles, Assalagny?

ASSALAGNY. Nichts anderes, Frau Herzogin, als daß die Frau Marquise sich gestern zu dem Hofkonzert nach Schönbrunn begeben hat mit der Absicht, beim Kaiser Napoleon für den Herzog und die Herzogin von Valois die Bewilligung zur Rückkehr nach Frankreich zu erbitten.

HERZOGIN. Assalagny, ich verstehe nicht —! beim Kaiser —? — Und es wäre möglich ...!

ASSALAGNY. Es wird möglich sein. Einer Dame, die in so hoher Gunst bei ihm steht, wie die Frau Marquise, wird der Kaiser der Franzosen eine solche Kleinigkeit nicht verweigern.

HERZOGIN *verstehend*. Assalagny! Ich bin eine Frau! Und der Herzog ist blind und krank — und der Marquis ist weit!

ASSALAGNY. Auch der Marquis wird sich in Umstände zu fügen verstehen, die ihm, wie wir hoffen wollen, das Leben gerettet haben.

HERZOGIN aufs Tiefste erschüttert. So also endet der hohe Traum des Herzogs von Valois.

ASSALAGNY etwas erstaunt. Noch liegt die Zeit nicht weit zurück, Frau Herzogin, da Sie selbst den Herzog anflehten, einen Traum aufzugeben, der die Bürde, die Gefahr und die Heimatlosigkeit Ihres Daseins bedeutete.

HERZOGIN. Und doch war er unsres Geschlechtes letzter und edelster Besitz! Nun freilich ist er nichts andres mehr als ein Spielball in den Händen von Dienern und Dirnen —

Helene tritt auf.

HELENE. Meine Mutter! — *Sie eilt auf sie zu.*

HERZOGIN spricht weiter zu Assalagny und Helene. So führt denn zu Ende, was ihr begonnen! Begleitet den Herzog nach Frankreich . . . mietet Pöbelhaufen, dem Narrenkönig zuzujubeln auf seinem Weg . . . und setzt am Ende eine Messingkrone auf sein unglückseliges, geschmähtes Haupt! Ich werde von all dem nichts mehr hören und nichts sehen . . . Ich bleibe hier, in meines toten Sohnes Nachbarschaft. Tiefer begraben als er sind die andern alle, die einstmals mein gewesen sind. Meines Gatten Grab ist der Hohn und — meiner Tochter Grab die Schande. Haben Sie Dank, Assalagny — ich bin nun satt von Neuigkeiten für den Rest meiner Tage. — *Sie geht.*

HELENE. Mutter! — —

Assalagny. Helene.

HELENE auf Assalagny zu. Was haben Sie meiner Mutter erzählt?

ASSALAGNY. Es ließ sich nicht aufschieben. Der Herr Herzog glaubt die Stunde nah, in der man ihn nach Frankreich zurückberufen würde . . . Und er drang in die Herzogin, sich zur Reise zu rüsten . . . Ich war genötigt, Aufklärungen zu geben . . .

HELENE. Und mich als Ihre Verbündete zu nennen?

ASSALAGNY. Ich hatte allen Anlaß — Sie dafür

zu halten, Frau Marquise ... Wollen Sie mich im letzten Augenblick im Stiche lassen — ? — *Mit steigender Unruhe.* Gestern abend noch, Frau Marquise, waren Sie entschlossen, beim Kaiser die Genehmigung zur Rückkehr Ihres Vaters nach Frankreich zu erbitten. Ist es nicht so? Sie haben ihn gebeten, gewiß! Warum sollten Sie nicht? Ich weiß es ja, Sie sprachen mit dem Kaiser ...

HELENE. Ich bat ihn nicht. Ich sprach ihn nicht. Er sprach allein. Und was er sprach, war gemacht, mir alle Worte in der Kehle zu ersticken.

ASSALAGNY. Sie hatten keine Möglichkeit, Frau Marquise, Ihre Bitte vorzubringen?

HELENE. Nein. *Mit Hohn.* Ich hatte keine Möglichkeit ... Napoleon hätte meine Bitte erkannt als das, was sie wirklich zu bedeuten hatte.

ASSALAGNY. Was sie zu bedeuten hatte?

HELENE. Als einen Versuch, den Herzog von Valois auf dem geradesten Weg nach Frankreich — in die Arme seiner Getreuen zu führen.

ASSALAGNY. Eines solchen Versuchs, Frau Marquise, hätte der Kaiser Sie verdächtig halten sollen? Auch wenn Sie selbst, Frau Marquise, noch mit solchen Gedanken spielten — was ich kaum glauben kann — der Kaiser weiß, daß es keine Getreuen des Herzogs von Valois mehr gibt. Keine zumindest, auf die der Herzog zählen dürfte.

HELENE. Sie irren, Assalagny, es gibt solche Getreue, und der Kaiser weiß es. Begreifen Sie denn wirklich nicht, Kurzsichtiger, warum ich Sie in Ihrem armseligen Lügenwerk gewähren ließ? Muß ich Ihnen wirklich erst sagen, was all die Tage her meine Hoffnung war?

ASSALAGNY. Was konnten Sie noch hoffen, Frau Marquise?

HELENE. Daß nach all den Neuigkeiten, die Sie erfanden, endlich eine wahre Nachricht den Weg zu uns fände, geschaffen, alle Ihre erlogenen zu recht-

fertigen, ja gegen Ihren Willen wahr zu machen. Darum ließ ich Sie gewähren — Assalagny. Und wie nah, wie nah — —

Sieben kurze Schläge an die Gartentüre, die ersten drei schon während der letzten Worte der Helene

ASSALAGNY *befremdeter von Schlag zu Schlag.* Was — bedeutet das? — Sieben Schläge an die Türe —? Das ist ja ... das ist ja das verabredete Zeichen für den Fall, daß Nachricht vom Marquis käme —?!

HELENE. Ja, es ist das verabredete Zeichen. Einmal schon ertönte es, ohne daß Sie's hörten. Auch Laffraye war einmal hier.

ASSALAGNY. Frau Marquise, ich habe keinen Anteil an dieser Sache! — Beliebt es Ihnen, um Ihren Kopf zu spielen, so mögen Sie's tun. Hier gehen Dinge vor, denen ich gänzlich fremd bin.

HELENE. Es gab nie andre in diesem Hause, armseliger Mensch! *Schon an der Türe.* Gehn Sie nur. Man weiß in Paris so gut wie in Schönbrunn, daß Ihres Witzes Mutter die Vorsicht ist. *Sie hat geöffnet.* Darum ist er auch als Krüppel geboren —!

HELENE. Seien Sie willkommen, Desolteux.

Assalagny in höchster Betroffenheit, begrüßt Desolteux durch eine verlegene Handbewegung und entfernt sich.

DESOLTEUX *beugt die Knie vor Helene.*

HELENE *reicht ihm die Hand.*

DESOLTEUX *küßt sie in starker Bewegung.* Frau Marquise ...

HELENE. Lassen Sie sich's nicht kümmern, Desolteux, daß sich Assalagny so rasch entfernte. Er fürchtet für sein Leben.

DESOLTEUX. Das wundert mich wenig. Aber Sie, Frau Marquise, find' ich so gefaßt, als wäre mein Erscheinen hier die natürlichste Sache von der Welt.

HELENE. Verlangen Sie nicht, mich überrascht zu sehen, Desolteux! Ich habe Sie erwartet. Heute .. In dieser Stunde. Gestern abend in Schönbrunn nach dem Hofkonzert hat mir jemand Ihr Erscheinen in

bestimmte Aussicht gestellt, dem ich wohl glauben mußte. Es war Napoleon Bonaparte, der Kaiser der Franzosen.

DESOLTEUX aufs höchste betroffen. Er weiß?!... Und ich bin da!... Er weiß — und ich lebe?!...

HELENE. Ermessen Sie daraus den Grad seiner Verachtung, — nicht für Sie, Desolteux, aber für die, die Sie hergesandt haben.

DESOLTEUX wieder gefaßt. Und doch — er weiß nicht alles, sonst ständ' ich nicht vor Ihnen, Frau Marquise!

HELENE. Sie werden müde sein von der Reise, Desolteux. Setzen Sie sich hierher und ruhen Sie sich aus.

DESOLTEUX läßt sich auf einen Sessel sinken.

HELENE setzt sich auch. Sie müssen mir nichts erzählen. Ich bin von allem unterrichtet. — Mir sind die Abmachungen zwischen dem Marquis und dem Kommandanten der Festung Pontoise so gut bekannt wie die Versprechungen, die Ihr von den Präfekten zu Montarès und zu Evreuil erhalten habt. Ich kann Ihnen auch die Namen der Sechzehn nennen, die am Abend des vierten August in den sogenannten chinesischen Bädern zusammengekommen sind, um dem Marquis von Valois Treue zu schwören. Oder wollen Sie lieber ein paar Proben aus dem Gespräche vernehmen, das Sie selbst, Desolteux, in einem Wirtshaus zu Verneuil, mit zwei Deserteuren der spanischen Armee geführt haben?

DESOLTEUX. Es scheint wirklich, ich kann mir meinen Bericht ersparen. Es stimmt alles. Ja, ich darf sogar annehmen, daß Ihnen, Frau Marquise, um einiges mehr bekannt ist als mir selbst... Wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte...

HELENE. Sie wollen näheres über das Schicksal Laffrayes erfahren... Die Nacht, in der er mir einen gewissen Brief überbrachte, war seine letzte.

DESOLTEUX atmet tief auf. Dann: Seine Majestät hat

zweifellos auch geruht, der Frau Marquise mitzuteilen, wie es nach meiner Abreise dem Herrn Marquis und seinen Freunden ergangen ist —?

HELENE. Sie, Desolteux, sind der einzige von allen, der in diesem Augenblick noch frei ist.

DESOLTEUX. So ist es nicht schwer zu erraten, was mir bevorsteht, wenn ich aus dieser Türe auf die Straße trete. Es ist schließlich das Ende, auf das man durch siebzehn Jahre gefaßt sein mußte.

HELENE steht bewegungslos.

DESOLTEUX. Darf ich noch einmal die Hände meines Herzogs küssen, eh' ich von hier fortgehe?

HELENE. Das dürfen Sie nicht, Desolteux.

DESOLTEUX. Nicht einmal das ...

HELENE. Nein, Desolteux! Und Sie werden es verstehn. Seit Sie fort sind, gelangen an den Herzog nur erfundene Nachrichten, die ihn über den wahren Stand der Dinge in vollkommener Täuschung erhalten. Ein Spiel Assalagnys, ersonnen, um den letzten Tagen eines Verlorenen den trügerischen Abendschein der Erfüllung zu verleihn. In der Meinung meines Vaters ist Napoleons Armee auf der Flucht und steht unsre Sache so günstig, daß er eben daran ist, sich für die Reise nach Frankreich zu rüsten, wo er unsre Partei ins Riesige gewachsen und am Vorabend des Triumphes wähnt. Sie dürfen den Herzog nicht sehen, Desolteux; — denn es wäre jammervoll, Ihre letzte Begegnung mit ihm zu einem Betruge anszunützen; — und die Wahrheit soll ihm verborgen bleiben bis zum Ende ...

DESOLTEUX. Wohl ihm, wenn's gelingt! — Leben Sie wohl, Frau Marquise.

HELENE ruhig, ihn groß ansehend. Sie sind auf falscher Fährte, Desolteux! Der Kaiser sprach heute nacht zum erstenmal von diesen Dingen zu mir. Und seit langer Zeit war es die erste Kunde wieder, die von unsern Angelegenheiten zu mir gelangte. Daß der Kaiser es war, von dem ich sie vernehmen mußte, ist meine Schuld so wenig als die Ihre, Desolteux. Ich

bin dieselbe, die ich gewesen bin, — gerade so wie Sie! Ganz dieselbe, Desolteux. Wir haben eben verspielt und müssen uns drein fügen ... Es ist zu Ende; — für uns alle.

DESOLTEUX. Für uns alle —? Immerhin, Frau Marquise, es gibt Unterschiede!

HELENE einfach. Desolteux! ich bin nicht die Geliebte Napoleons.

DESOLTEUX. Sie sagen es, Frau Marquise, und ich glaube es Ihnen. Aber so wahr er Napoleon ist und Sie die Marquise von Valois, so sicher ist es vom Himmel oder von der Hölle gewollt, daß Sie ihn anbeten.

HELENE. Und wenn Sie recht hätten, — Desolteux — verstehn Sie nicht, — daß mein Haß darum nur um so tiefer glühen müßte?

DESOLTEUX. Eine nutzlose Glut, Frau Marquise, in jedem Fall. Napoleon wäre klüger als jener Feldherr, der die Unvorsichtigkeit beging, — in — einer Judith Armen einzuschlafen. — Leben Sie wohl, Frau Marquise.

HELENE. Und so scheidet der Treueste von allen ...?

DESOLTEUX. Sie vergessen einen, Frau Marquise, dessen Treue höher anzuschlagen ist als die meine. Denn er war treu, ohne Glauben an die Sache. Dem Herrn Marquis wird der Tod bitterer sein als mir.

HELENE. Ob der Marquis und die andern begnadigt werden, weiß ich nicht, aber Sie, Desolteux, werden nicht den Tod erleiden. Ich habe des Kaisers Wort.

DESOLTEUX. Dem glauben Sie ...?

HELENE. Die andern verachtet er, Sie nicht. Selbst der Klang seiner Stimme war anders, da er Ihren Namen aussprach.

DESOLTEUX. Das denk' ich mir. Denn, wenn er es Ihnen auch verschwieg, — ich kann nicht glauben, daß er gerade dies eine nicht wissen sollte —: w a r u m

ich — und warum gerade **ich** nach Wien gesandt bin . . .

HELENE. Desolteux! Darum! Ist es möglich?!

DESOLTEUX. Man war ungeduldiger in Paris als hier, Frau Marquise!

HELENE nach kurzem Besinnen. So ist es gerade **darum**, daß er Sie verschont!

DESOLTEUX. Er war gnädig genug. Er gab mir Gelegenheit, Frau Marquise, von Ihnen den letzten Abschied zu nehmen!

HELENE. Den letzten — vielleicht —. Doch nicht auf lange Zeit, Desolteux!

DESOLTEUX. Frau Marquise —!

HELENE. Ich bin, die ich war, Desolteux. Alles ist zu Ende. Hier meine Hand! Auch für mich —!

HERZOG kommt. Desolteux! . . . Man verheimliche es mir nicht länger! Ich weiß ja, daß er gekommen ist!

DESOLTEUX. Mein Herzog . . . *Vor ihm auf die Knie.*

HERZOG. Desolteux! Ich habe es gewußt, daß Sie mich nicht lange würden warten lassen.

HELENE. Vater . . .

HERZOG. Man rufe die Herzogin. Sie lasse ab zu trauern. Fühlt sie's nicht endlich —?! Das Schicksal Frankreichs hat es verlangt, daß unser Sohn sterben mußte. Lebte er, so wären wir heute nicht, wo wir sind . . . Helene! . . . Geliebte, treue Tochter der Valois. Ich küsse deine Stirne, Mutter der künftigen Könige von Frankreich.

ASSALAGNY eilt herbei. Heiliger Himmel, sein Wahnsinn eilt meiner Lüge weit voraus.

HERZOG. Ich bin bereit, Desolteux. Noch vor Abend wollen wir uns auf den Weg nach Frankreich machen.

ASSALAGNY. Herr Herzog! Es wird nicht möglich sein, in so kurzer Zeit zur Abreise zu rüsten. Auch sind die Wege noch nicht sicher genug, es wimmelt von Nachzüglern und Marodeuren der versprengten Napoleonischen Armee . . .

HERZOG. Wer Furcht hat, bleibe hier zurück. Den, der zum Herrn von Frankreich bestimmt ist, wird Gott beschützen. Heute abend, eh' die Sonne untergeht, soll alles bereit sein. Und wenn niemand mich begleitet, so geh' ich allein, — auf diesen Stab gestützt, und ich weiß es, mitten durch die ewige Nacht find' ich mir die Straße nach meinem Vaterland.

DESOLTEUX vor ihm auf den Knien. Herr Herzog! .. *Er eilt davon.*

HERZOG. Ich weiß, daß meine Tage gezählt sind — und nicht in der Fremde will ich als Erkorner meines Volkes sterben. Noch einmal soll die Luft meines Frankreich, das sich auf seinen wahren Herrn besann, mir um die Schläfen wehen, eh' ich zu meinen Vätern gehe. *Er wendet sich, um zu gehen, von Assalagny geleitet.*

Da fällt ein Schuß.
Alle bleiben einen Augenblick wie erstarrt stehen.

EIN DIENER zur Gartentür, öffnet sie rasch, ruft herein. Es liegt ein Toter vor der Tür ...

HELENE ohne hinzusehn. Desolteux! — Die Waffe in der Hand?

DIENER. Nein, Frau Marquis ... Auch keine auf dem Boden ... Er ist erschossen ...

HELENE die Hand wie drohend. Oh! ...

HERZOG als erwachte er. Was ist geschehen ...?

HELENE. Ich habe mit dem Herzog zu sprechen. — Man lasse mich mit ihm allein ...

ASSALAGNY. Frau Marquise! um Himmels willen! was haben Sie vor?!

HELENE. Den letzten Herzog von Valois nicht als Betrogenen zur Grube fahren zu lassen! — Mein Vater! *Zu ihm hin.*

HERZOG in Seelenangst und fast verstehend. Helene!

Zweite Szene

Schloßhof von Schönbrunn.

Im Hintergrund die Front des Schlosses. Längs des ersten Stockwerkes

läuft die Terrasse, zu der vom Hof aus jederseits eine Freitreppe hinaufführt. — Durch den mittleren der fünf Torgänge ist der Blick in den Park frei. In der Mitte der Terrasse eine geschlossene Türe, an der zwei französische Gardisten Wache halten. Der Aufgang zur Freitreppe ist von Gardisten bewacht, die mäßige und nicht immer ernst gemeinte Mühe aufwenden, die Menge von den Treppen zurückzuhalten. Im Hofe französische Gardisten in zwangloser Haltung; manche gelegentlich im Gespräch mit Wiener Bürgern, Frauen und Mädchen. Auch Kinder sind zu sehen. Ununterbrochene Bewegung. Da und dort Gruppen in lebhafter Unterhaltung. Grüße, Begegnungen. Auch französische Offiziere und Soldaten anderer Truppengattungen bewegen sich im Hofe. Sowohl rechts wie links ist es eben einigen Personen gelungen, ein paar Stufen der Freitreppe zu ersteigen. Sie werden zurückgewiesen.

ERSTER GARDIST rechts unten, zu einem jungen Mädchen, sehr höflich. Es ist nicht erlaubt, auf der Treppe zu stehen, Mademoiselle.

JUNGES MÄDCHEN. Aber bitt' schön, da genier' ich ja keinen. *Sie bleibt stehn. Der Gardist galant, beginnt sich mit ihr zu unterhalten.*

ZWEITER GARDIST links zu zwei Burschen, die eben daran sind, die Treppe zu betreten. Herunter. Sofort die Treppe räumen!

Die Treppe wird geräumt, doch kommt immer wieder neuer Nachschub aus der Menge, so daß sich das Spiel noch einige Male wiederholt.

SCHREUBLER zu einer Gruppe von rechts tretend. Ist's wahr? Abgesandte aus dem österreichischen Hauptquartier sind oben beim Kaiser Napoleon?

BERGER. Ja, wieder einmal. Der Fürst Lichtenstein und der Graf Bubna und der General Meyer. Seit neun Uhr früh sind s' oben, und jetzt ist bald zwölf.

SCHREUBLER. Ja, der Lichtenstein, der ist schon der richtige!

BRADL. Kennen Sie denn den Fürsten Lichtenstein?

SCHREUBLER. Was brauch' ich ihn denn zu kennen? Das ist doch schon so bei uns: Wenn man bei uns wen zu was aussucht, ist es immer der G'fehlte.

BRADL. Der Lichtenstein soll aber sehr für den Frieden sein.

FÖDERL. Gott gebe, daß sie endlich zu einem Resultat kommen.

SCHREUBLER. Wird ein schönes Resultat sein.

BRADL. Wenn nur endlich einmal Friede wird, das ist die Hauptsache. Daß wir von draußen nichts zu hoffen haben, das müssen die da oben doch endlich einmal einsehen ...

EIN ALTER BÜRGER. Mir is gleich. Zwei Söhne hab' ich g'habt, der eine is in Regensburg gefallen, den zweiten haben s' in Aspern zum Krüppel g'schossen. Mir is gleich.

BERGER. Wenn er nur nicht so schreckliche Bedingungen stellen möcht', der Napoleon! Das halbe Galizien sollen wir hergeben. Und Salzburg und Berchtesgaden ...

FÖDERL. Na und wenn schon — zu was brauchen denn Sie Berchtesgaden, Herr Berger?

BRADL. Und die Kontribution, die Kontribution! Was da wieder für Steuern kommen werden. Wo wir's nur hernehmen sollen?

BERGER. Und jetzt soll er sich gar noch drauf kaprizieren, daß die Festungswerke gesprengt werden.

SCHREUBLER. Wär' nicht schad' drum. Was sie uns schon genützt haben!

FRAU FÖDERL. Die Festungswerke sprengen?! Nein, das darf nicht sein.

SCHREUBLER. Also die Frau Gemahlin ist dagegen ... Da wird sich schon nix machen lassen.

Das Gespräch geht fort.

Von links der elegante Herr und die elegante Frau in Begleitung eines französischen Rittmeisters.

DIE DAME. Um wieviel Uhr soll der Kaiser Napoleon herunterkommen, Herr Rittmeister?

RITTMEISTER. Für zwei Uhr ist die Revue angesagt.

DIE DAME. So viele Leute sind da! ... Man wird nichts sehen! —

RITTMEISTER. Halten Sie sich nur in meiner

Nähe, Madame, ich verspreche Ihnen, daß Sie Seine Majestät ganz gut sehen werden. Und vorher ist noch die Auffahrt der Gäste, die zur Revue geladen sind, das wird Madame gewiß sehr interessieren. Vielleicht erlaubt der Herr Gemahl, daß ich Madame den Arm reiche.

DIE DAME. Er erlaubt's schon. *Sie gibt ihm den Arm.*

DER HERR. O bitte, o bitte, o bitte . . .

Rittmeister führt die Dame näher zur Treppe, der Gatte folgt grimmig und verstört.

EIN BETTLER zu der Gruppe rechts. Bitt' schön, ein Almosen. Ich bin von Aspern. Mein Haus und Hof ist abgebrannt. Fünf Kinder hab' ich zu Haus, die schlafen in einer Schupfen.

Er wird beschenkt.

BRADL. Das ist schon nicht mehr zum aushalten, mit der Bettelei . . . Es ist ja schon ein wahrer Geschäftszweig . . . Die Hälfte sind Schwindler.

BERGER. Ah, sagen S' das nicht, in Aspern da sieht's gar traurig aus . . . Ich bin gestern in der Gegend gewesen.

STIMMEN. Ah . . . In Aspern waren S'? — Ich war auch neulich dort. — So? — Sie auch?

BERGER. Von den meisten Häusern stehn nur die nackten Mauern, keine Fensterscheiben is ganz — und wie die Felder ausschaun —! das ist ein Jammer, da wachst in Jahren kein Halm mehr . . .

EINER. Und haben S' die Hügeln gesehn?

BERGER. Na freilich — wenn S' einen nicht ausreden lassen — ob ich sie g'sehen hab, die Hügerln, wo unsre braven Soldaten drunter liegen . . .

SCHREUBLER. Und die andern auch . . .

BRADL. Sind auch brav gewesen: die andern.

SCHREUBLER. Und wären manche lieber bei uns g'standen . . .

BRADL. Das war ja das allertraurigste an dem Krieg!

FRAU FÖDERL. Ich begreif' gar nicht, daß Sie

sich so was Trauriges noch extra anschaun gehn, Herr Berger. Daß Sie zu solchen Landpartien überhaupt aufgelegt sind! Wo doch Ihr armes Töchterl erst vor vierzehn Tagen gestorben ist.

BERGER. Grad darum, grad darum. Ich versicher' Ihnen, Frau Föderl, das is eher ein Trost. Schaun S', ich denk' mir halt immer, mein armes Annerl, das ist auch ein Opfer von dem unglückseligen Krieg. Es dient jeder dem Vaterland wie er kann. Ich bin halt mit meiner Flinten auf der Bastei gewesen. Bitte meine Herrschaften, ich kann nichts dafür, daß kapituliert worden ist, eh' ich geschossen hab'. —

FRAU FÖDERL. Mir tut Ihre arme Frau so leid.

BERGER. Ja, die trifft's auch noch ärger wie mich. Sie kommt seither überhaupt nimmer aus dem Haus — nur, wenn's in die Kirchen geht. Und ich sag' halt: wenn man schon weiterlebt nach so einem Malheur, da gibt's nur eins: Schaun, daß man auf andre Gedanken kommt. Gestern bin ich sogar im Theater gewesen . . . eine Komödie von Zschokke haben s' gegeben — nicht viel dran — aber haben S' denn von der großen Demonstration nichts gehört?

FÖDERL. Was denn für eine Demonstration?

BERGER. Also, das wissen Sie nicht? Eine große Demonstration für den Krieg.

STIMMEN. Ah . . . für den Krieg? . . . Was hat's denn gegeben? . . . Was haben s' denn aufgeführt? Das fehlt uns noch —! — für'n Krieg? — Frieden wollen wir! . . . Was denn für eine Demonstration?

BERGER. Also da sagt ein junger Mensch, der Ackermann hat ihn gegeben, sagt er im zweiten Akt — wie sagt er denn nur g'schwind —? „Noch ist nicht alles verloren," — es hat sich natürlich auf was ganz andres bezogen, — was nämlich im Stück vorgekommen is. „Noch ist nicht alles verloren," sagt er, „jeder gute Bürger gibt den letzten Blutstropfen her für seinen Fürsten." Na und wie er das sagt, da geht's los. Ein Applaus im ganzen Theater, daß die Schauspieler ein

paar Minuten gar nicht haben weiterreden können. Es war großartig. Zum Weinen. Ein paar französische Offiziere waren im Theater drin, die haben sich nur so ang'schaut gegenseitig.

SCHREUBLER. Das glaub' ich! Die müssen uns ja für verrückt halten!

BERGER. Wieso denn?

SCHREUBLER. Daß es noch Leute gibt, die weiter Krieg führen wollen!

BERGER. Wer denn? Ich bitte Sie!

SCHREUBLER. Na, Sie zum Beispiel! Oder haben Sie vielleicht nicht applaudiert?

BERGER. Na ja . . . Und Sie hätten's auch getan . . Aber natürlich! . . . Ich bitt' Sie, im Theater!

Er entfernt sich von der Gruppe.

BRADL. Sehn Sie, das ist das Unglück! Durch solche Vorfälle werden die Herrschaften oben über die wahre Stimmung der Wiener Bevölkerung getäuscht!

SCHREUBLER. Wenn nicht gar diese sogenannte Demonstration künstlich arrangiert worden ist von gewissen Leuten, die Grund haben, die Fortdauer des Kriegs zu wünschen.

STIMMEN. Wen meinen Sie denn . . .? Sie glauben . . . Der Lichtenstein? — O nein. — Wer denn?

SCHREUBLER. Da müssen Sie sehr hoch suchen, meine Herrschaften, aber schon sehr . . .

Gespräch geht weiter.
Berger ist dem Etzelt begegnet.

BERGER. Grüß' Gott, Etzelt! Machen sich auch einmal einen freien Tag?

ETZELT. Ja, die Neugier treibt mich heraus. Ich bin nämlich der berühmte eine Wiener, der den Napoleon noch nicht gesehn hat. Und nach allem, was man hört, ist es ja die höchste Zeit —!

BERGER. Ich sag's halt immer — man soll nichts aufschieben. — Übrigens, wie geht's denn dem Medardus? —

ETZELT. Was soll denn mit dem Medardus sein?

BERGER. Na hören Sie, Etzelt! So was laßt sich schließlich nicht geheim halten. Er ist doch total überg'schnappt seit dem Unglück mit dem Eschenbacher.

ETZELT. Das ist mir wirklich das allerneuste! Es hat ihn natürlich furchtbar erschüttert, das ist am End' kein Wunder —

BERGER. Aber erzählen S' mir nichts, Etzelt. Ich bin ihm ja erst vor ein paar Tagen begegnet und weiß, was ich weiß!

ETZELT. Na was wissen Sie denn, Herr Berger!

BERGER. Wie er nur ausschaut! Wenn man sich erinnert, was er früher auf sich gehalten hat! Und jetzt —! Wie ich ihn angesprochen hab', hat er mich zuerst angestarrt, als möcht' er mich überhaupt nicht kennen, und ist weitergegangen. Es war am Tag nachdem wir das arme Annerl begraben haben . . . Und beim Begräbnis ist er gar nicht gewesen! Na und er hat doch gewußt, wie sie an ihm gehangen ist! Unter uns — was war denn die ganze Geschicht' mit der Krankenwärterei . . . ? Unglückliche Liebe, Etzelt . . .

URALTER HERR *kommt allein, sehr aufgeräumt, seinen Stock schlenkernd.* Habe die Ehre, meine Herren, schöner Tag heute, wenn wir nicht ein Gewitter kriegen. Wolken, Wolken!

SCHREUBLER. Den sollt' ich ja kennen. Ja freilich . . . *Zum uralten Herrn.* Na, wie geht's denn, Herr Großvater. Warum denn so allein? Wie wir uns zuletzt g'sehn haben, da sind Sie mit einem kleinen Mäderl herumgegangen. Am Friedhof einmal! *Zu den Anderen.* Wie die Agathe Klähr und ihr Geliebter ist begraben worden, der Franzos'.

URALTER HERR *lustig.* Ja, das kleine Mäderl, das liegt jetzt auch schon draußen auf dem Friedhof. Geboren am 12. April 1799, gestorben am 13. Mai 1809 fürs Vaterland! Auf der Bastei ist sie erschossen worden!

STIMMEN. Ah richtig! . . . Der da —? Ja! Kennen S' ihn denn nicht?

URALTER HERR. War ein liebes braves Mäderl. Jetzt geh' ich halt allein spazieren. Hab' die Ehre, meine Herrn. *Will weiter.*

SCHREUBLER. Ah, da können S' nicht hinein, der Park ist abg'sperrt.

URALTER HERR. So, warum ist er denn abg'sperrt?

SCHREUBLER. Na, wissen S' denn nicht, daß der Napoleon da oben wohnt?

URALTER HERR. Wer wohnt da droben? Der Napoleon? ... Aha, weiß schon, weiß schon. *Er geht schlenkernd und pfeifend weiter.*

Vorn links begegnen sich Medardus und Elisabeth. — Medardus sieht blaß, aber keineswegs so verstört und vernachlässigt aus, wie nach Bergers Bemerkungen zu vermuten war.

Elisabeth. Medardus.

ELISABETH. Medardus —! —

MEDARDUS fährt leicht zusammen. Was ist ...

ELISABETH sehr hübsch gekleidet, in der Haartracht etwas verändert. Kennst du mich nicht?

MEDARDUS. Elisabeth ...

ELISABETH nickt. Lang haben wir uns nicht gesehn. Siehst blaß aus, Medardus. Ich weiß ja, hast viel mitgemacht. Das arme Annerl. Ja, was so alles in einem kurzen Jahr geschehen kann.

MEDARDUS. Ein Jahr! —

ELISABETH. Ich hätt' dir auch manches zu erzählen, Medardus.

MEDARDUS. Später einmal. *Will gehn.*

ELISABETH. Später? ... Wird nicht viel Zeit dazu sein. Wenn die Franzosen abmarschieren, geh' ich auch fort von Wien. Der Meinige nimmt mich mit nach Paris.

MEDARDUS. So? — Ah! — Hab' ich dich im Sommer nicht einmal am Graben gesehn mit ihm? Ein Kürassier ist er gewesen!

ELISABETH. Du erinnerst dich noch an den ...? Ich weiß gar nimmer, wie er ausg'schaut hat. Der ist

tot. Bei Wagram ist er gefallen. Ich hab' überhaupt viel Unglück gehabt. Glück und Unglück. Das wechselt halt. Wenn du willst, so erzähl' ich dir heut abend alles. Heut abend hat nämlich mein Jetziger Dienst im Schloß. Er ist bei der Garde. Ich wohn' ganz nah in der Meidlinger Hauptstraße. Neben dem Türkenwirtshaus. Es wär' schön, wenn ich dich noch einmal sehn könnt', eh' ich für immer von hier fortgeh'. Zurück komm' ich nimmer.

MEDARDUS antwortet nicht.

ETZELT gewahrt ihn. Medardus . . .

ELISABETH. Also du kommst nicht *seufzt.* Na, grüß' dich Gott, Medardus.

MEDARDUS. Leb' wohl, Elisabeth!

ELISABETH ab.

ETZELT. Medardus, was machst du da?

MEDARDUS ruhig. Du siehst ja wohl — ich unterhielt mich eben mit einer alten Bekannten.

ETZELT. Wie kommst du hierher?

MEDARDUS. Komische Frage! Wie die andern alle. Ich ließ mich treiben. Ist nicht die halbe Stadt hier heraußen?

ETZELT. Ja, es ist wirklich ein arges Gedräng. Ich will dir einen Vorschlag machen, Medardus. Es ist ein so wundervoller Herbsttag; — wie wär's, wenn wir zusammen weiter hinauswanderten, fort von der Menschenmenge hier. Irgendwohin ins Freie.

MEDARDUS. Wenn ich deinen Blick richtig verstehe, muß ich ja recht bedenklich aussehn. Aber — was glaubst du, Etzelt, wenn ich mich wirklich — mit so gefährlichen Gedanken trüge, wie du zu vermuten scheinst — ob ich es nicht schlauer anzustellen wüßte?

ETZELT. Um so weniger Anlaß, meinem Wunsch nicht nachzugeben; komm, Medardus!

MEDARDUS. Wenn es mir nun Spaß machte, das Treiben hier anzusehn? Man wird dergleichen nicht oft mehr bewundern können. Der Friede scheint ja nahe zu sein. Ich möchte lieber bleiben.

ETZELT. Ich rühre mich nicht von deiner Seite, Medardus.

MEDARDUS immer ruhig. Und wenn ich wirklich wollte, was du zu fürchten scheinst, guter Etzelt, meinst du, irgendein Mensch könnte mich daran hindern? — Aber ich will nichts. Ich will schon lange nichts mehr. Hier meine Hand. Bist du nun zufrieden?

ETZELT. Ist das die Wahrheit — so komm mit mir heim, zu deiner Mutter, eine schwere Sorge von ihr zu nehmen!

MEDARDUS. Meiner Mutter? Lehr' du mich meine Mutter kennen. Daß sie vergeblich erhofft hat, was sie heute — zu fürchten glaubt, wird der tiefste Schmerz ihres Lebens bleiben.

ETZELT. Du irrst. Ich weiß es aus ihrem eignen Munde, Medardus, daß manche Worte, die ihr in bitteren Stunden entfahren sind, sie heute reuen. Und am meisten reut sie, daß sie sie vor dir gesprochen.

MEDARDUS. Der nicht wert war, sie zu hören. Das ist es, Etzelt! Oh, lehr' mich meine Mutter kennen. Ihr wär' wohler, wenn sie mich gestorben wüßte. Aber ich kann ihr auch das nicht zuliebe tun. Ein Kerl wie ich muß sich sogar vor dem Versuch hüten, sich selber umzubringen. Eine Kugel — machte mich bestenfalls blind oder taub oder lahm; nähm' ich Gift, so hätte es mit Leibschmerzen sein Bewenden, und aus einem Wasser, wär' es noch so tief, zappelte ich mich wieder ans Land.

ETZELT. Trotz allem schwör' ich, du trägst eine Waffe bei dir.

MEDARDUS. Und werde mich wohl in acht nehmen, sie fortzuwerfen. Denn dann geschähe etwas grauenhaft Törichtes damit. Ein Kind fände meinen Dolch und erstäche seine Geschwister im Spiel, oder eine glückliche Braut ritzte sich aus Versehen die Hand . . . und es träte der Brand zu der kleinen Wunde.

ETZELT. Warum nahmst du den Dolch zu dir?

MEDARDUS. Als ich ihn zu mir nahm, Etzelt, war ich ein andrer als heut. Als ich ihn zu mir nahm, — war er bestimmt, die Tat zu vollbringen.

ETZELT. Die Tat! *Für sich.* O seliger Meister Eschenbacher! wie dröhnt das Wort!

MEDARDUS von nun ab in einem andern, erhöhten Ton. Ja, Etzelt, er war bestimmt. Nun aber ist er angespien und ist seiner Bestimmung nicht mehr wert! Bespien wie meine Hand, mein Antlitz, meine Seele. Verstehst du mich, Etzelt —? Die Waffe des Rächers, des Befreiers blinkte in meiner Hand; der giftige Hauch eines Weibes machte ihn zu eines Buben Waffe.

ETZELT. Eines Weibes —? Von wem sprichst du, Medardus?

MEDARDUS. Du fragst? —

ETZELT. Die Marquise?! Du sahst sie wieder, nach Eschenbachers Tod?

MEDARDUS. An dem Morgen, da wir ihn begraben hatten, lauerte sie mir auf. Und so geschah das Närrisch-Furchtbare — daß von einer Minute zur andern aus dem Rächer seines Vaterlandes ein gedungener Mörder wurde im Solde der Valois.

ETZELT. Das also war's —? Sie wollte — Sie verlangte von dir —

MEDARDUS. Ja, Etzelt. Und das machte meinen Arm lahm und meinen Dolch stumpf und meinen Willen greisenmatt. Und darum, Etzelt, wird Bonaparte ungekränkt von hinnen ziehn. Der Hand, die ausersehn war, die Tat zu vollbringen, ward sie entwunden und sank in den Kot.

ETZELT. Ausersehn — deine Hände?! Was kümmerten dich dann die Geschichte Frankreichs und die Träume der Valois? Du hättest der Marquise den unerbetenen Lohn vor die Füße werfen können, und deine Tat war rein!

MEDARDUS. Wär' ich darum weniger ihr Werkzeug gewesen —?

ETZELT. Mag sein. Vielmehr du hättest dir's

einbilden können. Aber seither haben sich die Dinge doch geändert. Und so will mir scheinen, daß es nicht das entwürdigende Ansinnen der Marquise allein war, das deinen Willen so lähmen konnte.

MEDARDUS. Ich verstehe dich nicht, Etzelt. Was hat sich geändert?

ETZELT. Frägst du im Ernst? Oder bist du in dieser letzten Zeit wirklich wie ein Verlorener durch die Stadt geirrt? daß du nicht weißt, was für wunderbare Wendung indes das Schicksal deiner herrlichen Marquise genommen hat?

MEDARDUS. Welche Wendung? Ich verstehe dich nicht, Etzelt.

ETZELT. Nun, die Marquise gilt als die Geliebte oder als eine der Geliebten Napoleons.

MEDARDUS. Etzelt ...! Es kann auch Gerede sein.

ETZELT. Möglich. Aber wenn du's recht bedenkst, scheint es dir gar so verwunderlich? Vielleicht bedeutet ihr auch das nur einen Weg, die Herrschaft über Frankreich zu gewinnen und so die hohe Sendung der Valois zu erfüllen. Einen minder gefährlichen jedenfalls als der, den sie mit deiner Hilfe zu gehen gedachte. Und einen sichreren. Dir, Medardus, das fühlst du heute wohl selbst, hätte ja die „Tat" doch mißglücken müssen.

MEDARDUS. Müssen —?

ETZELT. Ja, Medardus.

MEDARDUS. Des bist du so gewiß?

ETZELT. Ja, das bin ich.

MEDARDUS. Warum mißglücken müssen —?

ETZELT. Weil du sie nicht wolltest.

MEDARDUS. Ich ... wollte ... nicht?

ETZELT. In der Tiefe deines Wesens — nein, Medardus! Nie warst du allein mit deinem Vorsatz. Denn mächtiger als der Haß gegen Bonaparte war in dir die Liebe zur Prinzessin von Valois. Und der Tat — die eine ganze Seele forderte, hattest du nur einen

armen Hauch deines Willens zu leihen. Darum wäre sie dir mißglückt, Medardus, darum — danke dem Himmel — hast du sie nicht gewagt! —

MEDARDUS. Darum — sie — nicht gewagt . .! — ?

In diesem Augenblick öffnet sich oben die Tür. Die Garden präsentieren. Alle im Hof haben die Blicke nach der Tür gerichtet.

STIMMEN. Da kommen sie . . . Da sind sie . . .

Aus der Tür treten die Abgesandten: Fürst Lichtenstein, Graf Bubna, General Meyer, und gehn über die Treppe rechts hinab. Während sie über die Stiege gehn:

STIMMEN. Der Große ist der Fürst Lichtenstein . . . Und der . . . ? Der Bubna — ? Der General Meyer! . . .

EINE VEREINZELTE STIMME. Frieden!

STIMMEN. Ruhe! . . . Frieden! . . . *Anwachsend.* Frieden! . . .

EINE STIMME. Es lebe unser Kaiser Franz! —

STIMMEN. Es lebe unser Kaiser! Friede! Wir wollen Frieden! . . . Es lebe Kaiser Franz! . . . Hoch der Kaiser Napoleon — Frieden! . . . Frieden! . . .

Die Abgesandten entfernen sich rechts, viele drängen ihnen nach. Medardus und Etzelt standen vorn; Etzelt bewegt, Medardus beinah unbeteiligt.

ETZELT. Hörst du's, Medardus ? Frieden rufen sie! Er ist nah! Die Tage der Ordnung kehren wieder — wir wollen sie nach Gebühr empfangen und auch Ordnung machen in uns selbst. — Es ist an der Zeit heimzukehren, Medardus! Daß du dich erkannt hast, laß dein letztes Abenteuer gewesen sein. — Nimm dich nun endlich, wie du geschaffen bist — Medardus. Deine Mutter wird's wohl zufrieden sein, und einer, der immer dein Freund war, nicht minder!

BERGER rasch herzu. Wissen S', wer da ist, Etzelt ? Grad hab ich ihn gesehn! Der Wachshuber!

ETZELT. Der Wachshuber — ? Wo denn — ?

Die Leute, die den Abgesandten nachdrängten, sind allmählich zurückgekommen.

STIMMEN. Der Lichtenstein hat ganz zufrieden

drein gesehn ... Finden Sie —? Das beweist nichts. — Es wird nichts sein. — Oh ja. — Vielleicht ist schon unterschrieben. — Die Bedingungen! ... Es ist ja furchtbar! ... — Wird geschossen, wenn der Friede unterzeichnet ist —? Natürlich! — Alle Glocken läuten. — Damals war's auch so!

Indes begannen die Gäste zu erscheinen: Offiziere, Würdenträger, einige mit ihren Frauen. Die Gardisten schaffen Raum für sie, insbesondere an der Treppe, wo immer Leute aus der Menge den Versuch machen, die Stufen zu besteigen. — Einige von den Erscheinenden werden mit Zurufen begrüßt und danken.

Medardus ist in der Menge verschwunden.

WACHSHUBER ist von links gekommen.

ETZELT gewahrt ihn und geht auf ihn zu.

ETZELT. Oh, Herr Wachshuber, sieht man Sie endlich wieder einmal!

WACHSHUBER. Der Herr Etzelt! — Habe die Ehre!

ETZELT. Ich hab' gemeint, Sie sind abgereist, Herr Wachshuber — weil Sie in der letzten Zeit so ganz unsichtbar geworden sind.

Andre drängen näher, darunter Berger.

BERGER. Ah, der Herr Wachshuber! —

STIMMEN. Der Wachshuber! — Wer? — Der Wachshuber — der den Eschenbacher angezeigt hat? — Ah! Der ist's? — Was macht denn der da ... So eine Frechheit ...

WACHSHUBER immer bedrängter. Was wollen S' denn? — Was gibt's denn? Ja, ich heiß' Wachshuber und bin Bürger von Wien. — Mir kann keiner was nachsagen ... Mir gehört das Delikatessengeschäft am tiefen Graben ...

DER VERTRAUTE plötzlich bei ihm. Folgen Sie mir auf der Stelle.

WACHSHUBER erstaunt. Was —? Wie? —

DER VERTRAUTE. Auf der Stelle. Ohne Widerrede!

Erstaunen auch der andern.

DER VERTRAUTE. Meine Herren, gehen Sie auseinander. Seine Majestät wird sofort zur Parade erscheinen. — Überlassen Sie mir diesen Herrn. — Folgen Sie mir! —

STIMMEN. Was ist denn das? — Der Wachshuber wird eingesperrt! — Ah, jetzt ändern sich die Zeiten . .

WACHSHUBER. Herr, Sie wollen mich verhaften? Kennen Sie mich denn nicht? Das könnt' eine üble Bewandtnis für Sie zur Folge haben!

DER VERTRAUTE. Kommen Sie mit mir! *Leise.* Welche Unvorsichtigkeit von Ihnen, sich an einem so belebten Ort zu zeigen. Wir können keinerlei Haftung für Ihre Person übernehmen. Heut oder morgen wird der Friede geschlossen, da müssen Sie schaun sich selbst zu salvieren. —

STIMMEN. Ah, das ist ja ein Schwindel! Er arretiert ihn ja gar nicht! Er nimmt ihn ja nur mit, daß ihm nichts geschieht! . . . Ah, das gibt's nicht . . .

ETZELT plötzlich wieder bei Wachshuber, zum Vertrauten. Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen schon die Freundlichkeit haben, mir den Herrn da nur auf einen Moment zu überlassen. —

WACHSHUBER. Was will denn der von mir? — Schützen Sie mich vor diesem Menschen . . . — Lassen S' mich in Ruh' . . .

ETZELT. Bedaure — kann ich leider nicht! — Hab' Ihnen einen Gruß zu überbringen. — *Er fährt dem Wachshuber mit einer Hundepeitsche übers Gesicht.* Vom seligen Herrn Eschenbacher. So! — Da — und — da! —

WACHSHUBER schreit. Räuber! Mörder!

DER VERTRAUTE hat sich aus dem Staub gemacht.

STIMMEN. Haha! — Recht geschieht ihm! Der Schuft! —

WACHSHUBER flieht, von einigen Leuten verfolgt.

DER URALTE HERR mit seinem Stock voran. Schlagts ihn tot! . . . Was hat er denn angestellt? . . . Schlagts ihn tot —! —

Das Publikum an der Treppe.

STIMMEN. Das ist ja der Herr von Wohlleben ... Hoch der Herr Bürgermeister! — Der Graf Veterani! — Der Hofrat Pöltinger! Wer ist denn das? — Kennen S' die nicht ... Ah! — Das ist ja die Marquise von Valois? — Ah! — Ist denn wahr? — Freilich ... Pst! — Wissen S' denn nicht —? — Vom Napoleon. — So —? Wer? — Die Marquise von Valois. — — Die schöne —? die? —

HELENE ist von rechts gekommen und betritt eben die erste Stufe.

MEDARDUS der sich eben auf die Treppe hinaufgeschlichen hat und eine Stufe über ihr steht, starrt ihr ins Gesicht. Schönen guten Morgen, Frau Marquise!

HELENE sieht ihn an und will weiter.

MEDARDUS. Kennen Sie mich etwa nicht mehr, Frau Marquise?

HELENE. Was wollen Sie von mir. *Will vorüber.*

MEDARDUS steht vor ihr. Helene ...

HELENE. Man schaffe den Menschen fort.

Die Gardisten unten haben bisher von dem Vorgange nichts bemerkt.

MEDARDUS. Stehn geblieben. Hier kommst du nicht hinauf. Ich verbiet' es dir.

HELENE. Was haben Sie mir zu verbieten? Ich kenne Sie nicht! Ich habe Sie nie gekannt! Fort mit dem Narren! Frei den Weg! Narr!

MEDARDUS. Dein Weg ist zu Ende. *Er sticht sie mit dem Dolche nieder.*

HELENE. Medardus ... *Fällt nieder.*

Bewegung. Angstschreie.
Die Gardisten drängen sich herzu und ergreifen Medardus.

STIMMEN. Die Marquise! ... er hat sie erstochen ... Wer—? Der da? — Ich kenn' ihn ja ... Der hat's getan ... Um Gotteswillen! — das ist der Medardus Klähr ... Wie? ein Mord ... was ist geschehn? ... Erstochen ...

Die Tür oben öffnet sich. General Rapp tritt hervor. Er überschaut alles mit einem raschen Blick, eilt die Treppe hinunter.

RAPP. Was ist hier geschehn?

DER GARDIST. Der junge Mensch hier hat die Marquise von Valois mit dem Dolch verwundet.

RAPP. Nur verwundet? ... Frau Marquise ... *Von ihr zu Medardus aufsehend.* Wie ... *Er erkennt ihn.* Schafft ihn ins Gefängnis.

Plötzlich ist vollkommene Stille eingetreten.

Medardus, der regungslos dagestanden ist, folgt ohne den geringsten Widerstand zwei Gardisten, die ihn zwischen sich nehmen, und verschwindet mit ihnen rechts vor der lautlosen Menge.

RAPP beugt sich herab. Sie ist schwer verwundet. Ich bitte, Platz zu machen! — Herr Leutnant, Sie sorgen dafür, daß sie augenblicklich fortgeschafft wird. *Leise zu ihm.* Sie ist tot. Der Kaiser darf erst nach der Parade von diesem Unglück erfahren.

Die Türe oben öffnet sich, die Garden präsentieren.

LEUTNANT. Es ist zu spät, Herr General.

STIMMEN UNTEN. Der Kaiser! Der Kaiser kommt, es lebe Kaiser Napoleon! *Lauter.* Es lebe der Kaiser Napoleon.

EINE VEREINZELTE STIMME. Frieden ...

STIMMEN. Es lebe Kaiser Napoleon.

Trommelwirbel.

Dritte Szene

Gefängnis.

Ein ziemlich enger, kammerartiger Raum, Tisch, zwei Sessel, Bett, Kruzifix an der Wand. Ein vergittertes, ziemlich hohes Fenster im Hintergrund. Rechts die Türe.

Medardus auf einem Sessel, starrt vor sich hin.

Die Türe wird geöffnet. — Der Kerkermeister läßt Etzelt eintreten.

MEDARDUS. Du ... *Ihm entgegen.*

ETZELT. Medardus! *Sie umarmen sich.*

MEDARDUS. Man ließ dich ein?

ETZELT. Gestern abend schon versucht' ich's. Doch wurd' es mir nicht erlaubt. Jetzt ohne weiters.

MEDARDUS. Ist mein Urteil schon gesprochen?

ETZELT. Bist du verhört?

MEDARDUS. Nein. Außer dem Kerkermeister habe ich noch keinen Menschen gesehn.

ETZELT. So kann von Urteil auch keine Rede sein ...

MEDARDUS. Wie geht's meiner Mutter, Etzelt? Wo ist sie? Sie will mich nicht sehn.

ETZELT. Sie kam mit mir.

MEDARDUS. Wo ist sie?!

ETZELT. Man hielt sie am Eingang zurück, mit aller Höflichkeit, Medardus! Man will sie über dein bisheriges Leben verhören.

MEDARDUS. Ja, Etzelt — nun ist es so weit —

Der Kerkermeister tritt ein.

KERKERMEISTER. Die Herren verzeihn.

MEDARDUS. Sie sind's?

KERKERMEISTER. Jawohl, ich bin's. Ein schöner Tag heute. Haben der Herr wohl geruht? — Ich erlaubte mir zu fragen, ob der Herr wohl geruht haben.

MEDARDUS. Bin ich verpflichtet, auf diese Frage zu antworten?

KERKERMEISTER. Gewiß nicht, wenn es dem Herrn nicht beliebt. Ich erlaube mir ferner zu fragen, was der Herr zu frühstücken wünscht.

MEDARDUS *immer erstaunter.* Ich habe schon gefrühstückt.

KERKERMEISTER. Ja, eine Wassersuppe und ein Stück Brot. Das wird aber wohl zu wenig gewesen sein.

MEDARDUS. Ah, ist es so gemeint. *Ergreift Etzelt beim Arm.* Die Henkersmahlzeit, verstehst du, Etzelt?

KERKERMEISTER. Wer spricht von Henker. Weit und breit keiner zu sehn. Übrigens vielleicht ist er auf dem Wege. Ich will keine Hoffnungen erwecken. Nur unterläßt man sonst nicht, mich davon zu verständigen. Mein Auftrag aber ist zu fragen, was der Herr zu frühstücken wünscht. Meine Frau kocht vorzüglich ...

MEDARDUS. Es muß eine Verwechslung vorliegen, bester Mann ... Ich bin ein Mörder.

KERKERMEISTER. Mir bekannt, aber ein Mörder von Rang, ein beliebter Mörder. Ein Mörder, dem gegenüber ein zuvorkommendes Benehmen am Platze ist.

MEDARDUS. Ich habe bisher nichts davon bemerkt.

KERKERMEISTER. Auch ich nicht. Soeben erst wurde mir diese Instruktion zuteil.

MEDARDUS. Eben erst ...

KERKERMEISTER. Also was darf ich zum Frühstück bringen? Und wünschen der Herr vielleicht auch Lektüre? Meine Tochter hat eine artige Bibliothek. Andere junge Damen lassen sich allerlei Tand schenken, Zuckerwerk, Blumen, was weiß ich. Meine Tochter immer nur Bücher. Zuweilen liest sie auch den Gefangenen vor. Sie singt auch. Eine schmelzende Stimme, mein Herr ...

Es klopft.

KERKERMEISTER. Ich komme gleich. Der Herr überlegt sich's indessen. Ich bin gleich wieder da. *Ab.*

MEDARDUS. Was hat das zu bedeuten?

ETZELT. Gutes, Freund, gutes.

MEDARDUS. Nein, eine Verschärfung bedeutet es. Es soll mich dann um so furchtbarer treffen. Sie war seine Geliebte, Etzelt! Er rächt sich! ... Das ist es.

KERKERMEISTER kommt herein. Die Frau Mutter des Herrn ist da. Sind der Herr geneigt sie zu empfangen?

MEDARDUS. Meine Mutter, meine Mutter ... Worauf warten Sie noch? Lassen Sie sie doch ein.

Der Kerkermeister ab. Die Mutter herein.

FRAU KLÄHR. Medardus!

MEDARDUS. Mutter!

FRAU KLÄHR die Arme sinken lassend. Ich kann nicht, Medardus.

MEDARDUS. Mutter! *Er sinkt vor ihr auf die Knie.*

FRAU KLÄHR. Ich frage dich nichts! Ich will dich nichts fragen. Doch wenn sie dich vor Gericht rufen — so sag' ihnen alles ... alles ... Sie werden mild sein ... wenn sie alles wissen ... Denn ... dies .. Medardus, dies kann nicht ... dein Ende sein.

MEDARDUS. Doch, Mutter ... Es war wohl schon bestimmt ... am Tage ... da wir Agathe begruben. —

DER KERKERMEISTER tritt ein. Verzeihung, daß ich wieder störe. Sie erhalten vornehmen Besuch ... Der Adjutant Seiner Majestät des Kaisers Napoleon ... Herr General Rapp ... *Ab.*

MEDARDUS. ... Was hat das zu bedeuten ...

ETZELT. Sollt' er selbst dich verhören ...?

MEDARDUS. Ich glaube — ... es ist Zeit zum Abschiednehmen ... Wer weiß, ob wir uns wiedersehen dürfen ... Mutter ... Etzelt! ...

Der Kerkermeister öffnet. General Rapp tritt ein.

MEDARDUS tritt ihm entgegen. Herr General ...

RAPP. Dies ist Ihre Mutter? und das Ihr Freund? ... Sie mögen beide bleiben. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist kein Geheimnis, Medardus Klähr! Oh, erschrecken Sie nicht, Frau Klähr, ich bringe keine schlimme Botschaft. Medardus Klähr, ich habe den Befehl, Sie vor Seine Majestät den Kaiser zu führen.

MEDARDUS. Vor den Kaiser ... mich ...

RAPP. Er will Sie sprechen und zwar sofort ... Kommen Sie.

MEDARDUS. Der Kaiser will mich sprechen ... Ich muß zu ihm?

RAPP. Ob Sie müssen? ... Die Frage macht mich lächeln. Sie haben dem Kaiser von Frankreich das Leben gerettet. *Erstaunen der andern.* Sie haben ein Frauenzimmer unschädlich gemacht, das, wie erwiesen ist, mit der Absicht ins Schloß kam, Seine Majestät zu töten.

MEDARDUS. Mit der Absicht, den Kaiser zu töten —?

RAPP. Die Beweise sind in unsern Händen. Sie werden der Welt nicht lange ein Geheimnis bleiben. Der Kaiser hat nun eine begreifliche Neugierde, seinen Retter von Angesicht zu Angesicht zu sehn.

MEDARDUS. Seinen Retter? . . . Ich — sein Retter —! Es war nicht meine Absicht, das zu sein.

RAPP. Das wissen wir. Sie handelten als das Werkzeug einer höhern Macht. Wie wir alle tun. Nur ist's nicht immer so deutlich wie in diesem Fall . . . Folgen Sie mir, Medardus Klähr.

MEDARDUS. Verzeihn Sie, Herr General. — Ich kann nicht.

FRAU KLÄHR. Medardus! . . .

RAPP. So warten wir eine Weile. Ich begreife Ihre Erschütterung. Fassen Sie sich. Sie können sich wohl denken, daß Sie nichts zu fürchten haben. Ich will es Ihnen gleich sagen: Sie werden hierher nicht mehr zurückkehren. Der Kaiser wird Ihnen die Freiheit schenken.

MEDARDUS. Die Freiheit . . . die Freiheit . . . mir? — Ich wäre nicht in der Lage sie anzunehmen, Herr General.

RAPP. Sonderbarer Mensch? Sie wollen am Ende freiwillig im Gefängnis bleiben? Das dürfte seine Schwierigkeiten haben.

MEDARDUS. Vielleicht doch nicht, Herr General . . . Denn ich kann nicht anders als die unverdiente Gnade seiner Majestät mit einem freimütigen Geständnis erwidern.

RAPP. Das wäre . . .

MEDARDUS. Daß ich nicht an der Treppe stand mit der Absicht, Seine Majestät zu retten.

RAPP. Das wissen wir.

MEDARDUS. Ich wollt' ihn töten, Herr General.

ETZELT und FRAU KLÄHR. Medardus!! —

RAPP. Kommen Sie zu sich, Medardus Klähr. Die

plötzliche Wendung Ihres Schicksals verwirrt Ihren Geist. Man weiß, daß Sie der Marquise aufgelauert haben. Und es ist keineswegs unbekannt, welche Gründe Sie dazu bewogen haben. Ich selbst, Medardus Klähr, erinnern Sie sich wohl, sah Sie in einer Stunde zum erstenmal, da die Liebe zu dieser Beklagenswerten Sie beinahe um den Verstand gebracht hatte. Man kennt auch die albernen Gerüchte, die in der letzten Zeit über die Frau Marquise und über Seine Majestät umgelaufen sind. Es konnte wohl nicht Ihre Absicht sein, zuerst die Frau Marquise und dann den Kaiser zu erdolchen. Das wäre etwas viel für einen Vormittag. Es hätte auch sonst Schwierigkeiten gehabt. Also lassen wir's genug sein . . . und folgen Sie mir . . .

MEDARDUS. Es war nicht meine Absicht gewesen, die Marquise zu töten, Herr General. Ich wußte nicht einmal, daß sie zum Empfange erscheinen sollte. Ich war also nicht der Retter Ihres Kaisers. Die Marquise war seine Retterin. Wäre sie mir nicht in den Weg gekommen, so hätt' ich versucht, den Kaiser zu töten und — *Blick auf Etzelt* es wäre mir gelungen!

ETZELT. Glauben Sie ihm nicht, Herr General. Ich weiß es besser! Ich bin in der Lage, Beweise zu bringen . . .

MEDARDUS. Das bist du nicht. Das ist niemand auf der Welt! Ich schwör' es, daß es mein fester und mein einziger Vorsatz war, den Kaiser zu töten. Und beständen Sie darauf, Herr General, mich vor ihn zu führen, auch ihm ins Antlitz könnt' ich nichts andres sagen.

RAPP. So bleibt mir nichts übrig, als Seiner Majestät von dem, was ich hier vernehmen mußte, Meldung zu erstatten. *Ab.*

ETZELT. Unseliger, was kommt dich an?!

FRAU KLÄHR. Medardus! Was soll dies Geständnis?! Von allen Menschen auf Erden ist Bonaparte der letzte, dem du die Wahrheit schuldest! Nun kannst du dich um den Kopf geredet haben!

ETZELT. Und hättest dich wahrlich nur darum geredet. Wen belogst du denn nun? Den General? Mich? Uns beide?

FRAU KLÄHR. Etzelt!

MEDARDUS ruhig. Keinen. Besser als ich, Etzelt, hattest du erkannt, was mich gestern noch wie einen Verlorenen umherjagte: ich war meiner Tat noch nicht wert: noch brannte andres in mir als der Wille, sie zu vollbringen.

FRAU KLÄHR. Andres —? Versteh' ich dich — Medardus? Die Liebe zu der Unglücklichen, die du —

MEDARDUS. Liebe —? Vielleicht, Mutter, war es mehr. Haß — Sehnsucht — Bewunderung flackerten in trüben Gluten um ihr Bild in meiner Seele; erst als ich aus deinem Mund vernahm, Etzelt, — gestern im Schloßhof von Schönbrunn, daß sie, die mir so groß und furchtbar erschienen war — wie sie sich nun erwiesen —, daß die ihrer Sendung untreu und des Kaisers Geliebte geworden — da sank das angebetete Bild in nichts zusammen, die Gluten erloschen jäh — und in einsamer Helle flammte der große Entschluß in meiner Seele wieder auf. Ich war wieder — nein, zum ersten Male war ich ganz ich selbst, meine Tat war rein wie je — ich d u r f t e sie vollbringen — und so wollt' ich auch! I h n hab ich erwartet, Etzelt! Mutter! — ihn, glaubt es mir — die letzte Gelegenheit war es, die sich bot, und sie wollt' ich nützen! Und da trat mit einemmal unerwartet, ja vergessen, wie ein verzerrtes Bild der Erinnerung, die mir entgegen, die mich immer wieder zum Narren meines Schicksals gemacht hatte, — und sie — machte mich zum letztenmal dazu.

ETZELT. Zum letzten —? Will es ihr nicht eben wieder, noch im Tod gelingen? Im Anblick der Unglückseligen war dein großer Entschluß wieder vergessen! Zu Unrecht also schuldigst du dich an — der Lauf der Dinge weist es auch in dieser Stunde noch: du wärst deiner Tat nicht wert gewesen.

MEDARDUS. Am Ende doch —! ich werde für sie sterben!

FRAU KLÄHR. Das wirst du nicht, Medardus! Das darfst du nicht. Du hast es gewiß noch in deiner Hand! Der General wird zurückkehren —

ETZELT. Und Bonaparte die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, Gnade zu üben.

MEDARDUS. Allzuwohlfeil.

FRAU KLÄHR. Was liegt daran, Medardus! Bedenke! du bist nun alles, was ich habe!

MEDARDUS. Ja, Mutter — mich hast du nun wieder! Aber doch nur, weil ich eben so sprach, wie ich gesprochen habe —?! Wär' ich dein Sohn noch, wenn ich mich wie ein Spitzbube in die Welt zurückschliche, mein Leben in der Hand als einen Lohn, der mir nicht gebührt?

ETZELT. Worte, Medardus, große, tönende Worte. Es wäre ein falscher Tod, in den du gingst, Medardus.

FRAU KLÄHR. Schmähn Sie ihn nicht, Etzelt. Sie kennen ihn ja doch nicht.

Rapp kehrt zurück.

RAPP. Ich habe Seiner Majestät von den Gründen Ihrer Weigerung Meldung erstattet. Der Kaiser weiß Ihre Aufrichtigkeit zu schätzen, zu der eine äußere Nötigung keineswegs vorhanden war. Noch einmal haben Sie es in Ihrer Hand, Ihre Freiheit zu gewinnen, und auf die leichteste Weise.

FRAU KLÄHR und ETZELT. Medardus!

RAPP. Man verlangt nichts von Ihnen als das Versprechen, daß Sie dem Kaiser von nun an nicht mehr nach dem Leben trachten. Ihre Ehrlichkeit ist Zeugnis genug, daß Sie Ihr Wort halten werden. Geben Sie es mir — so verlassen Sie noch in derselben Stunde dieses Gefängnis und sind Ihrer Mutter, Ihren Freunden, Ihrem Vaterland wiedergegeben.

ETZELT. Medardus . . .

FRAU KLÄHR. Er schweigt. Herr General, lassen Sie mich für ihn . . .

MEDARDUS. Stille, Mutter, meine Stimme versagt mir nicht. Herr General, das Versprechen, das der Kaiser wünscht, ich kann es ihm nicht geben.

ETZELT. Du kannst es . . . du sollst es . . . Medardus!

FRAU KLÄHR. Er ist von Sinnen, Herr General. Bedenken Sie, was alles auf ihn eingestürmt ist, in wenig Stunden. Geben Sie ihm Zeit zu überlegen.

MEDARDUS. Eine Mutter spricht, Herr General! Sehn Sie mich an, Herr General, ich bin nicht von Sinnen, es bedarf keiner Bedenkzeit.

RAPP. Medardus Klähr, an Ihrem Mut zweifelt auch der Kaiser nicht. Lassen Sie sich durch Trotz nicht auf eine Straße führen, von der es kein Zurück gäbe! Sie dürfen, ohne Ihrer Ehre etwas zu vergeben, einen Schwur leisten, den Sie doch halten müßten, auch gegen Ihren Willen. Oder zweifeln Sie, daß von heute ab jeder Ihrer Versuche, sich an Bonaparte heranzudrängen, fruchtlos wäre?

MEDARDUS. Niemand von uns kennt den weitern Gang der menschlichen Schicksale. Und so schwör' ich denn, wenn jemals die Möglichkeit sich mir böte, ich würde Napoleon töten. Vater und Oheim verlor ich durch ihn . . .

FRAU KLÄHR. Ich hab' es verziehn, willst du unversöhnlicher sein als ich?

MEDARDUS. Nach wie vor erkenn' ich ihn als den Feind meines Landes und meines Kaisers.

RAPP. Auch dies ist nicht mehr wahr. Denn eben ist der Friede unterzeichnet worden. Napoleon ist nicht mehr Ihres Kaisers und Ihres Landes Feind, und wenn Sie auf Ihrem Plan beharren, sind Sie kein Befreier Ihres Vaterlandes mehr — sondern ein Hochverräter.

MEDARDUS. Als Bürger dieses Landes mag ich dann Hochverräter sein. Aber zuerst und zuinnerst bin ich doch Medardus Klähr, und ich weiß, daß nicht eher Ruh' auf Erden sein wird, als bis Bonaparte aus der Welt verschwindet.

RAPP. Dies ist eine Ansicht wie eine andre. Doch glaub' ich weder, daß es Ihnen gegeben ist, die Sendung Napoleons auf Erden zu begreifen, noch scheint mir dies die Stunde, sich darüber zu unterhalten. Besinnen Sie sich ein letztes Mal, Medardus Klähr. Ich bin beauftragt, dem Kaiser Ihr Wort zu überbringen, daß Sie ihm nicht mehr nach dem Leben trachten. Hier geben Sie es mir in die Hand, und Sie sind frei.

FRAU KLÄHR. Medardus ...

ETZELT. Friede, Medardus! ... Das Leben wartet!

RAPP. Medardus Klähr, Ihr Wort ...

MEDARDUS. Hier ist mein Wort, Herr General, daß nicht die Großmut des Kaisers und nicht das Gefühl meiner Ohnmacht mich zu einem Versprechen bestimmen werden, das ich als schmählich und lügenhaft zugleich empfände.

FRAU KLÄHR. Medardus ...

Die Glocken beginnen zu läuten.

RAPP. Es ist Ihr letztes Wort?

MEDARDUS. Mein letztes, Herr General.

RAPP. Auch für diesen Fall hab' ich meinen Auftrag.

Er stampft zweimal mit dem Fuß, ein Gendarmerieleutnant mit sechs Soldaten tritt ein.

FRAU KLÄHR. Herr General.

RAPP. ... Umarmen Sie Ihren Sohn, Frau Klähr. Sie werden ihn nicht wiedersehen.

FRAU KLÄHR. Medardus ...

MEDARDUS. Sei mir nicht böse, Mutter. Es ist mir vergönnt, als Mann zu sterben. Etzelt, leb' wohl. Ich danke Ihnen, Herr General, Ihre Absicht war gut.

RAPP reicht ihm die Hand.

Bewegte stumme Pause. Die Glocken läuten fort.

RAPP. Herr Leutnant, walten Sie Ihres Amts. Dies hier ist Medardus Klähr, schuldig des versuchten Mordes an des Kaisers von Frankreich geheiligter Majestät.

LEUTNANT. Vorwärts.

Leutnant, die Soldaten mit Medardus ab.

RAPP zu Etzelt. Der Kaiser hat es nicht anders

erwartet. Mich dünkt, dieser junge Mensch hätte an anderer Stelle stehn sollen.

ETZELT. Sehr wahr, Herr General. Gott wollte ihn zum Helden schaffen, der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm.

RAPP. Dies kann in solcher Zeit ein Ehrenname sein wie ein anderer.

FRAU KLÄHR. Wohin, wohin führen sie ihn ...

RAPP. Frau Klähr ...

FRAU KLÄHR am Fenster. Dort kommt er.

ETZELT will sie entfernen. Nicht, Frau Klähr.

FRAU KLÄHR. An die Mauer stellen sie ihn. Medardus, Medardus ...

ETZELT. Mein Freund, mein Freund ..

MEDARDUS Stimme von unten. Leb' wohl, Etzelt ... Mutter, leb' wohl.

Eine Salve ... Dann Totenstille.

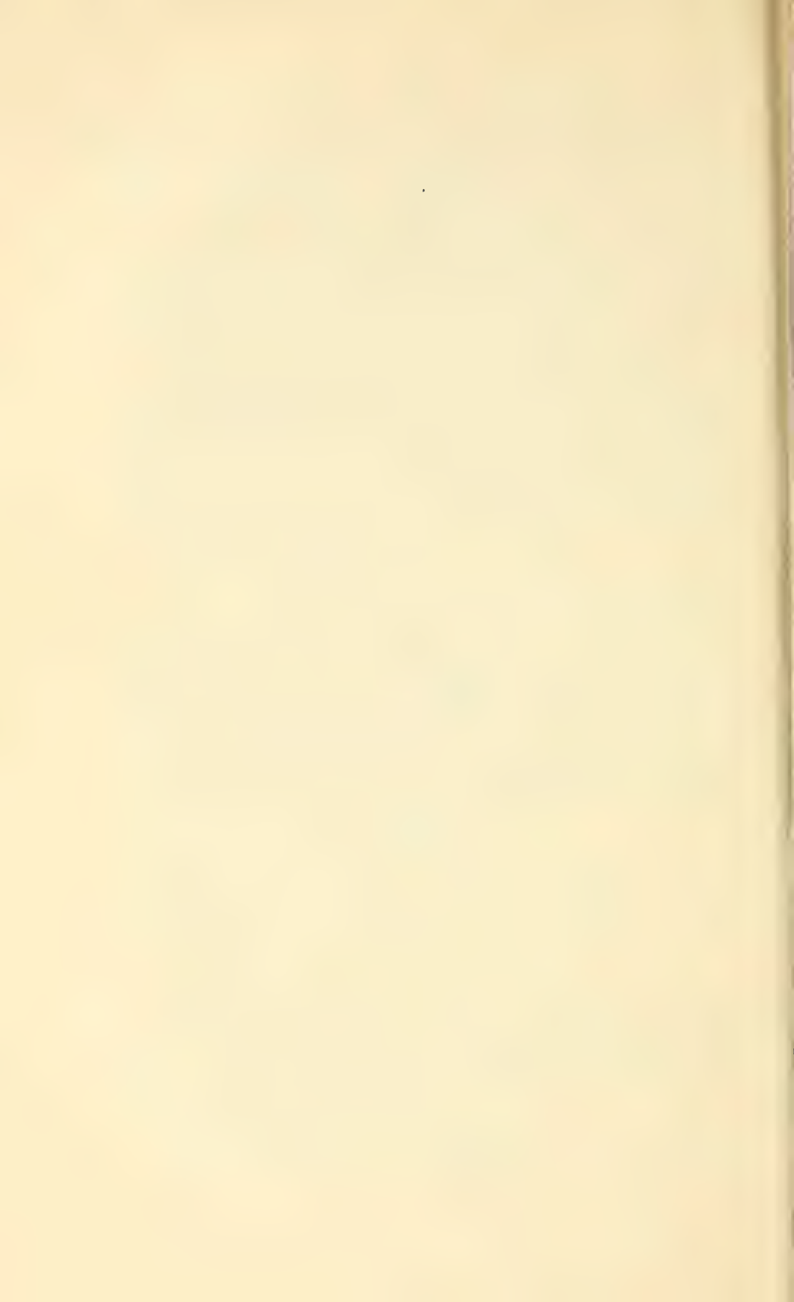
FRAU KLÄHR steht starr.

ETZELT nimmt ihre Hand.

RAPP tritt vor sie hin. Ich habe den Auftrag von meinem Herrn, dem Kaiser, die Mutter dieses Tapfern zu grüßen. Es ist der Wille des Kaisers, daß Medardus Klähr mit allen Ehren und in geweihter Erde begraben werde, als dieses Krieges letzter und seltsamster Held.

Die Glocken läuten fort.

Vorhang.



DAS WEITE LAND

Tragikomödie in fünf Akten

PERSONEN

FRIEDRICH HOFREITER, Fabrikant
GENIA, seine Frau
ANNA MEINHOLD-AIGNER, Schauspielerin
OTTO, ihr Sohn, Marine-Fähnrich
DOKTOR VON AIGNER, der geschiedene Gatte der Frau Meinhold
FRAU WAHL
GUSTAV, ERNA — ihre Kinder
NATTER, Bankier
ADELE, seine Frau
DOKTOR FRANZ MAUER, Arzt
DEMETER STANZIDES, Oberleutnant
PAUL KREINDL
ALBERTUS RHON, Schriftsteller
MARIE, seine Frau
SERKNITZ
DOKTOR MEYER
ERSTER, ZWEITER — TOURIST
ROSENSTOCK, Portier im Hotel am Völser Weiher
EINE ENGLÄNDERIN
EINE FRANZÖSIN
EINE SPANIERIN
PENN, Führer
DIE ZWEI KINDER DER FRAU NATTER
DIE MISS
STUBENMÄDCHEN bei Hofreiter
TOURISTEN, HOTELGÄSTE, KELLNER, BOYS usw.

Ort der Handlung: Baden bei Wien; nur im dritten Akt das Hotel am Völser Weiher.

ERSTER AKT

Veranda der Villa Hofreiter und Garten.

Rechts die Veranda, geräumig, mit Balustrade, die auch beiderseits längs der sechs in den Vorgarten führenden Stufen weiterläuft. Doppeltür von der Veranda zum Gartensalon steht offen. — Vor der Veranda Rasenplatz mit Rosensträuchern in Blüte. — Ein grüner, ziemlich hoher Holzzaun schließt den Garten ein, der Zaun biegt rückwärts im rechten Winkel um und läuft hinter der Villa weiter. Fußweg außen längs des Zauns. Fahrstraße parallel dem Fußweg. Innen, längs des Zauns Buschwerk. Die Gartentüre, links, Mitte, der Veranda gegenüber, steht offen. Rings um den Rasenplatz Bänke: eine vorn dem Zuschauerraum gegenüber, eine der Gartentür gegenüber, eine dritte jenseits des Rasens, also mit der Lehne zum Zuschauerraum. Auf der Veranda ein länglicher Tisch mit sechs Sesseln. In der Ecke hinten ein Oleanderbaum. Die Veranda ist durch eine rotweiß gestreifte Markise überdeckt. Eine elektrische Lampe auf dem Tisch. Ein Wandarm rechts von der Türe. Auf dem Tisch Teegeschirr. Später Nachmittag, nach einem Gewitterregen. Wiesen und Blätter feucht. Lange Schatten der Gitterstäbe fallen in den Garten.

FRAU GENIA, 31 Jahre, einfach-vornehm gekleidet; dunkelgrauer Rock, violette Seidenbluse, sitzt am Tisch der Veranda auf dem Sessel an der Schmalseite, die dem Publikum zugekehrt ist. Sie stellt eben die Teetasse hin, sieht einen Augenblick vor sich hin, steht auf, rückt den Sessel fort, sieht nach hinten über die Balustrade in den Garten, dann geht sie über die Stufen in den Garten hinab, die Hände auf dem Rücken, wie es ihre Gewohnheit ist.

DAS STUBENMÄDCHEN kommt aus dem Gartensalon auf die Veranda mit einer großen Tasse, will das Teegeschirr abräumen, zögert.

GENIA noch auf den Stufen, wendet sich nach ihr um. Servieren Sie nur ab. Der gnädige Herr wird wohl in der Stadt Tee getrunken haben. *Nach einer kleinen Pause, in der sie den Himmel betrachtet.* Übrigens könnten Sie aufziehen.

STUBENMÄDCHEN, während sie das Servierbrett hinstellt und die Markise hochzieht. Soll ich der gnädigen Frau nicht was zum Umnehmen bringen? Es ist kühl geworden.

GENIA. Ja. Den weißen Mantel. *Sie riecht an einer*

Rose am Strauch, dann setzt sie ihren Spaziergang fort, längs der Veranda nach hinten.

STUBENMÄDCHEN hat die Markise ganz aufgezogen, räumt ab und entfernt sich mit dem Teegeschirr.

FRAU WAHL und ERNA kommen auf der Straße von rückwärts, längs des Zauns und nähern sich dem Eingang.

GENIA, weitergehend längs der Wiese, nähert sich gleichfalls dem Eingang.

FRAU WAHL und ERNA grüßen schon von draußen durch Kopfnicken.

GENIA winkt leicht mit der Hand, beschleunigt ihre Schritte ein wenig, und trifft am Tor mit beiden zusammen.

FRAU WAHL und ERNA, beide in dunkeln englischen Kostümen mit Jacke bleiben stehn.

FRAU WAHL, schlank, beweglich, etwa 45 Jahre, von einer gewissen lässigen, aber sehr bewußten Vornehmheit. Sie näselt ein wenig, spricht ein nicht ganz echtes aristokratisch-wienerisch. Blick und Redeweise bald zu müde, bald zu lebhaft. Während sie spricht, schaut sie meist an ihrem Partner vorbei und erst, wenn sie zu Ende geredet hat, betrachtet sie ihr Gegenüber freundlich-forschend wie um sich beruhigt zu finden.

ERNA, größer als ihre Mutter, schlank, bestimmt und grad heraus bis zur Unbedenklichkeit, ohne vorlaut zu wirken. Fester, unbefangener Blick.

GENIA reicht beiden freundlich die Hand. Wohlbehalten aus der Stadt zurück?

FRAU WAHL. Wie Sie sehn, liebe Frau Genia. Es war ein fürchterliches Wetter.

GENIA. Bei uns heraußen auch bis vor einer Stunde.

FRAU WAHL. Sie haben schon recht gehabt, daß Sie lieber zu Hause geblieben sind. Auf dem Friedhof ist man geradezu versunken. Ich bin wirklich nur Erna zu Liebe mit hinausgefahren. Es hätte wohl genügt, der Zeremonie in der Kirche beizuwohnen — meiner Ansicht nach! Ich bitte Sie, wem erweist man am Ende einen Dienst damit . . .

ERNA. Da hat die Mama freilich recht . . . Zum Leben haben wir ihn doch nicht wieder erweckt, den armen Korsakow.

GENIA. Die Beteiligung war wohl sehr groß?

FRAU WAHL. Enorm. In der Kirche hat man sich kaum rühren können. Und auch auf dem Friedhof waren sicher ein paar hundert Menschen — trotz des miserablen Wetters.

GENIA. Viele Bekannte?

FRAU WAHL. Ja, natürlich . . . Natters kamen in ihrem neuen scharlachroten Automobil angefahren.

GENIA *lächelnd.* Von dem hab' ich schon gehört.

FRAU WAHL. Es hat einen phantastischen Eindruck gemacht, an der Friedhofsmauer . . . Nicht grad phantastisch, aber sonderbar hat's schon ausgeschaut . . .

DAS STUBENMÄDCHEN *kommt mit dem weißen Mantel, den sie Genia umgibt.* Küss' die Hand, gnädige Frau, küss' die Hand, Fräulein.

FRAU WAHL *leutselig.* Grüß' Sie Gott, liebe Kathi.

ERNA. Guten Abend.

Stubenmädchen ab.

GENIA. Haben Sie meinen Mann nicht gesprochen, draußen auf dem Friedhof?

FRAU WAHL. Ja . . . flüchtig.

ERNA. Er war sehr erschüttert.

GENIA. Das denk' ich mir.

ERNA. Ich hab' mich eigentlich gewundert. Er gehört doch sonst nicht zu den Menschen, denen leicht etwas nahe geht.

GENIA *lächelnd.* Wie genau Sie ihn kennen.

ERNA. Nun, sollt' ich nicht? *Sehr einfach.* Schon als siebenjähriges Mädel hab' ich ihn geliebt. Lang vor Ihnen, gnädige Frau.

GENIA. Schon wieder „gnädige Frau".

ERNA *beinahe zärtlich.* Frau Genia. *Küßt ihr die Hand.*

GENIA. Er hat übrigens Alexei Korsakow sehr gerne gehabt.

ERNA. Offenbar. — Früher dacht' ich nämlich, daß Korsakow einfach — sein Klavierspieler gewesen ist.

GENIA. Wie meinen Sie das . . . sein Klavierspieler?

ERNA. Nun, so wie der Doktor Mauer sein guter

Freund ist, Herr Natter sein Bankier, ich seine Tennis-partnerin, der Oberleutnant Stanzides . . . sein Sekundant.

GENIA. Oh . . .

ERNA. Wenn's einmal zu so was käme, mein' ich . . . Er nimmt sich von jedem, was ihm gerade konveniert, und um das, was sonst in dem Menschen stecken mag, kümmert er sich kaum.

FRAU WAHL. Wissen Sie, Frau Genia, wie mein seliger Mann solche Bemerkungen von Erna zu nennen pflegte? Ihre Produktionen auf dem psychologischen Seil.

OTTO VON AIGNER *kommt herbei, grüßt beim Tor.* Guten Abend.

GENIA. Guten Abend, Herr von Aigner. Wollen Sie nicht ein wenig zu uns hereinkommen?

OTTO. Wenn's gestattet ist. *Er tritt in den Garten. Er ist ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann, von zurückhaltendem und liebenswürdigem Benehmen; trägt die Uniform eines Marinefähnrichs.*

Begrüßung.

GENIA. Wie geht's Ihrer Frau Mama? Ich hatte eigentlich gehofft, sie heute Nachmittag bei mir zu sehen.

OTTO. Ist sie nicht gestern bei Ihnen gewesen, gnädige Frau?

GENIA. Ja. Und vorgestern auch. *Lächelnd.* Sie hat mich eben ein wenig verwöhnt.

OTTO. Meine Mutter ist schon vor zwei Stunden in die Stadt gefahren. Sie hat heute abend zu spielen. *Zu Frau Wahl und Erna.* Die Damen waren heute wohl auch in der Stadt? Ich sah Sie in der Früh' während dieses schrecklichen Wolkenbruchs zur Bahn fahren.

FRAU WAHL. Wir haben dem Begräbnis von Korsakow beigewohnt.

OTTO. Richtig, das war ja heute. Weiß man eigentlich, warum er sich umgebracht hat?

ERNA. Nein.

FRAU WAHL. Irgend wer heut auf dem Friedhof meinte, es sei ein Selbstmord aus gekränktem Ehrgeiz gewesen.

GENIA. Wie —? ... Korsakow ...?

FRAU WAHL. Ja. Weil er nämlich immer zu hören bekam, er könne nur Chopin spielen und Schumann, — aber keinen Beethoven und keinen Bach .. Ich hab' es übrigens auch gefunden.

OTTO. Daß einen so was in den Tod treiben sollte, ist doch etwas unwahrscheinlich. Hat er keine Abschiedsbriefe hinterlassen?

ERNA. Korsakow hat nicht zu den Menschen gehört, die Abschiedsbriefe schreiben.

FRAU WAHL. Woher weißt du das wieder so bestimmt?

ERNA. Dazu war er viel zu klug und zu geschmackvoll. Er hat eben gewußt, was das heißt: tot sein. Und daher war es ihm ganz egal, was die Leute am nächsten Morgen für ein Gesicht dazu machen werden.

OTTO. Irgendwo hab' ich gelesen, daß er am Abend vor seinem Selbstmord noch mit einigen Freunden soupiert haben soll ... in bester Laune ...

FRAU WAHL. Ja, das steht dann immer in der Zeitung.

GENIA. Diesmal stimmt es zufällig. — Das weiß ich nämlich, weil mein Mann auch unter diesen Freunden gewesen ist, die mit ihm soupiert haben.

FRAU WAHL. Ah ...

GENIA beiläufig. Er hat ja manchmal bis spät abends in der Stadt zu tun, und dann soupiert er immer im Imperial, — an einer Art Stammtisch — noch aus seinen Junggesellentagen. In der letzten Zeit war auch Korsakow oft dabei, der im Hotel gewohnt hat. Und wie mir Friedrich selbst erzählte, — es war ihm an diesem letzten Abend nicht das geringste anzumerken. Sie haben nachher im Kaffeehaus noch miteinander Billard gespielt.

FRAU WAHL. Wie, Ihr Mann und Korsakow?

GENIA. Ja. Sie haben sogar gewettet — und Friedrich hat verloren. Am nächsten Morgen, vom Bureau aus, hat er den Diener ins Hotel geschickt mit den verwetteten Zigarren ... und — wissen Sie denn das nicht? Der Diener war es ja, der die Sache entdeckt hat.

FRAU WAHL. Wieso denn?

GENIA. Nun, er klopfte ein paarmal, niemand rief herein, endlich öffnete er die Türe, um die Zigarren zu deponieren und ...

ERNA. Da lag Korsakow tot ...

GENIA. Ja. Tot auf dem Divan, den Revolver noch in der Hand ... *Pause.*

FRAU WAHL. Ihr Diener muß nicht wenig erschrocken sein. — Was hat er denn mit den Zigarren gemacht? Hat er sie dort stehn lassen?

ERNA. Die Mama ist für historische Genauigkeit.

GENIA. Verzeihen Sie, Frau von Wahl, aber darnach zu fragen hab' ich wirklich total vergessen.

Geräusch von einem Auto.

FRAU WAHL. Es hält hier.

GENIA. Das ist Friedrich ...

ERNA. Da könnte man gleich eine Tennispartie verabreden. Ist der Platz schon instand gesetzt?

OTTO. Natürlich. Ich hab' gestern mit Herrn Hofreiter zwei Stunden gesingelt.

FRAU WAHL. Er war in der Stimmung, Tennis zu spielen?

ERNA. Warum soll er denn nicht in der Stimmung gewesen sein, Mama? Daran kann ich nun gar nichts finden. Auf meinem Grab dürfte man Cake walk tanzen oder sogar Machich ... oh ja ... Es wäre mir eher ein sympathischer Gedanke.

DOKTOR MAUER kommt. Fünfunddreißig Jahre, groß, blonder Vollbart, Zwicker, Narbe von einem Säbelhieb auf der Stirne, dunkler Sakkoanzug, nicht elegant aber durchaus nicht nachlässig gekleidet. Guten Abend, meine Herrschaften.

GENIA. Sie sind's, Doktor?

MAUER alle sehr schnell begrüßend. Küss' die Hand, gnädige Frau. *Zu Frau Wahl.* Guten Abend, Fräulein Erna, guten Abend, Herr Fähnrich. *Zu Genia.* Der Friedrich läßt sich schön empfehlen, Frau Genia, er hat noch in der Fabrik zu tun. Ich bin mit ihm bis hin gefahren, und er war so freundlich, mir das Auto zu überlassen für ein paar Krankenvisiten, die ich da heraußen zu machen habe. Er kommt später mit der Bahn.

FRAU WAHL. Wir müssen uns leider empfehlen. *Zu Mauer.* Hoffentlich sehn wir Sie auch bald einmal bei uns, Herr Doktor. Trotzdem wir uns, gottlob, eines ungestörten Wohlbefindens erfreuen.

ERNA. Sie müssen aber bald kommen, Doktor, im Juli reisen wir nämlich nach Tirol, an den Völser Weiher.

MAUER. Ah!

FRAU WAHL. Wir haben dort Rendezvous mit dem Gustl. *Zu Otto.* Das ist nämlich mein Sohn, der reist das ganze Jahr herum. Na, nicht grad das ganze — aber recht viel . . . das kann man schon sagen . . . Voriges Jahr war er in Indien.

ERNA. Und ich möcht' wieder einmal kraxeln.

MAUER. So? Da trifft man sich vielleicht auf irgend einer Felsenspitze. Mich zieht es nämlich auch in die Dolomiten. *Zu Genia.* Und ich will nicht verhehlen, gnädige Frau, daß ich große Lust hab', mir heuer den Friedrich dazu auszuborgen.

GENIA. Zu Dolomitentouren —? . . . Was sagt er denn dazu . . .?

MAUER. Er scheint nicht gänzlich abgeneigt.

FRAU WAHL. Ich hab' gemeint, daß der Friedrich seit . . . seit . . . dem Unglück von damals das Bergsteigen ganz aufgegeben hat.

MAUER. Aber doch nicht für immer.

GENIA zu Otto, erklärend. Ein Freund meines Mannes, ein gewisser Doktor Bernhaupt, ist nämlich direkt von seiner Seite weg von einem Felsen abgestürzt

und auf der Stelle tot geblieben. Es sind übrigens schon sieben Jahre her.

OTTO zu Genia. So? An dieser Partie hat Ihr Herr Gemahl teilgenommen?

ERNA nachdenklich. Man muß sagen ... er hat nicht viel Glück mit seinen Freunden.

GENIA zu Otto. Sie wissen von dieser Geschichte?

OTTO. Sie blieb mir begreiflicherweise im Gedächtnis, da sie gerade auf dem Felsen passiert ist, den — mein Vater vor mehr als zwanzig Jahren als allererster bestiegen hat.

GENIA. Richtig, der Aignerturm war es.

MAUER. Der Aignerturm ... Man hat wirklich schon vergessen, daß der nach einem lebendigen Menschen so heißt.

Kleine Pause.

ERNA. Das muß doch eigentlich ein sonderbares Gefühl für Sie sein, Herr Fähnrich, daß da in den Dolomiten ein Felsen steht, mit dem Sie gewissermaßen verwandt sind.

OTTO. Das ist gar nicht so sonderbar, Fräulein. Beide sind mir nämlich ziemlich fremd, der Felsen und mein Vater. Ich war ein Bub' von vier oder fünf Jahren, als sich meine Eltern von einander trennten ...

FRAU WAHL. Und seither haben Sie Ihren Herrn Papa nicht mehr gesehn?

OTTO. Es fügte sich so ... *Pause.*

ERNA zum Gehen auffordernd. Also Mama ... ich denke, es wäre Zeit.

FRAU WAHL. Ja, wahrhaftig! ... Wann wir überhaupt mit dem Auspacken fertig werden sollen! *Zu Mauer.* Wir sind nämlich erst am Sonntag herausgezogen. Wir führen noch nicht einmal Menage ... Wir müssen in diesem entsetzlichen Kurpark unsere Mahlzeit nehmen.

ERNA. Aber Mama, es schmeckt dir doch sehr gut.

FRAU WAHL. Aber so viel Leut' sind immer dort, besonders abends ... Also auf Wiedersehn, Frau

Genia.... Gehn S' ein Stückerl mit uns, Herr Fähnrich?

OTTO. Wenn's erlaubt ist... Adieu, gnädige Frau, bitte mich dem Herrn Gemahl zu empfehlen.

ERNA. Auf Wiedersehn, Frau Genia. Adieu, Herr Doktor.

Verabschiedung.

Frau Wahl, Erna, Otto ab.

GENIA. MAUER.

MAUER nach einer kleinen Pause, hat Erna nachgesehen. Das ist eine, der man beinahe die Mutter verzeihn könnte.

GENIA. Auch nicht die schlimmste, die gute Frau Wahl... Ich find' sie eher amüsant. Wenn's also nur daran liegt! *Während sie der Veranda zugeht.* Ich hab's Ihnen neulich schon gesagt, überlegen Sie sich die Sache, Doktor.

MAUER halb im Scherz. Ich glaube, ich bin ihr nicht elegant genug. *Folgt ihr allmählich.*

GENIA ein paar Stufen hinauf. Ich hab' übrigens gar nicht gewußt, daß Friedrich auch nachher noch im Büro zu tun hätte.

MAUER. Ja, das sollt' ich Ihnen noch ausrichten, Frau Genia, er muß eine wichtige Depesche abwarten.

GENIA. Amerika?

MAUER. Ja. Wegen der Patentangelegenheit mit seinen neu erfundenen Glühlichtern.

GENIA. Es ist nur eine Verbesserung, Doktor! *Setzt sich.*

MAUER stehend an die Balustrade gelehnt. Wie immer, jedenfalls scheint die Sache gewaltige Dimensionen anzunehmen. Ich höre, er will zubauen zu der Fabrik; den Häuserblock daneben ankaufen...

GENIA. Ja...

MAUER. Und nebstbei hat sich wieder das Konsortium gemeldet, das ihm so nachläuft, wegen Ankaufs der Fabrik. Morgen früh hat er eine Konferenz mit seinem Bankier.

GENIA. Mit Natter.

MAUER. Natürlich, mit Natter.

GENIA. Sie waren auch beim Begräbnis, die Natters, hör' ich.

MAUER. Ja.

GENIA. Das scharlachrote Automobil soll großes Aufsehen gemacht haben.

MAUER. Ja, was ist da zu machen? Es ist nun einmal scharlachrot.

Kleine Pause.

GENIA sieht Mauer schwach lächelnd an.

MAUER. Übrigens — die Geschichte ist aus.

GENIA weiter ruhig lächelnd. Wissen Sie das ganz bestimmt?

MAUER. Ich kann Sie versichern, Genia.

GENIA. Hat Ihnen Friedrich etwa . . .

MAUER. Nein, von dergleichen spricht er ja nie. Aber wozu hätte man seinen diagnostischen Blick. Es ist sogar schon geraume Zeit her, daß es aus ist. Ich versichere Sie, Frau Genia, Friedrich ist tatsächlich immer im Büro oder in der Fabrik. Sie kennen ihn ja! Seine neuen Glühlichter müssen die Welt erobern, sonst macht ihm die ganze Sache keinen Spaß. Frau Natter existiert also nicht mehr für ihn.

GENIA. Es ist immerhin beruhigend, so etwas zu hören.

MAUER. Zur Unruhe war doch wahrhaftig nie ein Anlaß. Adelchen ist im Grunde die harmloseste Person von der Welt. Wenn man nicht zufällig wüßte —

GENIA. Ja, s i e! Von ihr aus drohte keinerlei Gefahr. Aber Herrn Natter halt' ich bei all seiner äußern Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit für einen brutalen Menschen. Sogar für etwas tückisch. Und manchmal hab' ich schon Angst gehabt um Friedrich. Das können Sie sich ja denken. Angst, wie um einen Sohn, — einen ziemlich erwachsenen, der sich in zweifelhafte Abenteuer einläßt.

MAUER sitzt ihr gegenüber. Es ist wirklich interessant,

wie Sie die Dinge auffassen. Man möchte fast glauben, daß Frauen, die zu Müttern geboren sind, gelegentlich die Gabe besitzen — es auch für ihre Gatten zu sein.

GENIA. Oder zu werden, lieber Doktor. Es war mir ja nicht immer so mütterlich zumute. In früherer Zeit war ich mehr als einmal nahe daran, auf und davon zu gehen.

MAUER. Oh! —

GENIA. Mit meinem Buben natürlich. Den Percy hätt' ich ihm nicht gelassen, da können Sie ruhig sein!

MAUER. Sie wollten einmal von Friedrich fortgehen . . . ?

GENIA. Ja, das wollt' ich . . . Und ein anderes Mal hab' ich mich sogar umbringen wollen. Das ist freilich schon lange her. Vielleicht kommt's mir jetzt auch nur so vor, daß ich das — —

MAUER. Gewiß . . . Das hätten Sie nie und nimmer getan . . . Schon um ihm keine Ungelegenheiten zu verursachen.

GENIA. Halten Sie mich für so rücksichtsvoll? Das ist ein Irrtum, Doktor . . . Es gab sogar eine Zeit, in der ich das Rücksichtsloseste vorhatte, was eine Frau einem Mann und besonders einem eiteln antun kann. Mich . . . zu rächen.

MAUER. Zu rächen?

GENIA. Sagen wir zu revanchieren.

MAUER. Ach so . . . Das wäre jedenfalls das einfachste gewesen. Und hätte vielleicht auch sonst manches für sich gehabt. Na, vielleicht kommt's noch. Es kann auch Ihnen einmal die Stunde des Schicksals schlagen, Frau Genia.

GENIA. Und es müßte am Ende gar nicht die Stunde des Schicksals sein.

MAUER *ernst.* Bei Ihnen schon. Das ist es eben. Eigentlich schade. Mein Gerechtigkeitsgefühl wehrt sich schon lange entschieden dagegen, daß gerade mein alter Freund Friedrich — nicht bezahlen sollte.

GENIA. Und wer sagt Ihnen, lieber Doktor, daß

Friedrich nicht bezahlt? Muß es denn gerade in gleicher Münze sein? Er bezahlt schon — in seiner Weise! Es geht ihm wirklich nicht so gut wie Sie glauben. Auch nicht so gut, wie er selber manchmal glaubt. Zuweilen tut er mir geradezu leid. Wirklich, Doktor, manchmal denk' ich, es ist ein Dämon, der ihn so treibt.

MAUER. Ein Dämon —? Na ja! . . . aber es gibt Frauen, die ihren Herrn Gemahl samt dem Dämon zum Teufel jagten in einem solchen Fall . . . *auf einen fragenden Blick Genias* wie es seinerzeit zum Beispiel die Mutter des Herrn Fähnrich mit ihrem doch auch ziemlich dämonischen Gemahl gemacht hat.

GENIA. Vielleicht hat sie ihren Gatten mehr geliebt, als ich den meinen. Vielleicht ist es überhaupt die höhere Art von Liebe, die nicht verzeiht.

FRIEDRICH HOFREITER kommt. Schlank, nicht sehr groß, schmales, feines Gesicht, dunkler Schnurrbart, englisch gestutzt; blondes grau meliertes, rechts gescheiteltes Haar. Er trägt Zwicker ohne Band, den er manchmal abnimmt; geht etwas nach vorn gebeugt. Kleine, ein wenig zusammengekniffene Augen. Liebenswürdige weiche, beinahe weichliche Art zu reden, die manchmal ins ironisch Bissige umschlägt. Seine Bewegungen sind geschmeidig, aber verraten Energie. Er ist mit Eleganz, ganz ohne Geckenhaftigkeit gekleidet; dunkler Sakkoanzug, darüber offener schwarzer Überzieher mit breitem Atlasrevers, runder schwarzer Hut, schlanker Regenschirm mit einfachem Griff. — Noch am Tor. Guten Abend. *Im Hereinkommen.* Servus Mauer. *Mit einem eigentümlichen Lachen, das zu seinen Gewohnheiten gehört und das oft klingt, als wenn er sich über den Angeredeten lustig machen wollte.*

MAUER. Grüß' dich Gott, Friedrich. *Steht auf.*

FRIEDRICH über die Stiege auf die Veranda, küßt Genia flüchtig auf die Stirn. Guten Abend, Genia. Wie geht's? Gibt's was Neues? Briefe?

GENIA. Gar nichts. Die Abendpost ist übrigens noch nicht da.

FRIEDRICH sieht auf die Uhr. Dreiviertel sieben. Den Briefträger sollt' man auch pensionieren. Von Jahr zu Jahr wird er langweiliger. Das läßt sich direkt beobachten. Vor drei Jahren war die Abendpost immer

um halb sieben da. Jetzt selten vor halb acht. Wenn das so weitergeht, wird er nächstens um Mitternacht angetanzt kommen.

GENIA. Willst du vielleicht noch einen Tee?

FRIEDRICH. Dank' schön ... Ich hab' im Büro einen getrunken. Gut war er nicht. Also hat dir der Mauer ausgerichtet ...?

GENIA. Ja ... Ist die Depesche aus Amerika gekommen?

FRIEDRICH. Natürlich ... Und es ist so gut wie sicher, daß ich gegen Herbst hinübermuß.

GENIA. Du wolltest ja einen Herrn aus dem Büro hinüberschicken.

FRIEDRICH. Ah — ich muß ja doch alles selber machen. Willst mitfahren, Genia? Am 29. August von Liverpool, oder am 2. September von Hamburg. Norddeutscher Lloyd. Vom King James kenn' ich den Kapitän.

GENIA. Wir sprechen uns noch bis dahin, nicht?

FRIEDRICH. Ich hoffe das Vergnügen zu haben. *Er setzt sich.*

GENIA. Es wird dir warm sein im Überzieher.

FRIEDRICH. Nein, ich find' es eher kühl. Ein Wetter war das. Hat's auch hier so gegossen? Auf dem Friedhof war ein Quatsch! — Womit ich nicht die Reden gemeint habe. Sei froh, daß du nicht ... Wirklich, das sollt' endlich abgeschafft werden! Was die wieder zusammengeplauscht haben. — *Pause.* Na, Mauer, wie bist du denn herausgekommen? Nichts passiert? Wie seid's ihr denn gefahren? Zehn Kilometer die Stund', was? Auf mehr laßt du dich doch nicht ein.

MAUER. Du kannst mich lang frotzeln. Ich trau' keinem Chauffeur. Ich bin ganz wie du, ich verlass' mich nur auf mich selber. In den letzten acht Tagen hab' ich wieder drei Verletzungen nach Automobilunfällen in Behandlung gekriegt.

FRIEDRICH. Richtig, wie geht's denn dem Stanzides?

MAUER. Für einen doppelt gebrochenen Arm gut genug. Ich will jetzt eben noch zu ihm hinschaun. Sehr ungeduldig ist er halt. Und er sollte eigentlich froh sein, daß er sich nicht das Genick gebrochen hat.

FRIEDRICH. Ich auch, das vergißt du. Ich bin nämlich auch zehn Meter weit auf die Straße hinaus geflogen. — Aber es ist schon wahr, die Versicherungsgesellschaften werden bald keine Bekannten von mir annehmen wollen.

MAUER. Du hast wirklich kein Glück mit deinen Freunden, wie das vor einer halben Stunde die Erna Wahl behauptet hat.

FRIEDRICH. So, die Erna ist dagewesen?

GENIA. Ja, mit der Mutter. Sind eben in Begleitung des Herrn Fähnrich fortgegangen.

FRIEDRICH. So, der Otto war auch da? . . . *Zu Mauer.* Hast ihn gesehn?

MAUER. Ja.

FRIEDRICH. Wie g'fallt er dir denn eigentlich?

MAUER etwas befremdet von der Frage. Ein ganz netter Bursch.

FRIEDRICH. Merkwürdig wie er an seinen Vater erinnert! Dieselbe Couleur in Grau. Findest du nicht?

MAUER. Möglich . . . Der Doktor von Aigner war übrigens nie mein Fall. Zu viel Poseur für meinen Geschmack.

FRIEDRICH. Ah, er hat nur Stil. Das verwechselt man oft. Auch schon lang her, daß ich ihn zuletzt gesehn hab'. Vor sieben Jahren. In Bozen. Erinnerst du dich, Genia?

GENIA. Freilich. *Zu Mauer.* Mir hat er sehr gut gefallen.

FRIEDRICH. Ja, er hat damals eine gute Zeit gehabt. Jedenfalls war er besser aufgelegt wie ich. *Zu Mauer.* Weißt, das war nämlich grad ein paar Tag', nachdem die Geschichte mit dem Bernhaupt passiert ist. Na und der Aigner ist damals gerade von einer Wahlreise zurückgekommen; sehr montiert; irgendwo

war er angeschossen worden, in einem südtirolischen Nest, von Irredentisten, darauf hat er natürlich von den Deutschen riesige Ovationen bekommen . . . nebstbei hat er jeden Tag zwei bis drei Reden zu halten gehabt . . .

MAUER. Reden! Ja! Das war immer sein Fall. Schon damals als Präsident des Touristenklubs, wie ich im Ausschuß war. Na, und gar jetzt als Abgeordneter. . . . Da hat er reichlich Gelegenheit!

FRIEDRICH. Ah er redt nicht nur; — er tut auch was fürs Land. Die neuen Dolomitenstraßen wären ohne ihn nie gebaut worden. Und diese Riesenhotels und die Automobilverbindungen, eigentlich alles sein Werk! Und nebstbei hat er in jedem Tiroler Dorf mindestens ein Kind. Auch außerhalb seines Wahlkreises.

MAUER. Also gut, sagen wir, er hat Stil. Aber ich muß jetzt gehn. Der Stanzides wird mich schon erwarten. —

FRIEDRICH. Grüß' ihn schön von mir. Ich schau' vielleicht morgen zu ihm hinauf. Zum Nachtmahl kommst du doch wieder her?

MAUER. Ich weiß nicht.

FRIEDRICH. Aber selbstverständlich.

MAUER zögernd. Danke. Ich fahr' doch lieber mit dem zehn Uhr zwanzig Zug hinein. Ich hab' morgen früh im Spital zu tun.

FRIEDRICH. Bist du abergläubisch, Mauer?

MAUER. Warum denn?

FRIEDRICH. Na, ich hab' gedacht, vielleicht willst du nicht im Fremdenzimmer schlafen, weil der arme Korsakow vor acht Tagen oben übernachtet hat. Aber ich glaube nicht, daß die Toten schon in der ersten Nacht Ausgang kriegen zum Erscheinen.

MAUER. Wenn man dich so reden hört . . .!

FRIEDRICH plötzlich ernst. Kinder, es ist doch scheußlich! Vor acht Tagen hat er da oben geschlafen, und am Abend vorher hat er noch Klavier gespielt da

drin — Chopin — das Cismoll-Nokturno — und was von Schumann —, und da auf der Veranda sind wir gesessen, der Otto war auch dabei und das Natternpaar, — wer von uns hätt sich das träumen lassen! — Wenn man nur eine Ahnung hätte, warum? Na, Genia, — hat er dir auch nichts g'sagt?

GENIA. Mir? . . .

FRIEDRICH ohne Genias Haltung Bedeutung beizulegen. Plötzliche Sinnesverwirrung, sagen die Leute. Aber es soll uns erst einer sagen, was das heißt: Plötzliche Sinnesverwirrung. Na, Mauer, möchtest du mir's vielleicht erklären?

MAUER. Erstens bin ich kein Psychiater — und zweitens wunder' ich mich nie, wenn sich wer umbringt. Wir sind alle so oft nahe daran. Ich hab' mich einmal umbringen wollen, mit vierzehn Jahren, weil mich ein Professor ins Klassenbuch geschrieben hat.

FRIEDRICH. In einem solchen Falle hätt' ich lieber den Professor umgebracht . . . Nur wäre ich dann ein Massenmörder geworden.

MAUER. Ich bitt' dich, ein Künstler! Die sind alle mehr oder weniger anormal. Schon daß sie sich so wichtig nehmen. Der Ehrgeiz an und für sich ist ja eine Geistestörung. Dieses Spekulieren auf die Unsterblichkeit! Und die reproduzierenden Künstler, die haben's gar schlecht. Sie mögen so groß sein wie sie wollen, es bleibt doch nichts übrig als der Name und nichts von dem, was sie geleistet haben. Ich glaub' schon, daß einen das verrückt machen kann.

FRIEDRICH. Aber was redst denn! Du hast ihn ja nicht gekannt. Ihr habt ihn ja alle nicht gekannt. Ehrgeiz . . . Der? — Dazu war er ja viel zu gescheit! Zu philosophisch könnt' man sagen. Die Klavierspielerei war ihm in Wirklichkeit Nebensache. Habt ihr denn eine Ahnung, für was alles der sich interessiert hat? Den Kant und den Schopenhauer und den Nietzsche hat er im kleinen Finger gehabt, und den Marx und den Proudhon gleichfalls. Es war ja fabelhaft. Ich

weiß schon, wen ich mir aussuch' zum konversieren ... Und dabei täglich sechs Stunden üben! Wo er nur die Zeit zu dem allen hergenommen hat? — Und siebenundzwanzig Jahre! Und bringt sich um. Herr Gott, was hat so ein Kerl noch alles vor sich gehabt. Jung und berühmt, ganz hübsch obendrein — und schießt sich tot. Wenn das ein alter Esel tut, dem das Leben nichts mehr bieten kann ... Aber grad die ... Na. — Und noch am Abend vorher sitzt man zusammen mit so einem Menschen, beim Nachtmahl — und spielt Billard mit ihm ... Was ist denn, Genia? Was ist denn da zum Lachen?

GENIA. Ich hab' die Geschichte eben der Frau Wahl erzählt. Sie hat sich sofort erkundigt, wo die Zigarren hingekommen sind, die du ihm am nächsten Tag geschickt hast.

FRIEDRICH. Ha! ... Die ist doch unbezahlbar. *Nimmt eine Zigarrentasche heraus, offeriert dem Mauer.* Du bist ja nicht abergläubisch. Ich rauch' grad auch eine. Der Franz hat sie mir natürlich zurückgebracht.

MAUER. Danke. Es ist eigentlich schad' drum vor dem Nachtmahl. *Nimmt sie.*

FRIEDRICH gibt ihm Feuer.

STUBENMÄDCHEN kommt mit Briefen

GENIA nimmt sie ihr aus der Hand. Eine Karte von Percy.

FRIEDRICH. Dear mother. An dich. Schon wieder nur eine Karte. So ein fauler Strick.

MAUER. Was soll denn ein dreizehnjähriger Bursch Briefe schreiben. Und gar noch englisch.

FRIEDRICH. Kann er grad so gut wie deutsch.

MAUER. Also auf Wiedersehn. In einer halben Stunde bin ich wieder da. Die Zigarre hat übrigens wirklich keine Luft. Das ist kein Aberglaube. Bleib nur. *Ab.*

FRIEDRICH. GENIA.

FRIEDRICH. Ja, es war ganz gut, daß du nicht hineingefahren bist, Genia. Die Reden ... und das

Wetter dazu. *Er sieht die Briefschaften und die Zeitungen flüchtig durch.* Übrigens, wie man den Sarg in die Erde gesenkt hat, ist plötzlich die Sonne hervorgekommen. — *Pause.* Ist heut nicht Donnerstag? Heut hätt' er ja bei uns nachtmahlen sollen. Das muß man dem Mauer auch noch sagen ... Geh, laß mich doch die Karte von Percy anschaun.

GENIA reicht sie ihm. In vier Wochen ist er da.

FRIEDRICH lesend. Ja. Also die beste griechische Aufgabe. Na, auch nicht schlecht. Vielleicht wird er Philolog oder Archäolog. Hast du übrigens gestern im Daily Telegraph den Artikel über die neuen Ausgrabungen in Kreta gelesen?

GENIA. Nein.

FRIEDRICH. Sehr interessant. Da müßte man eigentlich auch einmal hin. Ja. *Pause.*

GENIA. Was du da früher von Amerika gesagt hast, — ist das dein Ernst?

FRIEDRICH. Natürlich. Na, hättest du keine Lust, Genia? In New York selbst hätt' ich nicht lang zu tun. Aber dafür auch in Chicago und in Washington, und St. Louis ... Und ich finde, es wäre unverantwortlich, wenn man bei dieser Gelegenheit nicht weiter rutschte; — hinüber bis nach San Francisco. Erinnerst du dich, wie uns der arme Korsakow von seiner Tournee durch Kalifornien erzählt hat? Es muß schon prachtvoll sein.

GENIA. Das wäre ja dann eine Reise von ein paar Monaten.

FRIEDRICH. Ja, wenn bis dahin hier alles in Gang gebracht ist, insbesondere der Neubau, dann könnte man die Reise wohl bis zum Frühjahr ausdehnen ... Na, überleg's dir.

GENIA schüttelt langsam den Kopf.

FRIEDRICH. Hast Angst vor der Seefahrt? Ich bitt' dich, jetzt auf den neuen Schiffen! Und übrigens ist soeben wieder ein vollkommen sicheres Mittel gegen Seekrankheit erfunden worden. Vibrationselektrizität.

GENIA. Ich glaub' nicht, daß ich mich entschließen

werde. Trotz der Vibrationselektrizität. Aber eine andere Idee hätt' ich ...

FRIEDRICH. Und zwar?

GENIA. Während du drüben bist, möcht' ich in England bleiben — beim Percy.

FRIEDRICH sieht sie von der Seite an. Hm. Du hättest nicht viel von ihm.

GENIA. Er könnte ja während der Zeit als Externist weiterstudieren. Grad so wie die Buben von meiner Schwester, der Mary. Und ich könnte mit ihm zusammenwohnen.

FRIEDRICH. Was sind denn das ... wie kommst du denn so plötzlich auf diese Idee ...?

GENIA. Nicht so plötzlich. Ich habe erst neulich mit dir davon gesprochen. — Erinner' dich nur. Und da du doch entschlossen scheinst, ihn noch ein paar Jahre drüben zu lassen ...

FRIEDRICH. Natürlich. Du siehst ja, wie famos er sich drüben entwickelt. Es wäre nichts als verdammter Egoismus, wenn wir ihn jetzt, mitten in seiner Ausbildung, wieder zurückholten, in unsern Kontinent, wo sie einen systematisch zu allerlei Sentimentalitäten und Brutalitäten erziehen, statt zum Golfspielen und Rudern.

GENIA. Wenn nur die Sehnsucht nicht wäre ...

FRIEDRICH. Ja, das muß man schon mit in den Kauf nehmen. Meinst du vielleicht, ich sehn' mich nicht nach ihm? Aber Sehnsucht ist meiner Ansicht nach ein sehr gesundes Element in der Ökonomie der Seele. Sehnsucht hat die Eigenschaft, menschliche Beziehungen zu verbessern. Ich finde überhaupt, man sollte die menschlichen Beziehungen mehr auf Sehnsucht einrichten als auf Gewohnheit. Übrigens können wir ihn ja jedenfalls hinüberbegleiten nach England, und du kannst dich dann noch immer entscheiden, ob du mit mir fahren oder beim Buben bleiben willst über den Winter.

GENIA. Es wäre mir lieber, wenn du die Sache schon heute als meinen festen Entschluß ansähst.

FRIEDRICH. Als deinen Entschluß?

GENIA. Ich hätte ja noch allerlei zu besorgen, eh' ich nach England fahre. Von heute auf morgen läßt sich doch so eine Übersiedlung nicht bewerkstelligen.

FRIEDRICH. Übersiedlung?

GENIA. Nenn's wie du willst.

FRIEDRICH. Ja, was hast du denn, Genia? Du bist ja geradezu sonderbar?

GENIA. Was ist denn daran sonderbar? Daß eine Mutter ... daß man seinen einzigen Sohn ... Wenn er um ein paar Jahre älter ist, hab' ich ja überhaupt nichts mehr von ihm. Im Sommer zwei Monate, und zu Weihnachten acht Tage und zu Ostern, — das ist doch zu wenig. Ich hab' lang genug gekämpft, — ich kann einfach nicht mehr.

FRIEDRICH. Du, Genia, man könnte beinahe den Eindruck gewinnen, als wenn's dir nicht so sehr darauf ankäme, einige Zeit bei deinem Sohn zu verbringen, als von deinem ... als von hier abzufahren.

GENIA. Sonderlich vermissen wirst du mich wohl nicht, denk' ich ... Aber wozu darüber reden. *Sie steht auf.*

FRIEDRICH. Was ist denn?

GENIA. Nichts. In den Garten hinunter geh' ich. *Über die Stufen hinab.*

FRIEDRICH *sieht ihr nach.*

GENIA *langsam längs der Wiese nach rückwärts.*

FRIEDRICH *von der Veranda herunter, noch im Überzieher, den Hut hat er oben gelassen, bleibt an einem Rosenstrauch stehen. Riecht daran.* Die haben heuer überhaupt keinen Duft mehr. Ich weiß nicht, was das ist. Jedes Jahr schaun sie üppiger aus, aber das Duften haben sie sich ganz abgewöhnt.

GENIA *langsam nach rückwärts, Hände auf dem Rücken.*

FRIEDRICH *nach einer Pause.* Du, — Genia.

GENIA. Was?

FRIEDRICH. Na, wenn du bei mir angelangt bist.

GENIA *langsam näher.* Da bin ich.

FRIEDRICH. Du, Genia, sag' einmal. *Faßt sie ins Auge, ganz ruhig.* Solltest du vielleicht doch wissen, warum sich der Korsakow erschossen hat?

GENIA ruhig. Was soll denn diese Frage bedeuten? Du weißt, ich bin nicht weniger erstaunt gewesen als du.

FRIEDRICH. Man hatte allerdings den Eindruck. Also sag', warum willst du denn fort von mir ... so von heut auf morgen?

GENIA. Ich will nicht fort von dir. Zu Percy will ich. Und nicht von heut auf morgen, sondern im Herbst. Mit Percy zusammen.

FRIEDRICH. Ja, sonst wär' es wohl zu auffallend.

GENIA. Was wäre auffallend?

FRIEDRICH. Da säh's ja beinahe aus wie eine Flucht.

GENIA. Flucht? Flucht vor dir! Das hab' ich wohl nicht notwendig. Wir sind ja weit genug voneinander, auch daheim! — *Pause.*

FRIEDRICH. Du Genia! — Er ist ja tot und begraben, — der Herr Alexei Korsakow ...

GENIA. Was willst du denn immer von ihm?

FRIEDRICH. Ruhig, mein Kind, nur ruhig! ... Ich will damit nur sagen, es kann ihm nicht das geringste mehr ... Es würde ihm natürlich auch nichts geschehn, wenn er noch auf der Welt wäre, so wenig wie dir ... Aber du wirst doch zugestehn, diese Auseinandersetzung zwischen uns bekommt ein eigentümliches Cachet ... nein, das ist nicht das richtige Wort ... also ich will nur sagen, daß dieses Gespräch gerade heute stattfindet, daß gerade heute, an dem Tag, da der Herr Korsakow begraben wurde, deine Stimmung so eigentümlich ... Wenn ich auch ein Ehemann bin, Genia, ich bin ja kein Trottel. Also, daß da irgend etwas nicht stimmt, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer. Also — was ist gewesen zwischen euch?

GENIA. Ich schau' dich nur an.

FRIEDRICH. Ja, das merk' ich. Aber du wirst zu-

geben, eine Antwort ist das nicht. Du solltest mich auch nicht mißverstehn, Genia. Es muß ja nichts Wirkliches vorgefallen sein, zwischen dir und Korsakow. Es war vielleicht nur ein Flirt. Ja. Denn, wenn es etwas andres gewesen wäre, hätte er sich nicht zu erschießen brauchen. Außer *lauernd* es ist doch mehr gewesen — und du hast ihn — — — in Gnaden entlassen. *Er spricht immer ganz ruhig, nimmt sie aber jetzt beim Arm.*

GENIA beinahe lächelnd. Eine Eifersuchtsszene?! — Aber! . . . Du solltest wirklich was für deine Nerven tun, Friedrich. Ich weiß nicht . . . aber ich kann ja nichts dafür, daß es zwischen dir und Adele Natter zu Ende ist, — und daß noch keine Nachfolgerin da zu sein scheint.

FRIEDRICH. Ah, du bist ja sehr gut informiert. Na, ich will vorläufig nicht untersuchen, von welcher Seite dir diese Wissenschaft kommt, — übrigens kann ich wirklich nichts dafür, daß du mich nie direkt um was gefragt hast; — ich hätte dir nichts abgeleugnet. Keinesfalls hätte ich dir erwidert, du sollst etwas für deine Nerven tun. Das ist überhaupt . . . das sieht dir nicht einmal ähnlich. Ich versteh' dich eigentlich gar nicht. Du solltest mich doch besser kennen. Ich weiß wahrhaftig nicht, warum du dastehst wie eine Bildsäule, statt mir vernünftig zu antworten . . . Mir scheint, du traust mir nicht, Genia? . . . Du denkst dir, man kann bei ihm nicht wissen? . . . Aber ich versichere dich, Genia — halt das nicht für Hinterlist — ich würde es vollkommen begreifen. Du hättest ja schließlich nur Recht gehabt — ob's nun Alexei war oder . . . na, über den Geschmack kann man ja nicht streiten. Aber bekanntlich richtet sich in einem solchen Fall die Gattin selten nach dem Geschmack des Gemahls.

GENIA. Warum verleugnest du ihn plötzlich? Du bist ja doch sein Freund gewesen. Heut beim Begräbnis sollst du ja sogar tief ergriffen gewesen sein.

FRIEDRICH. Hat dir das auch der Mauer erzählt?

GENIA. Das zufällig die Erna Wahl. Sie hätte dir

nämlich gar nicht zugetraut, daß dir irgend etwas auf der Welt so nahe gehn kann.

FRIEDRICH. Ah, Erna, die Menschenkennerin. Natürlich war ich ergriffen. Es tut mir so leid um ihn, wie's mir selten um wen leid getan hat. Und es tät' mir nicht weniger leid um ihn, wenn ich mit absoluter Sicherheit wüßte, daß du — seine Geliebte gewesen bist. Du kannst dir nämlich gar nicht vorstellen, wie — unwesentlich und nebensächlich gewisse Dinge für einen werden, wenn man grad vom Friedhof kommt. Das sag' ich nicht, um dich zu beruhigen, sondern weil's wahr ist. — Also gib endlich eine Antwort. Früher geb' ich ja keine Ruh'. Kannst auch lügen, aber antworten mußt du. Ich werd' schon wissen, ob's wahr ist. Also . . . ja oder nein? —

GENIA. Er war nicht mein Geliebter. Er war leider nicht mein Geliebter. Ist dir das genug?

FRIEDRICH. Ja, das ist mir genug. Denn jetzt weiß ich, daß er's war. Du hast dich nämlich selbst verraten! Merkst nicht? — Leider war er's nicht. hast du gesagt. Und da du ihn geliebt hast, warst du natürlich seine Geliebte. Was hätte dich daran hindern sollen? Und da du jetzt — Schluß gemacht hast, hat er sich eben umgebracht. Sehr einfach. Und warum du Schluß gemacht hast, das ist noch einfacher. Ich werd's dir sagen, warum: Weil solche Dinge eben ein Ende haben müssen. Besonders, wenn es sich um so eine Geschichte handelt mit einem Menschen, der um ein paar Jahre jünger ist — und sich meistens auf Konzertreisen befindet. Und dann, der Percy kommt bald zurück, und da mag dich denn ein gewisses, wie soll ich sagen, Reinlichkeitsgefühl . . . Na . . . Eigentlich sehr anständig. Somit wäre alles ganz klar, bis auf die Idee mit der englischen Reise. Nein, eigentlich versteh' ich auch das ganz gut. Schließlich, wenn die Sache auch zu Ende war für dich, — dieser Abschluß . . . Ja, sogar, wenn du ihn nicht sehr leidenschaftlich geliebt hast — oder hättest . . .

GENIA. Bemüh' dich nicht weiter. Da lies. *Sie zieht einen Brief aus ihrem Gürtel.*

FRIEDRICH. Was soll ich ...?

GENIA. Lies.

FRIEDRICH. Was ist ... Ein Brief? Von ihm ein Brief? An dich ein Brief von ihm? — Ah, behalt ihn. Ich will ihn nicht. Das säh' ja aus ... Ich danke. Wenn es nicht deine Absicht war, mir diesen Brief zu zeigen, — so behalt ihn dir freundlichst!

GENIA. Lies!

FRIEDRICH. Warum soll ich ihn denn lesen? Du kannst mir ja sagen, was drin steht. Ist er nicht vielleicht russisch? Und die kleine Schrift. Da verdirbt man sich ja die Augen.

GENIA. Lies.

FRIEDRICH auf die Veranda. Er dreht das Licht auf, Wandarm, stellt sich darunter, setzt den Zwicker auf, beginnt für sich zu lesen.

GENIA folgt ihm langsam, bleibt auf der untersten Stufe stehn.

FRIEDRICH lesend. „Leben Sie wohl, Genia." *Liest für sich weiter. Blickt auf zu ihr, erstaunt.* Was? Du hast keine Ahnung gehabt, daß er ... Wann hast du denn den Brief bekommen?

GENIA. Eine Stunde bevor du mir die Nachricht gebracht hast, daß er tot ist.

FRIEDRICH. Du hast's also schon gewußt, wie ich nach Haus gekommen bin? Man ist doch ... Also auf die Gefahr hin, daß du mich für einen Idioten hältst, ich hab' dir nichts angemerkt, nicht das geringste ... *Liest weiter für sich, dann schaut er wieder wie überrascht auf, dann liest er halblaut.* „Sie hatten ja vielleicht recht, daß Sie sich meinem vermeßnen Wunsch versagten. Wir waren beide nicht geschaffen in Lüge ... Ich vielleicht; Sie nicht ... trotz allem ..." Trotz allem ... Du hast dich wohl sehr beklagt über mich?

GENIA fragender Blick.

FRIEDRICH lesend. „Daß Sie Ihn" — mit großem I, sehr schmeichelhaft — „daß Sie Ihn nicht verlassen

wollen, trotz allem, das versteh' ich in dieser Stunde. Sie lieben ihn, Genia, Sie lieben Ihren Gatten noch immer, das ist die Lösung des Geheimnisses. Und vielleicht ist das, was ich mit dem törichten Wort" ... das kann ich absolut nicht lesen ...

GENIA. „Was ich mit dem törichten Wort Treue bezeichne" ...

FRIEDRICH. Ah, du kennst ihn ja auswendig. „Was ich mit dem törichten Wort Treue bezeichne, nichts als die Hoffnung, daß er Ihnen doch einmal zurückkehrt."

GENIA. Seine Auffassung. Du weißt, daß ich nichts hoffe — und nichts wünsche.

FRIEDRICH *sieht sie an; dann:* „Als ich Sie gestern sprach, war ich schon entschlossen" Gestern? ... War er denn am Sonntag da? Ja, richtig, ihr seid in der Allee hinten auf und ab gegangen miteinander ... ja ... *Liest.* „Als ich Sie gestern sprach, war ich schon fest entschlossen, alles weitere von Ihrem ja oder nein abhängig zu machen. Ich habe Ihnen ja nichts davon gesagt, denn ich fürchtete, wenn Sie geahnt hätten, daß es mir vollkommen unmöglich ist, ohne Sie weiterzuleben ..." Etwas ausführlich schreibt er, der Herr Alexei Iwanowitsch ... *Musik vom Kurpark her, gedämpft.* „Ich wollte mein Glück nicht einem Zwang, nicht einer Art von Erpressung verdanken. Darum" ... Hättest du ja gesagt, wenn du gewußt hättest, daß es um Leben und Tod geht?

GENIA. Wenn ich gewußt hätte ...? Wie kann man sich so was ... Ich hätt's ja nicht geglaubt. Das hätt' ich ja doch nicht geglaubt.

FRIEDRICH. Ich will dich anders fragen.

PAUL KREINDL *elegant, jung, angestrengt fesch, erscheint am Tor.* Guten Abend! Küss' die Hand, gnädige Frau.

FRIEDRICH. Wer ist denn? ... Ah, Paul, Sie! *Herunter.*

PAUL. Bitte. *Er tritt näher.* Ich will nicht stören. Ich komme nämlich als Abgesandter aus dem Kurpark;

von Frau von Wahl und Fräulein Erna und Herrn Fähnrich von Aigner und dem Herrn Oberleutnant Stanzides . . .

FRIEDRICH. Der geht schon aus?

PAUL. Ob die Herrschaften nicht auch zur Musik kommen möchten?

GENIA. Wir danken sehr, aber wir haben einen Gast zum Nachtmahl, den Doktor Mauer.

PAUL. So bringen Sie ihn doch mit, gnä' Frau!

FRIEDRICH. Sie bleiben ja gewiß alle lang im Park.

PAUL. Bis ausgelöscht wird.

FRIEDRICH. Also schön, — vielleicht kommen wir nach . . . ohne Verpflichtung.

GENIA. Wir lassen jedenfalls bestens danken.

PAUL. O bitte. Man würde allerseits sehr beglückt sein. Küss' die Hand, gnädige Frau, adieu, Herr Hofreiter, bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich gestört habe. *Geht.*

FRIEDRICH und GENIA im Garten.

Pause.

FRIEDRICH. Ich will dich anders fragen. Ich meine: Wenn du ihn von den Toten wieder aufwecken könntest, — dadurch, daß du dich bereit erklärtest . . . seine Geliebte zu werden.

GENIA. Ich weiß nicht.

FRIEDRICH. Du vergißt, was du früher gesagt hast. „Er war leider nicht mein Geliebter". Wenn du selbst es bedauerst, daß du's nicht warst, so kann doch nicht so viel dazu gefehlt haben. Und jetzt zweifelst du daran, daß du seine Geliebte würdest, selbst wenn du ihn damit wieder von den Toten . . . Warum gibst du's nicht zu? Er hätte nur noch ein paar Tage Geduld haben müssen, dann wärst du doch . . . du hast ihn ja geliebt.

GENIA. Nicht genug, wie du siehst.

FRIEDRICH. Du sprichst das aus, als wenn du mir einen Vorwurf . . . Ich kann ja nichts dafür.

GENIA. Nur ich. Ich weiß.

FRIEDRICH. Und jetzt bereust du ... daß du ... ihn in den Tod getrieben hast?

GENIA. Es tut mir sehr weh, daß er gestorben ist. Aber zu bereuen, zu bereuen hab' ich doch nichts?! Hätt' er mir gesagt, was er vorhat — hätt' er mir ... Oh, ich hätt' ihn schon zur Vernunft gebracht ...

FRIEDRICH. Wie denn —?

GENIA. Ich hätt' ihm das Wort abgenommen ...

FRIEDRICH. Was denn? Aber red' nicht! Du hättest ihm kein Wort abgenommen; — du wärst einfach seine Geliebte geworden ... selbstverständlich.

GENIA. Ich glaub' nicht.

FRIEDRICH. Aber ich bitt' dich!

GENIA. O, nicht deinetwegen. Nicht einmal wegen Percy.

FRIEDRICH. Ja, warum?

GENIA. Um meinetwillen!

FRIEDRICH. Das versteh' ich nicht.

GENIA. Ich hätt' nicht können. Weiß Gott warum. Ich hätt' nicht können. *Pause.*

FRIEDRICH. Da hast deinen Brief, Genia.

GENIA nimmt ihn.

Mauer kommt.

MAUER. Guten Abend, meine Herrschaften. Ich hab' euch hoffentlich nicht zu lange warten lassen.

FRIEDRICH ihm entgegen. Servus, Mauer. Na, dem Stanzides scheint's ja schon sehr gut zu gehn. Er sitzt im Kurpark bei der Musik.

MAUER. Ja, ich hab' ihn selber bis hin begleitet.

FRIEDRICH. Der Paul Kreindl war grad da, wir sollen auch nach dem Nachtmahl hinkommen.

GENIA. Ich will sehen, ob noch nicht ...

FRIEDRICH. Du, Genia, ich hätt' eine Idee ... Gehn wir doch gleich hinüber in den Park. Weiß der Teufel, ich hab' so eine Lust auf Musik und viel Leut'. Dir ist's doch egal, Mauer, was?

MAUER. Mir? Es kommt nur auf deine Frau an.

GENIA. Ich will euch nicht stören, aber ich für meine Person möcht' lieber zu Haus bleiben.

FRIEDRICH. Nein, das hat keinen Sinn. Komm nur mit, Genia, es wird dir auch ganz gut tun.

GENIA. Ich müßt' mich umkleiden . . .

FRIEDRICH. So kleid' dich halt um, wir warten indes da im Garten.

GENIA. Liegt dir so viel daran?

FRIEDRICH *zu Mauer.* Was sagst du?! *Nervös.* Also bleiben wir alle schön zu Haus . . . Schluß.

GENIA. Ich komm' gleich . . . Ich setz' nur meinen Hut auf. *Ab.*

MAUER. FRIEDRICH.

FRIEDRICH *nach einer Pause.* Ja, lieber Mauer, ja, ja . . .

MAUER. Ich begreif' dich eigentlich nicht . . . Das muß doch einer Hausfrau unangenehm sein.

FRIEDRICH. Na, im Kurpark kriegst du auch ganz gut zu essen. *Pause.* Übrigens — daß du heute hineinfahrst, ist vielleicht doch ganz gut. — Die Chancen für Geistererscheinungen in diesem Haus haben sich nämlich beträchtlich gesteigert.

MAUER. Was?

FRIEDRICH. Du verdienst eigentlich mein Vertrauen nicht, weil du alles mögliche ausplauscht, sogar was ich dir nicht einmal erzählt hab' . . .

MAUER. Was heißt das?

FRIEDRICH. Na, daß die Geschichte mit der Adele Natter aus ist, woher weiß die Genia das?

MAUER. Du solltest froh sein, daß man einmal auch etwas Vernünftiges von dir erzählen kann.

FRIEDRICH. Na, ob gerade das so besonders vernünftig war . . . Ach Gott, Mauer, das Leben ist schon eine komplizierte Einrichtung! . . . Aber interessant . . sehr interessant!

MAUER. Was hast du denn früher gemeint mit den gesteigerten Chancen für Geistererscheinungen?

FRIEDRICH. Ja so. — Na, was glaubst du, warum

sich der Korsakow umgebracht hat? — Na, rat einmal!! — Aus unglücklicher Liebe — zu meiner Frau. Was, da schaust du?! Aus unglücklicher Liebe!... Das gibt's!... Einen Brief hat er ihr hinterlassen. Den hat sie mir zum Lesen gegeben... Einen sehr merkwürdigen Brief... gar nicht schlecht geschrieben ... für einen Russen!

GENIA kommt mit Hut. Man hört jetzt die Musik wieder deutlicher. Da bin ich. Also, lieber Doktor, jetzt will ich's Ihnen sagen: Nur Ihretwegen lass' ich unser gutes Nachtmahl im Stich. Die Erna ist nämlich im Kurpark...

FRIEDRICH. Ah? Die Erna! *Zu Mauer.* Ja, das wär' was. Na, Mauerl, nimm dich zusammen. Die gönn' ich nicht jedem. Obwohl sie mich, wie es scheint, für einen herzlosen Schuften hält, und mir nicht einmal zutraut, daß der Tod eines Freundes...

Sie verlassen alle den Garten und treten auf die Straße.

Vorhang.

ZWEITER AKT

Villa Hofreiter; entsprechende Partie des Gartens.

Links die hintere Fassade des Hauses. Türe, die direkt in den Garten führt. Rechts und links von der Türe je zwei Fenster, zum Teil offen. Im ersten Stockwerk ein kleiner Balkon. Mitte Rasen. Weiter rechts ein großer Nußbaum, darunter Bank, Tisch, Sessel. Weiter rückwärts Mitte eine Baumgruppe, durch die der im Hintergrund liegende Tennisplatz zum Teil gedeckt wird. Um den Tennisplatz hohes Drahtgitter. Außerhalb des Tennisgitters, sowohl links als rechts je eine Bank. Zwei kleine Bänke zu seiten der Haustür unter den Parterrefenstern. — Heißer, sonniger Sommertag.

FRAU GENIA unter dem Nußbaum im weißen Sommerkleid. Ein Buch in der Hand, nicht lesend.

Auf dem Tennisplatz ist eine Partie im Gang. Links Friedrich Hofreiter und Adele Natter, rechts Erna Wahl und Paul Kreindl. Die weißen Kostüme schimmern her, doch die Gesichter sind kaum zu erkennen. Zuweilen hört man die Rufe: „fifteen, thirty, fourty, out, deuce, second“ *usw.*

Bald nachdem der Vorhang aufgegangen ist, kommt Otto von Aigner, diesmal in Zivil, Tennisanzug, Panamahut, Rakett in der Hand, hinter dem Hause hervor und will sich auf den Tennisplatz begeben. Er gewahrt Genia, die seine Schritte gehört hat, und geht auf sie zu. Sie begrüßt ihn mit freundlichem Kopfnicken.

OTTO. Guten Tag, gnädige Frau — Sie spielen nicht?

GENIA. Wie Sie sehen, Herr Fähnrich. In der Gesellschaft komm' ich ja doch nicht auf.

Ein Ball fliegt vor Otto hin, er schleudert ihn zurück.

STIMMEN VOM TENNISPLATZ. Danke!

OTTO. Auch nicht lauter Meister ... abgesehen vom Herrn Gemahl natürlich. Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich habe Sie in Ihrer Lektüre gestört ... *Will zum Tennisplatz.*

GENIA. Sie stören mich gar nicht. Ich hab' wohl zu lesen versucht, aber eigentlich war ich nah daran einzuschlummern. Diese Luft ...

OTTO. Ja, warm ist's wohl. Aber dafür sind's auch schöne Tage! Man kann die heimatlichen Wälder so recht genießen!

GENIA. Sie haben heut gewiß schon einen größeren Spaziergang hinter sich?

OTTO. Ja; ich war in aller Früh' bis zur „Waldandacht", mit meiner Mutter.

GENIA. Die muß aber glücklich sein, daß sie Sie endlich wieder in ihrer Nähe hat.

OTTO. Und ich erst ... Umsomehr als es auf lange Zeit hinaus mein letzter Urlaub ist. Ich bin auf ein Schiff kommandiert, das für drei Jahre nach der Südsee geht.

GENIA *konventionell.* Oh!

OTTO. Unser Schiff ist vom Kriegsministerium aus einer wissenschaftlichen Expedition attachiert.

GENIA. Sie beschäftigen sich gewiß in Ihren freien Stunden auch mit allerlei Studien, Herr Fähnrich?

OTTO. Warum glauben Sie das, gnädige Frau?

GENIA. Ich kann mir nicht recht denken, daß das militärische Leben an sich Sie völlig befriedigen sollte.

OTTO *lächelnd.* Ich darf mir vielleicht die Bemerkung erlauben, daß wir bei der Marine allerlei zu betreiben haben, was man, ohne Überhebung, als Wissenschaft bezeichnen kann.

GENIA. Natürlich — daran hab' ich nicht gezweifelt. Ich meinte nur, daß Sie auch außerhalb Ihres Berufes noch ernste Interessen haben dürften.

OTTO. Es bleibt einem nicht allzuviel Zeit dazu. Auf meiner bevorstehenden Reise hoff' ich ja allerdings in ein Gebiet näheren Einblick zu gewinnen, in dem ich mich bisher einigermaßen dilettantisch umgetan habe ... Die Expedition, der wir uns anschließen, ist nämlich für Tiefseeforschung ausgerüstet; und da ich überdies mit einem der Assistenten befreundet bin ... Oh, da kommt Frau von Wahl.

GENIA *sich erhebend.* Davon müssen Sie mir noch mehr erzählen, Herr Fähnrich ... von diesen Tiefseegeschichten.

Frau Wahl aus dem Haus in den Garten.

FRAU WAHL. Grüß' Sie Gott, liebe Genia, guten

Tag, Herr Fähnrich. *Lorgnon ans Auge führend.* Die Jugend ist ja schon fleißig bei der Arbeit —?

GENIA. Wenn Sie den Friedrich auch zur Jugend zählen —

FRAU WAHL. Den ganz besonders. Na überhaupt die Männer! Möchten Sie glauben, Herr Fähnrich, daß wir ungefähr im selben Alter stehen, der Herr Hofreiter und ich? Wahrhaftig, die Natur hat sich gegen uns Frauen jammervoll benommen. *Auf ein Lächeln Genias.* Na nett keineswegs. Wer ist denn noch bei der Partie? Adele Natter jedenfalls. Ich habe nämlich das Automobil draußen stehen gesehen, das scharlachrote. Hier auf dem Lande im Grünen macht es sich ja nicht übel. Jedenfalls besser als an einer Friedhofmauer ...

GENIA matt lächelnd. Den Eindruck können Sie ja gar nicht vergessen, wie es scheint, Frau von Wahl?

FRAU WAHL. Es ist ja noch nicht so lange her; vierzehn Tage kaum.

Friedrich und Erna vom Tennisplatz mit Raketts in der Hand. Genia, Frau Wahl.

FRIEDRICH in seiner lachend boshaften Art. Küss' die Hand, Mama Wahl. Grüß' Sie Gott, Otto! Was ist denn vierzehn Tage her?

FRAU WAHL. Daß sie den armen Korsakow begraben haben.

FRIEDRICH. So ... Ist es schon so lang —? Wie kommt man übrigens auf dieses schwarzgeränderte Thema?

GENIA. Frau von Wahl hat das Nattersche Automobil draußen stehen sehen — das scharlachrote — wie damals ...

FRIEDRICH. Ah so ...

ERNA. Wer spräche sonst an einem so schönen Sommertag von einem toten Klavierspieler.

FRAU WAHL. Haben Sie je ein so tiefsinniges Mädchen gesehen, meine Herrschaften. Das ist wieder eine ihrer Pirouetten auf dem philosophischen Drahtseil, wie ihr seliger Vater zu sagen pflegte.

FRIEDRICH. Sie muß nur Obacht geben, daß sie nicht einmal abstürzt, die Erna . . .

FRAU ADELE, PAUL KREINDL mit Raketts vom Tennisplatz. GENIA, OTTO, FRAU WAHL, FRIEDRICH, ERNA. Begrüßung.

ADELE hübsch, rundlich, weiß gekleidet, roter Gürtel, roter Schlips. Was ist denn, spielen wir nicht weiter?

PAUL KREINDL küßt Frau Wahl die Hand.

FRIEDRICH. Ihr hättet ja indes singeln können.

ADELE. Aber ich spiel' ihm ja zu schlecht, diesem Menschen da.

PAUL. Wieso denn, gnä' Frau? *Weinerlich.* Mir wird ja bald niemand mehr zu schlecht spielen. Ich spiel' ja wirklich schon wie ein Schwein. O Pardon. Aber es ist wirklich wahr. Ich weiß überhaupt nicht mehr, was das ist mit mir. Rein, wie wenn ich verhext wär'. Oder ist es vielleicht nur, weil ich ein neues Rakett hab' . . . Die Herrschaften entschuldigen — ich geh' geschwind nach Haus und hol' mir mein altes. *Empfiehlt sich.*

Die andern lachen.

FRIEDRICH. Warum lachts ihr eigentlich? Er nimmt's wenigstens ernst, der Paul. Darauf kommt's an. Ob es nun Tennis ist oder Schlittschuhlaufen oder Malen oder Leut' kurieren. – Ich find', ein guter Tennisspieler ist ein viel edleres Menschenexemplar als ein mittelmäßiger Dichter oder General. Na, hab' ich nicht recht? — *Zu Otto.*

ADELE zu Genia. Also wann kommt denn eigentlich der Percy zurück, Frau Genia?

FRAU GENIA. In vierzehn Tagen soll er da sein. Und dann müssen Sie auch einmal Ihre Kinder mitbringen, ja?

ADELE. Wenn Sie erlauben, gern. Aber ob der große Bub' sich überhaupt noch herablassen wird, mit den Fratzen zu spielen —

Doktor Mauer kommt, zugleich mit ihm Stanzides in Uniform. Begrüßung.

GENIA zu Stanzides. Das ist schön, daß wir Sie auch wieder einmal bei uns sehen.

FRIEDRICH. Wie geht's dem Arm?

STANZIDES. Danke der Nachfrage. Soeben hat ihn mein hochverehrter Herr Doktor zum letzten Mal massiert ... *Legt Mauer den Arm freundschaftlich um die Schulter.* Aber mit dem Tennisspielen ist's noch nichts.

MAUER. Wird auch wieder werden.

STANZIDES zu Adele. Sie auch kampfbereit, gnädige Frau? Soeben habe ich das Vergnügen gehabt, im Park dem Herrn Gemahl zu begegnen.

FRIEDRICH. No Mauer, was ist denn mit dir, du laßt dich ja überhaupt nicht mehr anschaun. Ich hab' geglaubt, du bist schon über alle Berge.

MAUER. Ich komm' heut nur her Abschied nehmen. Morgen reise ich ab.

GENIA. Wohin denn?

MAUER. Nach Toblach. Von dort aus begeb' ich mich auf eine Paßwanderung. Falzarego — Pordoi —

FRIEDRICH. Nimmst mich mit, Mauer?

MAUER. Ja, kannst du denn und willst du?

FRIEDRICH. Ja — warum sollt' ich denn nicht ...? Morgen fahrst du?

MAUER. In der Früh', mit dem Schnellzug.

ERNA zu Mauer. Und wann werden wir das Vergnügen haben, Sie am Völser Weiher zu begrüßen?

MAUER. In acht Tagen ungefähr, wenn's erlaubt ist.

FRIEDRICH ehrlich entrüstet. Ah ... da geben sich die Herrschaften Rendezvous ...

ERNA. Ohne Sie um Erlaubnis zu fragen, Friedrich!

FRAU WAHL. Wir fahren übermorgen — ganz direkt. *Während des folgenden stehen Otto mit Genia und Adele*

abseits. Der Gustl ist schon dort. Übrigens was er mir schreibt! Wissen Sie, wer der Direktor von dem neuen Hotel ist? Der Doktor von Aigner.

FRIEDRICH. Ah, der Aigner!

FRAU WAHL. Und soll dort sämtlichen Damen den Kopf verdrehen, trotz seiner grauen Haare.

FRIEDRICH. Ja, dem sind die Weiber immer hineingefallen. Also Obacht geben, Mama Wahl.

PAUL kommt. So da wär' man wieder! *Das Rakett hochhaltend.* Das ist wieder mein altes! Man hat doch gleich was rechtes in der Hand.

FRIEDRICH. Also gehen wir's an? — *Zu Paul.* Aber jetzt gibt's keine Ausred' mehr! Sonst heißt's eben einen andern Beruf erwählen ... Advokat ... oder Raseur ... *Im Abgehen.*

Friedrich, Erna, Adele, Otto, Paul zum Tennis. Frau Wahl und Stanzides folgen.

GENIA. MAUER.

GENIA. Wollen wir nicht zuschauen? Das Tennisspielen, das steht der Erna nämlich besonders gut zu Gesicht!

MAUER stehen bleibend. Haben Sie nicht den Eindruck, gnädige Frau, daß ich ihr vollkommen wurst bin?

GENIA. Das ist möglicherweise der beste Anfang für eine glückliche Ehe.

MAUER. Ja, wenn die Gleichgültigkeit gegenseitig wäre, aber so — *Abbrechend.* Glauben Sie übrigens, Frau Genia, daß es dem Friedrich ernst ist mit seinen Reiseabsichten?

GENIA. Ich — ich weiß nicht recht. Ich war selbst ein wenig überrascht. Freilich, er hat die letzten Tage so rasend viel gearbeitet, daß ihm ein paar Tage Erholung wohl zu gönnen wären. Aber dazu müßt' er am Ende nicht — Es war wohl nicht so ernst gemeint. Eigentlich glaub' ich nicht, daß er mit Ihnen fahren wird.

MAUER. Und wie steht denn die Sache mit Amerika?

GENIA. Friedrich geht hinüber, das ist sicher.

MAUER. Und Sie, Frau Genia?

GENIA. Vielleicht auch. *Lächelnd.* Ja, lieber Freund. Vielleicht! —

MAUER. Sie fahren zusammen? — Na, das ist schön, das freut mich.

GENIA. Warum denn so feierlich ...?! Vielleicht hab' ich gesagt! ...

MAUER. Ah, es wird schon gewiß werden. Es wäre ja auch gar zu dumm, wenn der arme Korsakow ganz umsonst gestorben wäre.

GENIA befremdet. Wenn Korsakow —? Wie meinen Sie das? — Wenn Korsakow umsonst gestorben wäre?

MAUER. Ich habe nämlich die Überzeugung, daß Korsakow von der Vorsehung bestimmt war, gleichsam als Opfer zu fallen.

GENIA immer befremdeter. Als Opfer?

MAUER. Für Sie — und Ihr Glück.

GENIA. Als Opfer für mein Glück —? Sie glauben an solche Dinge?

MAUER. Man muß ja nicht gleich im allgemeinen an solche Dinge glauben. Aber hier spüre ich so etwas wie einen geheimnisvollen Zusammenhang. Sollten Ihnen nicht auch schon ähnliche Gedanken gekommen sein?

GENIA. Mir? Um die Wahrheit zu gestehen, ich denke an diese traurige Geschichte überhaupt sehr wenig.

MAUER. Das — scheint Ihnen nur so.

GENIA. Und wenn ich — zuweilen daran denke, so ist das ganze so merkwürdig blaß und fern ... Ich versichere Sie — ganz fern! Es ist eine milde Trauer — nicht mehr. Ich kann mich nun einmal nicht besser oder gefühlvoller machen als ich bin. Vielleicht wird das später noch anders. Wenn der Herbst kommt, vielleicht. Die Tage sind jetzt wahrscheinlich zu sommerlich-hell zum Traurigsein — und überhaupt zum Schwernehmen. Es ist nicht nur damit so. Die meisten Dinge

kommen mir viel leichter vor. Ich kann zum Beispiel auch dieser guten Adele absolut nicht böse sein. Vorhin habe ich sie sogar gebeten, nächstens ihre Kinder mitzubringen; ich konnte gar nicht anders. Es schiene mir geradezu lächerlich, ihr oder sonst wem etwas nachzutragen. Sie hat eher was Rührendes für mich. Wie ein Wesen kommt sie mir vor, das längst gestorben ist und es gar nicht weiß. —

MAUER sie lang anschauend. Na ja. *Pause.* Und Friedrich wird ja nun hoffentlich endgültig zur Vernunft gekommen sein. Was am Ende nicht schwer sein sollte, wenn die Vernunft dem Glück so zum Verwechseln ähnlich sieht, wie in diesem Falle. — Aber wenn er es jetzt nicht festzuhalten versteht, dann —

GENIA rasch. Es gibt vorläufig nichts festzuhalten. Sie haben mich früher offenbar mißverstanden, Doktor. Es hat sich nicht das geringste zwischen uns verändert — bisher.

MAUER. Aber es wird sich verändern. Auf die Dauer kann man ihm ja nicht böse sein, dem Friedrich! Mir geht's ja geradeso mit ihm. Ich mag mich über ihn noch so rasend geärgert haben, — sobald er seine Scharmeurkünste spielen läßt, bin ich ihm doch wieder ausgeliefert auf Gnade und Ungnade.

GENIA. Das bin ich nicht, Doktor! Um mich muß man werben, lange werben.

Vom Tennisplatz her Otto, Friedrich, Adele, Stanzides, Frau Wahl, Paul, Genia, Mauer.

PAUL während sie sich nähern, zu Erna. Wirklich, Fräulein, alles was wahr ist! Ihr Service — *first class.*

FRIEDRICH. Na — und der Schlag? — Dafür hat sie aber auch bei mir gelernt! —

ERNA. Was manchmal — entschuldigen schon, Herr Lehrer — ein zweifelhaftes Vergnügen gewesen ist!

FRIEDRICH. ... Oh ...?! —

ERNA zu den andern, insbesondere Paul. Sekiert hat er einen nämlich — bis aufs Blut! — Wenn man nur

einmal ein bißl nachgelassen hat — sofort ist man behandelt worden wie eine vollkommen hoffnungslose Erscheinung — wie eine ganz miserable Person überhaupt —

FRIEDRICH beiläufig. — Ja — die Sachen hängen auch sehr mit dem Charakter zusammen — meiner Ansicht nach ...

GENIA die indes vom Stubenmädchen eine Meldung erhielt. Wenn ich bitten darf, meine Herrschaften ... der Tee! Auch Eis ist vorhanden. Zwang wird keiner ausgeübt ... Bitte.

Frau Wahl mit Stanzides, Genia mit Otto, Paul, Erna, Mauer ins Haus.

Es bleiben als letzte zurück Friedrich und Adele.

FRIEDRICH. ADELE.

FRIEDRICH zu Adele, wie sie eben ins Haus hineingehen will. Ich habe leider heute noch gar keine Gelegenheit gehabt, mich nach dero geschätztem Befinden zu erkundigen. Wie geht's dir denn eigentlich?

ADELE. Mir geht's famos. Und Ihnen?

FRIEDRICH. Nicht schlecht. Viel zu tun halt. Wir bauen wieder. Im nächsten Jahr haben wir sechshundert Arbeiter. Und im Herbst fahr' ich hinüber nach Amerika.

ADELE. So.

FRIEDRICH. Besonders zu interessieren scheint dich das nicht.

ADELE. Hat mir ja schon alles mein Mann erzählt. Und dann möcht' ich dir vorschlagen, daß wir uns endgültig „Sie“ sagen. Aus ist aus. Ich bin für klare Verhältnisse.

FRIEDRICH. Daß sie auch klar sein müssen, hab' ich gar nicht gewußt.

ADELE. Ich bitte dich! Mach' jetzt keine Witze ... Sein wir lieber froh, daß es so gut ausgegangen ist. Die Zeit der Jugendtorheiten ist vorbei. Für uns beide, denk' ich. Meine Kinder wachsen heran. Und Ihr Bub' auch.

FRIEDRICH. Ja, das ist schon nicht anders.

ADELE. Und wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen einen guten Rat zu geben...

FRIEDRICH. Ich höre.

ADELE *anderer Ton.* Also im Ernst, — ich finde, daß du mit dieser kleinen Wahl in einer geradezu unverschämten Weise kokettierst. Halt das um Gottes willen nicht für Eifersucht! Ich denke da wirklich nicht an dich... Sondern vielmehr an deine Frau —

FRIEDRICH *belustigt.* Ah!!

ADELE. — Die wirklich das entzückendste, rührendste Geschöpf ist, das mir jemals vorgekommen ist. Wie sie mich früher gebeten hat, nächstens die Kinder mitzubringen — hast du's gehört?... ich bin in die Erde gesunken!

FRIEDRICH. Das hab' ich gar nicht bemerkt.

ADELE. Hätt' ich sie früher so gut gekannt — na —! Wahrhaftig, du verdienst sie nicht.

FRIEDRICH. Da kann ich dir nicht einmal unrecht geben. Aber wenn es auf Erden nach Verdienst ginge...

ADELE. Und was Erna anbelangt — so nimm dich in acht. Ein Bruder ist was anderes wie ein Gatte. Ein Bruder merkt zuweilen was.

FRIEDRICH. Der Gustl! Ich bitt' dich — dem wäre das doch ganz egal!... Das ist ein Philosoph... Und ich weiß überhaupt nicht, was dir da durch den Kopf fährt. Du bringst einen wirklich erst auf Ideen. Ein Mädel, das ich auf den Knien geschaukelt hab'.

ADELE. Das beweist nichts. Solche Mädeln gibt's wahrscheinlich in den verschiedensten Altersklassen.

FRIEDRICH. Ja, ja, Adele... ohne gerade an die freundlichst von dir vorgeschlagene Erna zu denken... es wär' schon schön!

ADELE. Was wär' schön? —

FRIEDRICH. Noch einmal jung zu sein!

ADELE. Du bist es lang genug gewesen.

FRIEDRICH. Ja, aber ich war's zu früh ... Jetzt verstünd' ich's ja erst jung zu sein! ... Es ist überhaupt dumm eingerichtet auf der Welt. Mit vierzig Jahren sollt' man jung werden, da hätte man erst was davon. Soll ich dir was sagen, Adele? Mir ist eigentlich doch, als wäre alles Bisherige nur Vorstudium gewesen. Und das Leben und die Liebe fing' erst jetzt an.

ADELE. Ich versteh' dich wirklich nicht. Es gibt doch noch was anderes auf der Welt als — uns.

FRIEDRICH. Ja, — die Pausen zwischen der einen und der andern. Die sind ja auch nicht uninteressant. Wenn man Zeit hat, und in der Laune ist, baut man Fabriken, erobert Länder, schreibt Symphonien, wird Millionär ... aber glaube mir, das ist doch alles nur Nebensache. Die Hauptsache — seid ihr! — ihr — ihr! ...

ADELE *kopfschüttelnd*. Wenn man denkt, daß es Leute gibt, die dich für einen ernsten Menschen halten!

FRIEDRICH. Ah, hältst du das für so besonders lustig, was ich dir da mitgeteilt habe?

HERR NATTER *kommt. Ein großer, etwas starker Herr in sehr elegantem Sommeranzug, Bartkoteletts, Monokel.* Guten Tag, Adele! Grüß' Sie Gott, lieber Hofreiter.

FRIEDRICH *ihm die Hand reichend*. Warum so spät?

ADELE *sehr freundlich*. Wo treibst du dich denn herum?

NATTER. Ich bitte um Verzeihung, mein Kind. Ich bin im Kurpark gesessen und hab' gelesen, sonst komm' ich ja gar nicht dazu. Sagen Sie, Hofreiter, gibt's was schöneres als so im Freien unter einem Baum sitzen und lesen?

FRIEDRICH. Kommt darauf an ... Was war's denn?

NATTER. Sie werden lachen. Ein neuer Sherlock Holmes! Aber wirklich großartig! In einer Weise spannend! —

Mauer und Erna kommen aus dem Hause. — Begrüßung.

ERNA *zu Friedrich*. Wird noch weiter gespielt?

FRIEDRICH. Selbstverständlich. *Zu Natter.* Nehmen Sie mit uns einen Tee? Wir wollten eben . . .

NATTER. Gern . . . Ist übrigens der Oberleutnant Stanzides noch hier?

FRIEDRICH. Ja, natürlich.

NATTER. Ich will ihn nämlich einladen mit uns ins Theater zu gehn. *Zu Adele.* Wenn du nichts dagegen hast. Ich hab' eine Loge genommen für heut in die Arena. *Mauer und Erna nach rechts.*

FRIEDRICH. Macht Ihnen das denn Spaß, sich so eine Schmierenvorstellung anzusehn?

NATTER. Warum denn nicht?

ADELE. Es gibt nichts auf der Welt, was ihm nicht Spaß macht. Es gibt kein dankbareres Publikum als meinen Mann! —

NATTER. Ja, das ist wahr. Ich finde das Leben höchst amüsant. Ich unterhalte mich königlich. Immer. Bei jeder Gelegenheit!

Friedrich, Adele, Natter ins Haus.
Maurer, Erna, die schon im Gespräch waren.

ERNA. Und wie ist das Unglück damals geschehn?

MAUER. Offenbar dadurch, daß sich unter seinen Füßen ein Stein losgelöst hatte . . . Es war beim Abstieg vom Aignerturm. Friedrich war voran. Da hört er das gewisse unheimliche Gepolter über sich. Gleich darauf sausen mächtige Blöcke an ihm vorbei und nach ihnen, knapp neben Friedrich, der arme Bernhaupt selbst. Friedrich spricht nicht gern davon. Wenn er nämlich auch tut, als wenn er über alles erhaben wäre. die Sache hat damals doch einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht.

ERNA. Sie glauben?

MAUER. Der beste Beweis ist doch, daß er seither keine Bergtouren mehr unternommen hat.

ERNA. Also — der Aignerturm wird heuer gemacht.

MAUER. Das werden Sie sich wohl überlegen, Fräulein Erna.

ERNA. Überlegt ist es schon. Das kommt bei mir nämlich immer vor dem Reden.

MAUER. Ich werd' Ihrem Bruder schreiben.

ERNA. Aber, lieber Doktor! Sie glauben doch nicht, daß das hilft, wenn ich mir einmal was in den Kopf gesetzt hab'! Höchstens kann ich Ihnen versprechen zu warten, bis Sie auch bei uns am Völser Weiher sind.

MAUER. Soll ich denn hinkommen?

ERNA. Gewiß sollen Sie. Ich engagiere Sie als Führer, gegen die übliche Taxe natürlich.

MAUER. Ich hab' mir nie eingebildet, daß ich auf mehr Anspruch erheben dürfte.

ERNA. Hat das wehmütig sein sollen, Doktor Mauer, oder nur geistreich?

MAUER. Soll ich an den Völser Weiher kommen, Fräulein Erna, ja oder nein?

ERNA. Ich seh' keinesfalls einen Grund, daß Sie Ihren ursprünglichen Reiseplan ändern.

MAUER. Ist es Ihnen wirklich unmöglich, Fräulein Erna, mir geradeaus zu antworten?

ERNA. Nicht leicht, Doktor. *Sie sitzt unter dem Nußbaum.* Sie wissen, daß Sie mir sehr sympathisch sind. Hinkommen sollten Sie jedenfalls. Es wäre die beste Gelegenheit, einander besser kennen zu lernen. Aber verpflichtet dürfen Sie sich so wenig fühlen als ich, selbstverständlich.

MAUER. Das ist sehr klug, Fräulein Erna.

ERNA. Es kommt noch klüger. Hören Sie mich nur an. Sie haben doch gewiß so irgend etwas wie eine Liebste oder einen Schatz — wie alle unverheirateten Herren. Also übereilen Sie sich nicht. Ich meine: Bilden Sie sich nicht am Ende ein, daß Sie mir nach unserm heutigen Gespräch schon Treue schuldig geworden sind.

MAUER. Diese freundliche Mahnung kommt leider zu spät. — Ich kann natürlich nicht leugnen, daß ich wie alle Männer und so weiter . . . Aber ich habe . . . Schluß gemacht. Ich bin nämlich kein Freund von

Herzensschlampereien. Da würd' ich mir zuwider werden.

ERNA. Sie sind wirklich ein anständiger Mensch, Doktor Mauer! Man hat so das Gefühl, wenn man Ihnen einmal sein Schicksal anvertraut . . . da ist man dann im Hafen. Da kann einem nichts mehr geschehn.

MAUER. Hoffentlich . . .

ERNA. Nur weiß ich nicht recht, ob dieses Gefühl der Sicherheit etwas so besonderes Wünschenswertes bedeutet. Wenigstens für mich. Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, Doktor Mauer, mir ist manchmal als hätt' ich vom Dasein auch noch andres zu erwarten oder zu fordern als Sicherheit — und Frieden. Besseres oder schlimmeres — ich weiß nicht recht.

MAUER. Halten Sie mich für keinen Tropf, Fräulein Erna, wenn ich mir einbilde, daß Ihnen — nicht gerade das Beste, was es auf Erden gibt, aber doch manches Gute auch an meiner Seite beschieden sein könnte. Das Leben besteht ja noch aus allerlei anderm als aus Abenteuern einer gewissen Art.

ERNA. Hab' ich denn —?

MAUER. Sie haben es nicht gesagt, Fräulein Erna, aber es ist Ihre Empfindung. Kein Wunder, — in dieser Atmosphäre! da rings um uns! Aber ich versichere Sie, es gibt eine kräftigere, reinere — und ich traue mir zu, Sie auch dort ein frisches und freies Atmen zu lehren.

ERNA. Sie haben Kourage, Doktor. Sie gefallen mir überhaupt ganz besonders. Kommen Sie an den Völser Weiher. Man wird ja sehen.

Aus dem Hause: Adele, Natter, Stanzides, ihnen folgen allmählich Genia, Otto, Paul, Friedrich, Frau Wahl, Mauer, Erna.

STANZIDES. In früherer Zeit hab' ich mir die Vorstellungen manchmal gar nicht vom Zuschauerraum aus angesehn, sondern von oben — aus der Vogelperspektive, von dem Hügerl aus hinter der Arena.

ADELE. Das muß lustig sein.

STANZIDES. Lustig — weiß ich nicht. Sonderbar

ist es. Man sieht natürlich nur ein kleines Stück von der Dekoration. Ein Eck von einem Felsen oder eine Ofenfigur oder so was. Und von den Schauspielern sieht man natürlich so gut wie gar nichts, nur gelegentlich hört man ein abgerissenes Wort . . . Aber das eigentümlichste ist, wenn dann plötzlich unter all diesen Stimmen eine heraufklingt, die man kennt, — zum Beispiel von einer bekannten Dame, die da unten mitspielt. Da kann man plötzlich auch die Worte verstehn. Von dem, was die andern reden, nichts — und nur, was die Bekannte redet, versteht man ganz genau.

ADELE lachend. Die Bekannte!

FRIEDRICH. Statt Geliebte sollte man nicht Bekannte sagen Stanzides — sondern Unbekannte . . . Stimmt eher, Stanzides! —

ADELE. Oder Freundin, wenn man diskret sein will.

FRIEDRICH. Oder Feindin.

ERNA. Wenn man indiskret ist.

FRAU WAHL. Erna! — — —

NATTER. Es wird spät, wir müssen uns empfehlen, wenn wir überhaupt noch was von der Vorstellung sehn wollen. Bitte sehr, sich nicht stören zu lassen.

Natter, Adele und Stanzides gehen.

PAUL zu Otto. Im vorigen Jahr hab' ich einmal hintereinander neun Stunden gespielt, mit dem Doktor Herz. Zuerst vier Stunden, dann haben wir eine Eierspeis' gegessen, und dann . . . *Spricht weiter mit Otto.*

MAUER sich empfehlend. Auch meine Stunde hat geschlagen. *Zu Genia.* Gnädige Frau . . .

FRIEDRICH. Na, was hast du's denn so eilig? Wenn du dich eine Viertelstunde geduldest, so fahr' ich gleich mit dir hinein.

MAUER. Wie — es ist also dein Ernst?

FRIEDRICH. Natürlich . . . Also wartest du?

GENIA. Du willst mit dem Doktor — du willst noch heute in die Stadt hinein —? ? —

FRIEDRICH. Ja, es ist doch das gescheiteste. Mein

Sachen hab' ich alle drin, die ich fürs Gebirge brauch', packen kann mir der Josef in einer Stund'; und da fahr' ich gleich morgen in der Früh' mit dem Mauer weg.

MAUER. Das wär' ja famos.

FRIEDRICH. Also du wartest auf mich? Eine Viertelstunde!

MAUER. Ja, ich warte.

FRIEDRICH rasch ins Haus.

Erna, Paul, Otto, Frau Wahl stehen zusammen.

ERNA hat manchmal hingehört.

GENIA sieht Friedrich nach.

MAUER. Er ist der Mann rascher Entschlüsse.

GENIA antwortet nicht.

PAUL. Also benützen wir die letzten Strahlen der Abendsonne . . .

Erna, Otto, Paul, Frau Wahl gegen den Tennisplatz.

MAUER folgt nach kurzem Besinnen.

GENIA steht noch immer regungslos, plötzlich will sie ins Haus hinein, da tritt ihr Frau Meinhold entgegen.

FRAU MEINHOLD. GENIA.

FRAU MEINHOLD etwa vierundvierzig, nicht jünger aussehend, Züge etwas verlebt, Gestalt noch jugendlich. Guten Abend.

GENIA. Oh, Frau Meinhold, so spät? Ich fürchtete schon, Sie kämen heute gar nicht mehr. Nun freue ich mich doppelt, daß Sie da sind. Kommen Sie doch, liebe Frau Meinhold. Vielleicht dorthin *zum Nußbaum weisend* es ist doch Ihr Lieblingsplatz.

FRAU MEINHOLD Genias Zerstreutheit merkend. Danke, danke.

GENIA. Oder wollen wir zum Tennisplatz? Es wird noch fleißig gespielt, und Sie sehen ja ganz gerne zu, nicht wahr?

FRAU MEINHOLD lächelnd. Ich komme ja zu Ihnen, liebe Frau Genia. *Mit ihr zum Nußbaum.* Aber habe ich Sie nicht gestört, Sie scheinen mir ein wenig — wollten Sie nicht eben ins Haus?

GENIA. Nein, durchaus nicht. Es ist nur — mein Mann fährt dann in die Stadt hinein mit Doktor Mauer. Morgen reist er nämlich mit ihm ab. Sie machen zusammen eine Fußtour. Denken Sie, vor einer Stunde wußte er selbst noch nichts davon. Der Doktor kam uns Adieu sagen, sprach natürlich von seinen Reiseplänen — und Friedrich war sofort hingerissen von der Idee, wieder einmal über die Berge zu wandern wie in früherer Zeit. Und nun fährt er auch schon davon.
Blickt zum Balkon.

FRAU MEINHOLD. Da komme ich Ihnen doch wohl ungelegen. Sie werden gewiß noch mit Ihrem Gatten zu sprechen haben, da er so plötzlich abreist.

GENIA. Ach nein, es ist ja nur auf kurze Zeit. Und sentimental sind wir nicht, nein, wahrhaftig. —

FRAU MEINHOLD. Und nun haben Sie auch Ihren Percy bald wieder da.

GENIA. Oh, da wird mein Mann wohl noch früher zurück sein. Percy kommt erst in vierzehn Tagen.

FRAU MEINHOLD. Sie sehnen sich schon sehr nach ihm, wie?

GENIA. Das können Sie sich denken, Frau Meinhold. Nun hab' ich ihn seit Weihnachten nicht gesehen. Kein leichtes Los, seinen Einzigen so in der Fremde haben. Aber Sie wissen ja auch was davon zu erzählen, Frau Meinhold.

FRAU MEINHOLD. Einiges, ja.

GENIA. Nun verläßt Sie Ihr Herr Sohn gar auf mehrere Jahre?

FRAU MEINHOLD. Ja, drei Jahre sollen es werden. Und weit, weit.

GENIA. In die Südsee, er hat mir früher davon erzählt. Ja, das ist freilich — Und doch kommt mir vor, als wären Sie besser dran als ich, Frau Meinhold. Sie haben einen Beruf, einen so schönen! Einen, der Sie so ganz erfüllt! Das hilft gewiß über viel hinweg.

FRAU MEINHOLD. Über manches.

GENIA. Nicht wahr? Wenn Frauen nur Mütter

sind, das ist doch wohl nicht das Richtige, scheint mir manchmal. Sie hätten es gewiß nicht zugegeben, daß Ihr Otto zur Marine ging, wenn Sie nichts anderes gewesen wären als Mutter.

FRAU MEINHOLD einfach. Und wenn ich's nicht zugegeben hätte . . . ?

GENIA. So wär' er bei Ihnen geblieben. O, davon bin ich ganz überzeugt. Wenn Sie es gewünscht, wenn Sie es verlangt hätten?! Er liebt Sie ja so sehr. Er hätte ja auch was anderes werden können. Ich kann mir ihn sehr gut als Gutsbesitzer vorstellen . . . oder — oh ja . . . auch als Gelehrten.

FRAU MEINHOLD. Es ist nur die Frage, liebe Frau Genia, ob ich ihn dann mehr hätte als jetzt, da er aufs Meer hinaussegelt.

GENIA. Oh . . .!

FRAU MEINHOLD. Ich glaub' nicht. *Nicht schwer.* Nämlich von diesem Wahn, Frau Genia, kann man sich nicht früh genug freimachen, daß wir unsere Kinder jemals besitzen könnten. Besonders Söhne! Sie haben uns, aber wir haben sie nicht. Ich glaube sogar, das müßte einem noch schmerzlicher zum Bewußtsein kommen, wenn man mit ihnen immer unter einem Dache wohnte. Solang sie klein sind, verkaufen sie uns um ein Spielzeug, und später . . . später um noch weniger.

GENIA kopfschüttelnd. Das ist doch . . . nein das . . . Darf ich was sagen, Frau Meinhold?

FRAU MEINHOLD lächelnd. Warum denn nicht? Wir plaudern doch. Jede sagt, was ihr eben durch den Kopf geht.

GENIA. Ich hab' mich nämlich schon neulich gefragt, als Sie auch so eine — verzeihen Sie — eine so düstere Bemerkung machten — so über die Menschen im allgemeinen — ob das nicht vielleicht irgendwie mit den Rollen zusammenhängt, die Sie spielen, daß Ihnen das Leben manchmal so tragisch erscheint?

FRAU MEINHOLD lächelnd. Tragisch . . . Finden Sie?

GENIA. Denn ich habe offenbar eine leichtere Lebensauffassung als Sie, Frau Meinhold. Ich bilde mir zum Beispiel fest ein, daß ich niemals aufhören werde, Percy viel, — unendlich viel zu bedeuten. Und auch Sie, Frau Meinhold, hätten meiner Ansicht nach alles Recht dazu ... ja gerade Ihr Sohn scheint mir ein besonders zärtlicher, ein — Ich bin überzeugt, daß er Sie geradezu anbetet.

FRAU MEINHOLD *lächelnd.* Nennen wir's so!

GENIA. Und wenn er Sie einmal „verkaufen" sollte, wie Sie sagen, so wird es gewiß um nichts Unwürdiges geschehn. Und nur in einem solchen Fall denke ich, könnte sich in den Beziehungen zwischen Mutter und Kind etwas ändern. *Nach kurzem Besinnen.* Und da eigentlich auch nicht.

FRAU MEINHOLD *nach einer kleinen Pause.* Er ist ein Mann, vergessen Sie das? Wie läßt sich da etwas vorhersehen ... Auch Söhne werden Männer. *Mit Bitterkeit.* Sie sollten doch auch, denk' ich, eine Ahnung davon haben, was das heißt.

GENIA *schlägt wie betroffen die Augen nieder.*

FRIEDRICH *erscheint oben auf dem Balkon, sich eben die Krawatte knüpfend, sieht mit kurzsichtig verkniffenen Augen herab.* Ich höre da eine wohlbekannte, edle Stimme ... Hab' mir's ja gleich gedacht ... Küss' die Hand, Frau Meinhold.

FRAU MEINHOLD. Guten Abend, Herr Hofreiter.

GENIA. Brauchst du was, Friedrich?

FRIEDRICH. O nein, dank' schön, bin gleich fertig. Dann komm' ich herunter. Ich fahr' nämlich weg.

FRAU MEINHOLD. Ja, Frau Genia sagte mir eben.

FRIEDRICH. Also auf Wiederschaun. *Verläßt den Balkon. Pause.*

GENIA. Darf ich Ihnen etwas erwidern, Frau Meinhold?

FRAU MEINHOLD *lächelnd.* Aber warum bitten Sie mich denn immer um Erlaubnis, Frau Genia —

GENIA. Sie imponieren mir nämlich so, Frau Meinhold. Was Sie sagen, das klingt immer so bestimmt, so unwidersprechlich. Und man hat die Empfindung, Ihnen bleibt nichts verborgen, nichts ... Und Sie kennen die Menschen, ja ... Aber sind Sie nicht doch ... sind Sie nicht doch ein bißchen ungerecht?

FRAU MEINHOLD. Mag sein, Frau Genia ... Aber Ungerechtigkeit ist ja schließlich unsere einzige Revanche. *Auf einen fragenden Blick Genias.* Die einzige Revanche für ein Unrecht ... das irgend einmal an uns begangen wurde.

GENIA. Aber ewige Ungerechtigkeit gegenüber einem ... verjährten Unrecht — ist das nicht zu viel?

FRAU MEINHOLD bitter. Es gibt Dinge, die nicht verjähren. Und es gibt Herzen, in denen nichts verjährt. *Pause.* Kommt Ihnen das wieder tragisch vor, liebe Frau Genia? Sie denken sich wohl, was erzählt sie mir da für Geschichten, diese alte Komödiantin. Was will sie denn eigentlich? Vor einer Ewigkeit hat sie sich von ihrem Mann getrennt, hat nachher, wie man hört, ihr Leben völlig nach eigenem Belieben eingerichtet ... nachgeweint zu haben scheint sie ihm keinesfalls ... was will sie ...? Nicht wahr, Frau Genia, das denken Sie sich?

GENIA etwas verlegen. Kein Mensch wird bestreiten, daß Sie das Recht hatten zu leben, wie es Ihnen gefiel ...

FRAU MEINHOLD. Natürlich hatt' ich das. Das ist eine Sache für sich. Und ich will auch niemandem einreden, daß ich wegen jener längst vergangenen Geschichte heute noch irgend etwas wie Schmerz empfände. — Oder Groll! — Nur — vergessen hab' ich's eben nicht ... das ist alles. Mehr sag' ich auch nicht. Aber denken Sie nur, wieviel habe ich seither vergessen! Heitres und Trauriges ... vergessen — als wäre es nie gewesen! Und gerade das, was mir vor mehr als zwanzig Jahren mein Mann angetan hat, nicht! ... So muß es doch wohl was bedeutet haben! Ohne Groll, ohne Schmerz denk' ich dran — ich weiß es eben nur

— das ist alles! Aber ich weiß es, wie am ersten Tag — gerade so klar, so fest — so unwidersprechlich — das ist es, liebe Frau Genia ...

FRIEDRICH *kommt im grauen Reiseanzug, sehr montiert. Küßt Frau Meinhold die Hand.* Ich freu' mich sehr, Ihnen noch adieu sagen zu können, gnädige Frau.

FRAU MEINHOLD. Bleiben Sie lange fort?

FRIEDRICH. Das ist ungewiß. Hängt auch davon ab, ob ich hier dringend benötigt werde. In der Fabrik, mein' ich.

Vom Tennisplatz Otto, Paul, Erna, Frau Wahl, Mauer. Begrüßung.

OTTO. Guten Abend, Mutter. *Küßt ihr die Hand.*

FRAU MEINHOLD. Guten Abend, Otto! —

FRIEDRICH. Na, wie ist's gegangen, Paul?

PAUL. Bitt' schön, nicht fragen. Von morgen an spiel' ich wieder mit dem Trainer.

MAUER. Also, bist du bereit?

FRIEDRICH. Selbstverständlich. — Meine Herrschaften ... *Allen die Hand reichend.* — liebe Genia ...

GENIA. Entschuldigen Sie, lieber Doktor, auf ein paar Minuten darf ich mir noch meinen Herrn Gemahl von Ihnen ausbitten?

MAUER. Oh ...

Mauer, Erna, Frau Meinhold, Otto, Frau Wahl, Paul entfernen sich.

FRIEDRICH. Du hast mir noch was zu sagen, Genia?

GENIA. Eigentlich nichts, als daß ich mich ein bißchen über deinen Entschluß wundre. Ich hab' nämlich keine Ahnung gehabt, daß du heute fortfahren willst.

FRIEDRICH. Ich doch auch nicht, mein Kind.

GENIA. Wirklich, keine Ahnung?

FRIEDRICH. Daß es gerade heute abend sein wird — absolut nicht. Wenn der Mauer nicht zufällig gekommen wäre ... Aber daß ich Lust hätt', auf ein paar Tage ins Gebirge zu gehen — das war dir ja nicht unbekannt. Ob ich nun heut fahr', — oder morgen oder übermorgen ... Also zum Wundern ist doch kein Anlaß.

GENIA sich über die Stirn streichend. Gewiß, du hast ja recht. Nur weil eben so gar keine Rede davon war.

Bange Pause.

FRIEDRICH. Also, ich telegraphier' natürlich täglich, sowohl hierher als ins Bureau. Und schreib' auch. Bitte gleichfalls um regelmäßige Berichterstattung. Und wenn von Percy was kommt, so schick' mir's nach ... Auch wenn's nur an die *dear mother* gerichtet ist ... Ja, mein Kind. Also jetzt heißt's ... der Mauer wird wirklich schon ungeduldig werden.

GENIA. Warum — warum — fährst du fort?

FRIEDRICH etwas ungeduldig, aber nicht heftig. Du, Genia, mir scheint als hätt' ich dir darauf schon geantwortet.

GENIA. Du weißt sehr gut, daß du mir noch nicht geantwortet hast.

FRIEDRICH. Jedenfalls ist diese Art zu inquirieren etwas ganz neues — in unserm Haus.

GENIA. Du bist nicht verpflichtet mir Rede zu stehn, gewiß nicht. Aber ich seh' eigentlich auch keinen Grund, warum du mir die Antwort direkt verweigern solltest.

FRIEDRICH. Ja, mein liebes Kind, wenn du wirklich findest, daß es erst ausdrücklich festgestellt werden muß ... also schön: Ich fühle mich seit einiger Zeit nicht besonders wohl. Das wird ja wieder vorübergehn — wahrscheinlich ... gewiß. Aber in den nächsten Tagen brauch' ich eben eine andere Luft, eine andre Umgebung. Sicher ist jedenfalls, daß ich von hier fort muß.

GENIA. Von hier!? ... Von mir!!

FRIEDRICH. Von dir — Genia —? Das hab' ich doch nicht — Aber wenn du's absolut hören willst — gut, von dir! Ja, Genia.

GENIA. Aber warum? Was hab' ich dir denn getan?

FRIEDRICH. Nichts ... Wer sagt denn, daß du mir was getan hast.

GENIA. So erklär' dich doch, Friedrich ... Ich bin ja ganz ... Auf alles war ich eher gefaßt, als daß du jetzt ... so plötzlich ... Von einem Tag zum andern — von einer Stunde zur andern hab' ich erwartet, daß wir uns ... aussprechen werden ... daß wir ...

FRIEDRICH. Ja. Diese Erwartung hab' ich dir schon angemerkt, Genia. Ja. Aber ... ich glaube, dazu ist es noch zu früh, — zum — Aussprechen .. Ich muß mir noch über mancherlei klar werden ...

GENIA. Klar —? Ja ... wo gibt's denn eine Unklarheit? Du hast doch ... den Brief in der Hand gehabt? Du hast ihn doch gelesen? Wenn du vorher gezweifelt hast ... was ich ja gar nicht glaube ... seit dem Abend — um Himmels willen, Friedrich — seit dem Abend muß dir doch eine Ahnung aufgegangen sein — Friedrich, was — was du mir ... Gott ... ist es denn wirklich notwendig, das erst mit Worten zu sagen! ...

FRIEDRICH. Nein, gewiß nicht ... Das ist es ja eben. Der Abend. Ja. Mir ist nämlich schon die ganze Zeit her, verzeih — es ist natürlich nicht deine Absicht — aber ich hab' halt den Eindruck, als wenn du diese Affäre ... *Zögert.*

GENIA. Nun — nun —?

FRIEDRICH. Als wenn du den Selbstmord von Korsakow gegen mich irgendwie ausspieltest ... Innerlich natürlich ... Und das — das macht mich halt ... ein bissel nervös ...

GENIA. Friedrich! Ja, bist du denn ... Ich spiele den Selbstmord ... Nein — ist es möglich! ... Das! ...

FRIEDRICH. Ich sag' ja schon, du kannst nichts dafür. Du meinst es nicht so. Du bist gewiß nicht stolz darauf, daß er deinetwegen ... daß du ihn sozusagen in den Tod — du bildest dir gewiß nichts ein, auf deine Standhaftigkeit, das weiß ich ja alles ...

GENIA. Nun also, wenn du das weißt ...

FRIEDRICH. Ja, aber daß es überhaupt geschehen ist ...

GENIA. Was, was?

FRIEDRICH. Daß er sich hat umbringen müssen ... das ist das Furchtbare ... darüber komm' ich nicht weg.

GENIA. Was ... das ... *Greift sich an den Kopf.*

FRIEDRICH. Na, ja, bedenk doch nur, man kann's drehn und wenden, wie man's will ... daß der arme Korsakow jetzt unter der Erde liegt und verwest ... die Ursache davon bist ja doch du! ... Natürlich ... unschuldig — in doppeltem Sinn. — Ein andrer als ich würde vielleicht vor dir auf den Knien liegen, dich anbeten — wie eine Heilige — gerade deswegen! ... Ich bin halt nicht so ... Mir bist du gerade dadurch ... gleichsam fremder geworden.

GENIA. Friedrich!! ... Fremder ... Friedrich! —

FRIEDRICH. Ja, wenn er dir zuwider gewesen wäre— ja, dann, dann wär' es die natürlichste Sache von der Welt. Aber nein, ich weiß ja, er hat dir sogar sehr gut gefallen ... Man kann schon sagen, du warst ein bissel verliebt in ihn. Oder — wenn ich's ... um dich verdient hätte ... wenn du mir gegenüber zu der sogenannten Treue verpflichtet gewesen wärst ... Aber ich hab' doch wirklich kein Recht gehabt ... na ... davon müssen wir doch nicht erst reden. — Also ich frag' mich halt immer und immer wieder: Warum hat er sterben müssen?

GENIA. Friedrich!

FRIEDRICH. Und, verstehst du, dieser Gedanke ... daß irgend etwas, das doch in Wirklichkeit gar nicht ist — ein Schemen, ein Phantom, ein Nichts, wenigstens einem so furchtbaren Ding gegenüber, einem so irreparabeln wie der Tod — daß deine Tugend — einen Menschen in den Tod getrieben hat, das ist mir einfach unheimlich. Ja ... Ich kann's nicht anders sagen ... Ja ... Es wird ja wohl wieder vergehn ... mit der Zeit ... im Gebirg ... und wenn wir ein paar Wochen nicht beieinander sind ... Aber jetzt ist es nun einmal da — und da kann man nichts machen ...

Ja, liebe Genia ... So bin ich einmal ... Andre wären halt anders ...

GENIA schweigt.

FRIEDRICH. Ich hoffe, du nimmst mir's nicht übel, daß ich — auf deinen Wunsch hin — alles das so deutlich ausgesprochen habe. So deutlich, daß es schon wieder beinah nicht wahr geworden ist ...

GENIA. Es ist schon wahr geblieben, Friedrich ...

Die andern kommen allmählich näher.

MAUER zuerst. Verzeih, Friedrich, aber es ist die höchste Zeit. Ich hab' nämlich in der Stadt noch was zu tun ... Du kannst ja vielleicht mit einem späteren Zug ...

FRIEDRICH. Ich bin schon bereit ... Hinaufrufend. Also Kathi — geschwind! Meinen Überzieher und meine kleine, gelbe Tasche, die liegt auf dem Divan in meinem Zimmer.

FRAU WAHL. Also glückliche Reise und hoffentlich auf Wiedersehn.

ERNA. Am Völser Weiher.

FRAU WAHL. Wissen Sie, was hübsch wär', Frau Genia? Wenn Sie auch hinkämen.

ERNA. Ja, Frau Genia! —

GENIA. Geht leider nicht! Der Percy kommt ja —

FRIEDRICH. Aber doch nicht so bald. Zu Mauer. Wann sind wir denn dort?

MAUER. So in acht bis zehn Tagen, denk' ich.

FRIEDRICH. Ja, Genia, das wär' wirklich eine Idee. Du solltest dir's überlegen, Genia. —

GENIA. Ich ... werd' mir's überlegen.

STUBENMÄDCHEN kommt mit Überzieher und Tasche.

MAUER. Also adieu, Frau Genia. Verabschiedet sich auch bei den andern.

FRIEDRICH. Adieu, meine Herrschaften. Na, was macht ihr denn eigentlich heute noch alle?

PAUL. Ich hätte eine Idee. Man könnte eine Mondscheinpartie machen nach Heiligenkreuz.

ERNA. Ich wär' gleich dabei.

FRAU WAHL. Zu Fuß —?

FRIEDRICH. Aber das ist ja nicht nötig. Ich schick' euch das Auto von der Bahn zurück.

PAUL. Hoch der edle Spender!

FRIEDRICH. Keine Ovationen, wenn ich bitten darf. Also adieu. Gute Unterhaltung allerseits. Adieu, Genia. *Nimmt noch einmal Genias Hand, die sie dann schlaff fallen läßt.*

FRIEDRICH und MAUER durchs Haus ab.

GENIA steht starr.

PAUL, ERNA, FRAU WAHL stehen nebeneinander.

OTTO und FRAU MEINHOLD haben einen kurzen Blick der Verständigung gewechselt.

OTTO zu Genia, Abschied nehmend. Gnädige Frau, wir werden uns auch — —

GENIA rasch, erregter. Sie wollen gehen? Und Sie, gnädige Frau? Aber warum denn? Wir haben ja im Auto ganz bequem alle Platz.

ERNA. Natürlich. Der Herr Kreindl sitzt vorne beim Chauffeur.

PAUL. Mit Wonne.

OTTO. Ich möchte mir nur die Bemerkung erlauben, daß es mit der Mondscheinpartie einige Schwierigkeiten haben dürfte, da wir uns unterm Neumond befinden.

ERNA. Uns genügen zur Not auch die Sterne, Herr Fähnrich.

FRAU MEINHOLD zum Himmel schauend. Ich fürchte, Sie werden heute auch auf die verzichten müssen.

ERNA. So sausen wir kühn ins Dunkel hinein.

GENIA. Ja, Erna, das ist vielleicht das Allerlustigste. *Sie lacht auf.*

Vorhang.

DRITTER AKT

Halle des Hotels Völser Weiher.

Vorn links Eingang. (Glastourniquet.) Rechts dem Eingang gegenüber Lift, daneben beiderseits Treppen, die aufwärts führen. Hintergrund großer, weiter Erker mit hohen Glasfenstern. Blick auf Wald-, Berg- und Felsenlandschaft. Rechts hinten Portiere vor einem Gang, der zum Speisesaal führt. Am Eingang großer, langer Tisch erhöht, mit Prospekten, Fahrplänen usw., dahinter praktikable Holzwand mit kleinen Fächern für Briefe und Zimmerschlüssel. In der Halle, auch im Erker, Tische und Sitzgelegenheiten. — Auf einigen Tischen Zeitungen. — Schaukelstühle. — Mäßige Bewegung in der Halle, die ohne den Fortgang der Handlung zu stören, mit entsprechenden Unterbrechungen, während des Aktes andauert.

Touristen und Sommergäste, die von draußen hereinkommen, Gäste, die sich im Lift fahren lassen, andere, die die Stiege hinauf- und hinunter gehn, gelegentlich ein Kellner, Herren und Damen, die an einem der Tische Zeitung lesen oder plaudern. — Am Lift ein Boy. Hinter dem Tisch am Eingang der Portier Rosenstock, rotbäckiger ziemlich junger Mensch, kleiner, schwarzer Schnurrbart, schwarzes Haar, schlaue, gutmütige Augen, zuvorkommend und überlegen. Er gibt eben einem Boy Zeitungen, der Boy entfernt sich mit diesen und läuft über die Stiege hinauf. Zwei Herren im Gebirgsanzug kommen von draußen, gehn gleich nach hinten dem Speisesaal zu. Rosenstock macht Notizen in ein Geschäftsbuch. — Über die Stiege Doktor Meyer, kleiner, etwas schüchterner Herr in nachlässigem Sommeranzug, nähert sich dem Portier. Er hat in der Hand eine zusammengefaltete Landkarte.

MEYER *nachdem er eine kleine Weile gewartet hat.* Herr Portier...

ROSENSTOCK *liebenswürdig, aber nicht ohne eine gewisse Überlegenheit.* Bitte, Herr Doktor?

MEYER. Ich wollte mir nur die Frage erlauben, Herr Portier . . . ich habe nämlich die Absicht, morgen eine Tour zu machen, und da wollte ich mir die Frage erlauben, ob man zur Hofbrandhütte einen Führer benötigt.

ROSENSTOCK. O, gewiß nicht, Herr Doktor. Der Weg ist nicht zu fehlen, gut markiert.

MEYER. Und wenn ich dann von der Hütte eine Spitze mitnehmen würde? Zum Beispiel den Aignerturm.

ROSENSTOCK *lächelnd.* Aignerturm?! . . . Aigner-

turm ist die schwerste Tour in der ganzen Gegend, wird sehr selten gemacht. Nur von ausdauernden, schwindelfreien Kletterern. Heuer ist er überhaupt noch nicht gemacht worden.

MEYER. Pardon, ich meinte nicht den Aignerturm. *Mit der Karte.* Die Rotwand meinte ich. — Die ist doch nicht so schlimm?

ROSENSTOCK. Gewiß nicht. Da kann jedes Kind hinauf.

MEYER. Noch nie was geschehn?

ROSENSTOCK. Ja, gelegentlich sind auch schon von der Rotwand Leute heruntergefallen.

MEYER. Wie?! —

ROSENSTOCK. Das ist schon nicht anders im Gebirge. Es gibt eben überall Dilettanten . . .

MEYER. Hm. Also ich danke vorläufig bestens, Herr Portier.

ROSENSTOCK. Bitte sehr.

Doktor Meyer entfernt sich, setzt sich im Erker an einen Tisch und studiert seine Karte, später geht er fort.

Zwei junge Touristen, Rucksack, Havelock, Bergstöcke, kommen von draußen.

ERSTER TOURIST sehr forsch. Guten Morgen. Guten Abend vielmehr.

ROSENSTOCK. Habe die Ehre.

ERSTER TOURIST. Sagen Sie, haben Sie ein Zimmer mit zwei Betten, oder zwei Zimmer mit je einem Bett?

ROSENSTOCK. Wie ist der werte Name?

ERSTER TOURIST. So — muß man sich hier vorstellen? Bogenheimer, *candidatus juris* aus Halle. Gebürtig aus Merseburg, evangelisch . . .

ROSENSTOCK sehr höflich und ganz wenig lächelnd. Ich wollte nur fragen, ob die Herren bestellt haben.

ERSTER TOURIST. Ne, bestellt ham ma nich.

ROSENSTOCK sehr höflich. Dann bedaure ich sehr, wir haben leider gar nichts frei.

ERSTER TOURIST. Gar nichts? Das ist aber böse.

Auch kein Strohlager ... an das man sich klammern könnte?

ROSENSTOCK. Leider, nein.

DER ZWEITE TOURIST hat hintereinander auf zwei Sesseln Platz genommen, die ihm beide nicht bequem genug zu sein scheinen. Endlich läßt er sich in einen Schaukelstuhl fallen.

ERSTER TOURIST zum zweiten. Was machen ma nu? *Zu Rosenstock.* Wir haben nämlich vierzehn Stunden Marsch in den Beinen.

ROSENSTOCK mitfühlend. Das ist viel.

ZWEITER TOURIST. Ich rühr' mich nicht vom Fleck.

ERSTER TOURIST. Haben Sie gehört, Herr Cerberus? Mein Kollege, der rührt sich nicht vom Fleck.

ROSENSTOCK. Bitte sehr. Raum für alle hat die Halle.

ERSTER TOURIST. Ah, sind wohl Dichter?

ROSENSTOCK. Nur in dringenden Fällen.

ERSTER TOURIST. Also was sollen ma machen? ..

ROSENSTOCK. Wenn die Herren vielleicht zur Alpenrose schauen wollten ...

ERSTER TOURIST. Ist das auch ein Hotel?

ROSENSTOCK. Sozusagen.

ERSTER TOURIST. Glauben Sie, daß es dort was gibt?

ROSENSTOCK. Die haben immer was.

ERSTER TOURIST. Na, versuchen ma die Alpenrose zu pflücken. *Zum andern.* Auf, mein Sohn.

ZWEITER TOURIST. Ich rühr' mich nicht. Schicken Sie eine Sänfte um mich, Bogenheimer, wenn Sie was gefunden haben ... Oder einen Maulesel. *Er setzt sich zurecht und schlummert bald ein.*

ERSTER TOURIST zu Rosenstock. Also passen Sie nur gut auf meinen Kollegen, daß er ja nicht im Schlummer gestört wird. *Im Abgehen.* Das Wandern ist des Müllers Lust ... *Ab.*

Ein Ehepaar kommt. Ein Boy hinter ihnen mit Handgepäck.

ROSENSTOCK begrüßt sie.

HERR. Das Zimmer bereit?

ROSENSTOCK. Selbstverständlich, Herr Hofrat. Numero siebenundfünfzig.

Glocke. Ehepaar mit dem Boy zum Lift, fahren hinauf.

PAUL KREINDL kommt, eleganter Reiseanzug, weiter Mantel, grüner Hut mit Gemsbart, rote Handschuhe, Rakett mit der Tasche in der Hand. Boy mit Handgepäck hinter ihm.

PAUL. Guten Tag.

ROSENSTOCK. Habe die Ehre, Herr von Kreindl.

PAUL. Ah, was seh' ich ...! Sie, lieber Rosenstock ...? Sie sind jetzt da? Was wird denn der Semmering ohne Sie anfangen?

ROSENSTOCK. Man steigt eben immer höher, Herr von Kreindl. Von tausend ... auf eintausendvierhundert ...

PAUL. Also haben S' was für mich?

ROSENSTOCK. Selbstverständlich. Leider nur im vierten Stock. Wenn Herr von Kreindl nur um einen Tag früher telegraphiert hätten ...

PAUL. Meinetwegen im sechsten. Ihr habt's ja Lift.

ROSENSTOCK. Wenn er nicht grad ruiniert ist ... Ja ... Herr von Kreindl werden zahlreiche Bekannte hier finden. Herr von Hofreiter ist da, die Frau von Wahl mit Herrn Sohn und Fräulein Tochter, Herr Doktor Mauer, der Dichter Rhon, der hier auf seinen Lorbeern ausruht.

PAUL nach jedem Namen. Weiß ... weiß ... weiß. *Nach Rhon.* Ah, der auch ... *Zum Boy.* Schaffen Sie das Zeug da hinauf. *Da der Boy sein Rakett nehmen will.* Ah nein, das behalt' ich in der Hand. Ja, richtig, Sie, lieber Rosenstock, nichts sagen dem Herrn Hofreiter, daß ich angekommen bin. Überhaupt niemandem. Ich will die Leut' nämlich überraschen.

ROSENSTOCK. Herr Hofreiter befindet sich seit gestern auf einer Partie.

PAUL. Was Großes?

ROSENSTOCK. O nein. Herr Hofreiter hat ja die

großen Touren aufgegeben — bekanntlich — seit dem Unglücksfall vor sieben Jahren auf dem Aignerturm. Auf die Hofbrandhütte sind die Herrschaften gegangen. Sind auch Damen dabei. Die Frau Rhon und das Fräulein von Wahl. Da kommt grad die Frau Mama von dem Fräulein.

FRAU WAHL die Stiege herunter in etwas zu jugendlichem Sommerkleid.

PAUL ihr entgegen. Küss' die Hand, gnä' Frau.

FRAU WAHL. Ah, grüß' Sie Gott, lieber Paul. *Zu Rosenstock.* Sind sie denn noch immer nicht zurück?

ROSENSTOCK. Bisher noch nicht, gnädige Frau.

FRAU WAHL zu Paul. Ich bin nämlich in Verzweiflung ... Also nicht gerade in Verzweiflung ... aber ernstlich besorgt bin ich ... Die Erna ist seit gestern auf einer Partie. Zum Lunch hätte sie zurück sein sollen, jetzt ist's fünf, grad war ich oben in ihrem Zimmer, sie wohnt nämlich in nächster Nähe des Himmels ... immer hat sie solche Sachen! und sie ist noch nicht da. Ich bin außer mir.

PAUL. Es ist doch eine große Gesellschaft, wie ich höre.

FRAU WAHL. Das schon. Der Gustl ist natürlich mit und der Friedrich Hofreiter, und der Doktor Mauer und die Frau Rhon.

PAUL. Na, da wird schon nichts g'schehn sein. Also bitte, gnädige Frau, niemandem sagen, daß ich da bin. Wenn die Herrschaften vielleicht zurückkommen sollten, während ich mich umzieh'. Ich möcht' nämlich gern als Überraschung wirken. *Gekränkt.* Bei Ihnen ist mir das ja leider nicht gelungen, gnädige Frau.

FRAU WAHL. Da müssen Sie mich heute wirklich entschuldigen, lieber Paul, bei der Aufregung. Was gibt's denn übrigens Neues in Baden? Kommt die Genia nicht her?

PAUL. Frau Hofreiter? Sie hat nichts derartiges geäußert. Und ich hab' sie noch vorgestern gesprochen.

Da waren wir nämlich alle zusammen, eine größere Gesellschaft, in der Arena. Also ich werde dann schon so frei sein, ausführlich zu berichten. Vorläufig muß ich meinen äußern Menschen in Ordnung bringen. Wenn man so eine Nacht gefahren ist auf der Eisenbahn und dann noch sechs Stunden im Wagen ... *Zu Rosenstock.* Überhaupt eine Verbindung!

ROSENSTOCK. In spätestens drei Jahren haben wir eine Bahn herauf, Herr von Kreindl. Unser Herr Direktor fährt in den nächsten Tagen nach Wien in dieser Angelegenheit zum Minister.

PAUL. Das ist g'scheit. Meine Sachen sind schon oben, nicht wahr, Rosenstock?

ROSENSTOCK. Jawohl, Herr von Kreindl.

PAUL. Na schön. Also küss' die Hand, gnä' Frau, und nichts sagen. *Zum Lift, hinauf.*

ROSENSTOCK zur Frau Wahl. Gnädige Frau brauchen sich wirklich nicht aufzuregen. Die Herrschaften haben doch sogar einen Führer mitgenommen.

FRAU WAHL. Einen Führer zur Hofbrandhütte? Davon hab' ich ja gar nichts gewußt. Hören Sie, das kommt mir aber sonderbar vor.

ROSENSTOCK. Es ist ja nur wegen der Rucksäcke. Man braucht doch wen zum Tragen. Und übrigens ist ja das Fräulein Tochter eine so vorzügliche Touristin ...

FRAU WAHL. Das war der Bernhaupt auch ...

ROSENSTOCK. Ja ... rasch tritt der Tod den Menschen an. Es ist ihm keine Frist gegeben ...

FRAU WAHL. Na — sein S' so gut! ...

ROSENSTOCK. Oh bitte ... das bezieht sich selbstredend nicht auf Fräulein Tochter.

FRAU WAHL. Ich hab' übrigens da ein Buch bei Ihnen liegen lassen, lieber Rosenstock, geben Sie mir's her ... in gelbem Einband ... von Rhon ... Ja, das ist es schon ... Ich werd' mich da ein bissel hersetzen und lesen ... Wenn ich nur kann.

ROSENSTOCK. O, dieses Buch wird gnädige Frau jedenfalls zerstreun. Herr Rhon schreibt ja so gewandt.

FRAU WAHL setzt sich an einen der Tische.

DOKTOR MEYER stand in der Nähe mit der entfalteten Karte, wagt sich jetzt hin. Ich wollte mir nur die Frage erlauben, Herr Portier, ich finde nämlich die Bemerkung im Baedeker, daß die Tour sehr beschwerlich ist, und da wollte ich fragen, ob es sich nicht empfehlen würde, wenn ich zwei Führer . . .

ROSENSTOCK. Bitte, können auch zwei Führer haben, Herr Doktor.

SERKNITZ kommt von der Stiege herunter. Groß, stark, Lodenanzug., nachlässig gekleidet, Touristenhemd mit Quasten. Zu Rosenstock, ohne sich um Meyer zu kümmern. Briefe schon da?

ROSENSTOCK. Noch nicht, Herr von Serknitz. In einer halben Stunde etwa.

SERKNITZ. Zustände! Die Post ist doch längst heroben.

ROSENSTOCK. Aber bis sortiert wird, Herr von Serknitz.

SERKNITZ. Sortiert!! Setzen Sie mich da hinunter, ich sortier' Ihnen den ganzen Einlauf in einer Viertelstunde. Wenn ich in meinem Bureau daheim so lange brauchte, um zu sortieren! — Das ist so die österreichische Schlamperei. Da klagt ihr dann über den schlechten Fremdenverkehr.

ROSENSTOCK. Wir klagen nicht, Herr von Serknitz. Wir sind überfüllt.

SERKNITZ. Ihr verdient die Gegend nicht, sag' ich.

ROSENSTOCK. Aber wir haben Sie, Herr von Serknitz.

SERKNITZ. Ich erlasse Ihnen den Adel, Herr Portier. Ich fall' Ihnen ja auf diesen Schwindel doch nicht hinein. Übrigens komm' ich gar nicht wegen der Post. Ich komme wegen der Wäsche.

ROSENSTOCK. Bitte, Herr Serknitz, damit hab' ich nichts . . .

SERKNITZ. Sie oder wer andrer. Das Mädchen oben weist mich ans Bureau, seit drei Tagen wart' ich auf meine Wäsche.

ROSENSTOCK. Ich bedaure wirklich sehr. Übrigens kommt hier der Herr Direktor.

SERKNITZ. Nicht allein — wie gewöhnlich.

DOKTOR VON AIGNER kommt eben von draußen mit einer sehr schönen Spanierin, von der er sich jetzt empfiehlt.

DIE SPANIERIN zum Lift, fährt hinauf.

Doktor von Aigner, ein Mann von über fünfzig Jahren, noch sehr gut aussehend. Eleganter Gebirgsanzug mit Stutzen, schwarz-grau meliertes Haar, Knebelbart, Monokel, liebenswürdig, nicht ohne Affektation. Kein Hut.

SERKNITZ. Herr Direktor ...

AIGNER bezwingend höflich. Sofort ... *Zu Rosenstock.* Lieber Rosenstock. Exzellenz Wondra trifft schon morgen ein, statt am Donnerstag und braucht, wie Sie wissen, vier Zimmer.

ROSENSTOCK. Vier Zimmer, Herr Direktor, für morgen ... Wie soll ich denn das machen? Da müßt' ich ja die Leute ... Verzeihn, Herr Direktor, da müßt' ich ja die Leute umbringen.

AIGNER. Gut, lieber Rosenstock, aber möglichst ohne Aufsehn. *Zu Serknitz, stellt sich vor.* Doktor von Aigner ... Womit kann ich dienen?

SERKNITZ nicht ohne Verlegenheit, die er hinter gespielter Sicherheit zu verbergen sucht. Serknitz ... Ich habe eben ... ich muß meine Entrüstung oder mindestens meine Mißbilligung ausdrücken, — *losbrechend.* Kurz und gut, es ist eine fürchterliche Wirtschaft in Ihrem Hotel.

AIGNER. Das täte mir leid. Worüber haben Sie sich zu beklagen, Herr Serknitz?

SERKNITZ. Ich kann nämlich meine Wäsche nicht bekommen. Seit drei Tagen urgiere ich. Ich befinde mich bereits in der größten Verlegenheit.

AIGNER. Das seh' ich. Aber wollen Sie sich nicht an das Zimmermädchen ...

SERKNITZ. Sie sind der Direktor! An Sie wend' ich mich. Es ist immer meine Art gewesen, an die höchste Instanz zu appellieren. Es macht mir wahrhaftig

nicht viel Spaß, in diesem Aufzug unter Ihren Gräfinnen und Dollarprinzessinnen zu erscheinen.

AIGNER. Verzeihn Sie, Herr Serknitz, es herrscht bei uns keinerlei Zwang, was die Kleidung anbelangt.

SERKNITZ. Keinerlei Zwang! ... Meinen Sie, man merkt nicht, wie verschieden die Gäste hier behandelt werden?

AIGNER. Oh ...

SERKNITZ. Ich sag' es Ihnen auf den Kopf zu, Herr Direktor, wenn hier, statt eines einfachen Herrn Serknitz aus Breslau, ein Lord Chamberlain oder eine Exzellenz Bülow stünde, Sie würden einen andern Ton anschlagen. Jawohl, Herr Direktor. Und es wäre sehr angezeigt, wenn Sie draußen vor dem Tore ein Plakat anheften ließen: In diesem Hotel fängt der Mensch erst beim Baron oder beim Bankdirektor oder beim Amerikaner an.

AIGNER. Das würde der Wahrheit nicht entsprechen, Herr Serknitz.

SERKNITZ. Meinen Sie, weil ich nicht im Auto hier vorgefahren bin, hab' ich nicht den Anspruch auf die gleiche Rücksicht wie irgend ein Trustmagnat oder ein Minister? Der Mann ist noch nicht geboren, der es sich erlauben dürfte, mich von oben herab zu behandeln. Ob er nun ein Monokel trägt oder keins.

AIGNER *immer ruhig.* Wenn Sie, Herr Serknitz, etwas an meiner Haltung persönlich kränken sollte, so steh' ich selbstverständlich in jeder Weise zur Verfügung.

SERKNITZ. Haha! Ich soll mich wohl mit Ihnen duellieren? Das ist das Allerneueste. Das müssen Sie sich patentieren lassen. Man beklagt sich, daß einem die Hemden und — sonstiges nicht geliefert wird, und dafür soll man noch totgeschossen werden. Hören Sie, Herr Direktor, wenn Sie glauben, daß Sie damit den Zuspruch Ihres Hotels besonders fördern werden, so befinden Sie sich in einem gewaltigen Irrtum. Auf der Stelle würde ich dieses lächerliche Lokal, dieses Eldorado von Snobs, Hochstaplern und Börsenjuden

mit Extrapost verlassen, wenn ich Lust hätte, Ihnen meine Wäsche zum Geschenk zu machen. Vorläufig sehe ich einmal nach, ob sie indes gekommen ist. Ich habe die Ehre, Herr Direktor.

AIGNER. Guten Tag, Herr Serknitz. *Zu Frau Wahl hin, die er schon einmal während des Gesprächs durch ein Kopfnicken gegrüßt hat.* Guten Tag, gnädige Frau.

FRAU WAHL. Ich bewundere Ihre Geduld, Herr Direktor.

AIGNER. Das lernt sich.

FRAU WAHL. Ich wollte, ich hätte etwas von Ihrer Selbstbeherrschung.

AIGNER. Was gibt's denn?

FRAU WAHL. Ich bin in einer grenzenlosen Aufregung. Unsere Kompagnie ist noch immer nicht zurück.

AIGNER. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau... Von der Hofbrandhütte ist noch jeder zurückgekommen. Das ist ja ein Spaziergang... Erlauben Sie? *Er setzt sich.*

FRAU WAHL. Ob ich erlaube? Man muß es immer dankbar annehmen, wenn Sie einmal nicht anderweitig beschäftigt sind... exotisch... erotisch...

AIGNER. Exotisch... erotisch...? Das ist nicht von Ihnen, gnädige Frau. So boshaft sind Sie nicht, schöne Frau.

FRAU WAHL. Nein... es ist von Rhon.

AIGNER. Ja... ich dacht' es... Ein Dichter, der Herr Rhon... ja... Was Sie da wieder für eine reizende Brosche haben, gnädige Frau! Bauernbarock. Wirklich famos.

FRAU WAHL. Ja, ganz hübsch, nicht wahr? Und gar nicht teuer. Na, billig ist sie grad auch nicht. Der Swatek in Salzburg hebt mir immer die Sachen auf. Er kennt schon meinen Geschmack.

ALBERT RHON mittelgroßer, dicker Herr, mit schwarzem, graumeliertem, etwas ungeordnetem Haar, bequemer Sommeranzug, die Treppe herunter. Grüß' Sie Gott, gnädige Frau. Guten

Abend, Direktor. Na, sind unsere Hochtouristen noch nicht zurück?

FRAU WAHL. Was sagen Sie!? Nein!

RHON. Sie werden schon kommen ... werden vielleicht etwas solenn gefrühstückt haben ... Meine Gattin jedenfalls.

EINE SEHR SCHÖNE ENGLÄNDERIN tritt in die Nähe, zu Aigner, mit englischem Akzent. Herr Direktor, darf ich bitten, auf ein Wort.

AIGNER. Bitte ... *Zu ihr, mit ihr nach rückwärts.*

RHON zur Frau Wahl. Wissen Sie, wer das ist? Seine neueste Eroberung.

FRAU WAHL. Die? Gestern haben Sie mir ja eine andre gezeigt.

RHON. Gestern war's auch eine andre. Ja, das ist ein Mensch! Haben Sie denn eine Ahnung, wie der in der Gegend hier gehaust hat? Sagen Sie, gnädige Frau, ist Ihnen zum Beispiel noch nicht die Ähnlichkeit unseres Oberkellners mit Aigner aufgefallen?

FRAU WAHL. Sie glauben? Sie halten diesen Oberkellner für seinen Sohn?

RHON. Mindestens für seinen Neffen. Ja, das ist so ein Wüstling, — daß ihm auch die Neffen ähnlich sehn.

FRAU WAHL. Daß Sie überhaupt in der Laune sind, Späße zu machen! Zum Lunch wollten sie da sein. Jetzt ist es halb sechs. Ich mache mir wirklich Vorwürfe, daß ich nicht mitgegangen bin.

RHON. Da tun Sie unrecht, gnädige Frau. Was hätten Sie zur Rettung beitragen können? Wir hätten nur ein Opfer mehr zu beweinen.

FRAU WAHL. Schauderhaft find' ich Ihre Witze. Sie scheinen zu vergessen, daß Ihre Frau auch dabei ist. Wie kann man seine Frau überhaupt auf so lange fortlassen?

RHON. Sie wissen, Frau von Wahl, daß mir das Bergsteigen kein Vergnügen macht. Mir fehlt überhaupt das Talent — für das Manuelle sozusagen. Und ferner schreib' ich eine Tragödie.

AIGNER ist wieder hervorgetreten.

RHON. Jetzt sollten sie ja allerdings schon zurück sein. Wenigstens meine Frau. Ich bin gewohnt von ihr, beim Wiedereintritt ins Alltagsleben empfangen zu werden. Wir verbringen die Zwischenakte miteinander.

AIGNER. Meistens beim Büfett.

RHON ihm auf die Schulter klopfend, gutmütig. Ja, ja, Direktor. Sagen Sie übrigens, ist das wirklich eine so ungefährliche Sache, diese Hofbrandhütte?

AIGNER. Ich sagt' es eben früher: Ein Spaziergang. Die Hofbrandhütte trau' ich mir sogar noch zu.

FRAU WAHL. Warum sind Sie nicht mitgegangen, Direktor? Es wäre doch eine Beruhigung.

AIGNER. Ja, ich habe hier leider einiges zu tun, wie Sie ja früher bemerkt haben, gnädige Frau. Und dann, da ich eben nicht viel weiter könnte — als bis zur Hofbrandhütte, zieh' ich es vor, — nicht einmal bis dahin zu gehn.

RHON. Das ist ganz fein. Aber hören Sie, Direktor, da fällt mir eben ein, ist von der Hütte aus nicht der Anstieg zu Ihrem Turm? Zum Aignerturm, mein' ich?

AIGNER. Ja, es war einmal meiner! Jetzt gehört er mir nicht mehr ... Andern freilich auch nicht.

RHON. Das muß doch ein recht eigentümliches Gefühl sein, so zu Füßen eines Turmes zu sitzen, den man als erster bestiegen hat und selbst nicht mehr in der Lage zu sein ... Man könnte hier einen Vergleich wagen ... den ich aber lieber unterlassen will. Nebstbei bin ich überzeugt, Sie bilden sich nur ein, daß Sie nicht mehr hinauf können, Direktor. Ich habe so meine Gedanken über Sie. Ich halte Sie nämlich für einen Hypochonder.

AIGNER. Wollen wir dieses Thema nicht lieber fallen lassen, Herr Rhon?

FRAU WAHL stößt einen leichten Schrei aus.

RHON. Was haben Sie denn, gnädige Frau?

FRAU WAHL. Am Ende sind sie auf dem Aignerturm.

RHON auch etwas erschrocken. Was fällt Ihnen ein?

FRAU WAHL. Selbstverständlich. Sonst müßten sie ja schon zurück sein. Sie haben auch einen Führer mit. Kein Zweifel. Herr Direktor, Sie sind mit im Komplott, gestehn Sie's lieber gleich ein.

AIGNER. Ich kann es beschwören, daß mit keinem Wort . . .

RHON. Dort steht ein Führer.

FRAU WAHL. Wo? Das ist ja der Penn. Vielleicht war's der . . .

DER FÜHRER PENN steht beim Portier.

RHON und FRAU WAHL rasch zu ihm hin.

FRAU WAHL. Waren Sie mit der Hofreiter-Partie, Penn? . . .

PENN. Freili.

Sehr schnell.

FRAU WAHL. Wo ist meine Tochter?

RHON. Wo ist meine Frau?

FRAU WAHL. So reden Sie doch.

RHON. Wann sind Sie denn überhaupt zurückgekommen?

FRAU WAHL. Wo sind denn die andern? Wieso sind Sie allein? Was ist geschehn . . .?

PENN lächelnd. Gnädig' Frau, mir sein schon alle wieder da. Brav hat sich das gnädig' Fräulein gehalten.

FRAU WAHL. Was heißt das?

RHON. Wo waren Sie denn?

PENN. Auf dem Aignerturm sind wir g'wesen.

FRAU WAHL mit leichtem Schrei. Also doch! Also doch! Es ist furchtbar.

AIGNER. Aber, gnädige Frau, da sie doch alle glücklich wieder zurück sind . . .

RHON. Auch meine Frau war auf dem Aignerturm? Das ist doch nicht möglich?

PENN. Nein, die kleine Dicke ist nicht mit oben g'wesen. Nur das Fräul'n Erna und der Hofreiter und der Doktor Mauer.

RHON. Und meine Frau?

FRAU WAHL. Und mein Sohn?

PENN. Die haben g'wartet auf uns in der Hütten, bis wir wieder zurück waren.

FRAU WAHL. Aber wo sind sie denn?

PENN. Die Herrschaften sind alle durch die Schwemm' einagangen, damit s' kein Aufsehn machen.

FRAU WAHL. Ich muß hinauf, ich muß Erna sehn. *Zu Aigner.* O, Sie . . . *Zum Lift hin, da er eben oben ist, klingelt sie verzweifelt. Zu Aigner.* Warum sich Ihr Lift meistens im vierten Stock oben aufhält! Das ist auch so eine geheimnisvolle Eigentümlichkeit Ihres Hotels. *Zu Rhon.* Fahren Sie nicht mit?

RHON. Ich kann warten.

Der Lift herunter mit dem Boy.

RHON zieht Frau Wahl beiseite. Sehn Sie sich einmal den Boy an. Sonderbare Ähnlichkeit —!

FRAU WAHL. Mit wem?

RHON. Na . . . *Weist auf Aigner.*

FRAU WAHL. Auch ein Sohn von ihm . . .?

RHON. Wohl schon ein Enkel.

FRAU WAHL. Ach Gott, Sie . . . *Fährt mit dem Lift hinauf.*

AIGNER zu Penn. Also ihr wart richtig auf dem Turm?

PENN. Ja, Herr Direktor. Leicht ist's nicht gewesen.

AIGNER. Das kann ich mir denken.

PENN. Wissen S', Herr Direktor, ich hab' mir schon denkt, daß das Unwetter vor acht Tagen wird was ang'stellt haben. Ein paarmal haben wir uns fein ducken müssen. Und dann die letzten hundert Meter, weiß der Teufel . . . was da g'schehn ist seit dem vorigen Jahr. Da hat man doch noch einen Tritt g'habt und g'wußt, wo man das Seil sichern kann, diesmal ham mir schier fliegen müssen . . .

AIGNER. Aber oben war's schön.

PENN. Sell wissen ja der Herr Direktor. Oben is immer schön. Und gar auf dem Aignerturm.

DOKTOR MEYER mit der gänzlich entfalteten Landkarte, schüchtern zum Portier hin.

ROSENSTOCK. Da wär' grad ein Führer, Herr Doktor.

MEYER. Danke bestens. *Zu Penn bin.* Wenn ich mir erlauben dürfte ...

GUSTL WAHL kommt in einem eleganten Sommeranzug, spricht mit einer gewissen affektierten Schläfrigkeit, zuweilen wieder absichtlich bedeutungsvoll. Immer mit Humor. Grüß' Gott, Direktor. Guten Abend, Meister Rhon. Beglückwünsche Sie zu Ihrer Gattin. Sie spielt großartig Domino.

RHON. Sie haben Domino mit ihr gespielt? Warum sind Sie denn nicht oben auf dem Aignerturm gewesen? Sie sind doch ein so großer Tourist. Im vorigen Jahr waren Sie doch auf dem Himalaja oder ...

GUSTL. Das Klettern habe ich längst aufgegeben, jetzt bin ich nur mehr ein Hüttenwanderer. Auch nicht schlecht.

RHON. Und die ganze Zeit haben Sie Domino gespielt? Während die andern in Lebensgefahr geschwebt haben? Von meiner Frau wundert's mich nicht. Frauen haben keine Phantasie. Aber Sie ...

GUSTL. Die ganze Zeit haben wir nicht gespielt. Zuerst hab' ich versucht, mit Ihrer Frau Gemahlin ein Gespräch zu führen.

RHON. Über buddhistische Philosophie wahrscheinlich.

GUSTL. Größtenteils.

RHON. Meine Frau interessiert sich nicht für Buddha.

GUSTL. Ja, den Eindruck hab' ich auch gehabt. Und darum hab' ich dann lieber mit ihr Domino gespielt. Im Freien bitte! Auf einer herrlichen, mit den seltensten Alpenpflanzen übersäten Wiese!

AIGNER. Seit wann haben denn die da oben ein Dominospiel?

GUSTL. Das findet sich immer. Diesmal war's in meinem Rucksack. Ich entferne mich nie auf längere Zeit ohne ein Dominospiel von Hause.

AIGNER. Sonderbarer Geschmack.

GUSTL. Es ist das schwerste Spiel, das es gibt. Schwerer als Schach. Wissen Sie, wie viel Kombinationen es in dem Spiel gibt?

RHON. Woher soll ich das wissen?

GUSTL. Ich aber weiß es ... Ich habe mich jahrelang mit der Philosophie der Spiele beschäftigt.

RHON. Und Sie haben nicht gezittert?

GUSTL. Warum denn? Mir liegt nichts am Verlieren.

RHON. Während Ihre Schwester zwischen Himmel und Erde ..

GUSTL. Aber, bitt' Sie, meiner Schwester g'schieht doch nichts, die wird vierundachtzig Jahre alt.

RHON. Das wissen Sie ganz bestimmt?

GUSTL. Ich hab' ihr das Horoskop gestellt. Sie ist unter dem Skorpion geboren ... die darf noch mit dreiundachtzig Jahren eine Gletscherwanderung wagen, wenn's ihr Spaß macht.

RHON. Sie werden mir doch nicht einreden, daß Sie an solche Sachen glauben?

GUSTL. Warum nicht? — Ich erkenn' sogar den meisten Leuten auf den ersten Blick an — unter welchem Sternbild sie geboren sind ...

FRAU RHON kommt. Kleine, hübsche, ziemlich dicke Frau, stürzt ihrem Gatten an den Hals. Da bin ich wieder.

GUSTL zu Aigner. Schaun Sie sich z. B. die Frau Rnon an ...

AIGNER. Nun —?

GUSTL. Ausgesprochener Steinbock! ...

RHON. Na, laß nur, wir sind ja nicht allein.

AIGNER. Bitte, genieren Sie sich gar nicht.

RHON kühl. Na, ist's schön gewesen, Kind?

FRAU RHON. Aber prachtvoll.

RHON. Ich höre, ihr habt Domino gespielt.

FRAU RHON. Du bist bös'? Ich hab' gewonnen.

RHON. Ist mir jedenfalls lieber, als wenn du auch versucht hättest herumzuklettern.

FRAU RHON. Du, einen Moment hab' ich wirk-

lich daran gedacht. Sie haben mich nur durchaus nicht mitnehmen wollen.

RHON. Na, höre, das fehlte mir noch, daß du auf solche Ideen kommst. Ich habe keine Lust, mir durch die Sorge um dich die Wonne des Alleinseins verderben zu lassen. Wenn du nicht bei mir bist, will ich überhaupt nicht an dich denken müssen.

GUSTL. Dafür hat sie auch nicht an Sie gedacht, Meister Rhon, das versichere ich Sie. Es wird Ihnen schon einmal schlimm ergehn. Ich war nur zufällig nicht das Genre von Ihrer Frau.

RHON. Sagen Sie, Gustl, warum sind Sie denn so taktlos?

GUSTL. Wissen Sie nicht, daß ich darauf reise? Und überhaupt — was ist Takt! Eine Tugend dritten Ranges. Das Wort sogar ist ziemlich neu. Findet sich weder bei den Römern, noch bei den Griechen, noch — höchst charakteristisch — im Sanskrit.

FRAU RHON zu Rhon. Na, und du, was hast du denn gemacht indes? Bist du weiter gekommen?

RHON. Schluß des dritten Aktes, das Publikum stürmt tief ergriffen ins Restaurant ...

FRAU RHON. Da bin ich also grad recht zurückgekommen.

RHON. Ja, nur dauert der Zwischenakt diesmal nicht lang. Von morgen früh an sperr' ich mich wieder ein und bleibe unsichtbar. Werde sogar, wenn du nichts dagegen hast, nicht an der Table d'hote essen, sondern in der Schwemm', damit ich durch den unerwünschten Anblick blöder Gesichter nicht aus der Stimmung gerissen werde. Du kannst dann wieder Domino spielen.

GUSTL. Gnädige Frau, lassen Sie sich scheiden von ihm. Wie kann man überhaupt einen Dichter heiraten? Das sind Unmenschen. Früher war's viel besser, wo man sich einen Dichter gehalten hat, wie einen Sklaven oder einen Friseur. Übrigens bestehn jetzt noch ähnliche Zustände auf den Azoren. Aber Dichter frei herumrennen lassen, das ist ja ein Blödsinn.

FRIEDRICH kommt in einem eleganten Touristenanzug. Guten Abend, meine Herrschaften, küss' die Hand, schöne Dichtersfrau. Wie, auch schon umgekleidet? Das ist aber g'schwind gegangen.

AIGNER der eben beim Portier steht. Grüß' Sie Gott, Hofreiter.

FRIEDRICH. Guten Abend, Direktor. *Zu Rosenstock.* Nichts da für mich? Kein Telegramm? Kein Brief? Merkwürdig. *Zu Aigner.* Also ich kann Ihnen mitteilen, daß sich da oben nicht das geringste geändert hat, auf der Spitze wenigstens. Die Wegverhältnisse sind allerdings wieder ein bißchen schlimmer geworden. Oder ist man nur älter? Jetzt ist es Lebensgefahr, hinaufzuklettern, — aber wenn das mit dem Abbröckeln so weiter geht, ist es der sichere Selbstmord.

AIGNER. Ja, der Penn hat mir berichtet.

FRIEDRICH. Wissen Sie, Aigner, wenn man in diese Rinne kommt, ungefähr dreihundert Meter unterm Gipfel ...

AIGNER unterbricht ihn. Bitte, erzählen Sie mir nichts. Abgetan ist abgetan. Wie hat sich denn die Kleine gehalten?

FRIEDRICH. Erna? Einfach prachtvoll.

AIGNER. Daß Sie sie da mitgenommen haben .. ich muß sagen ...

FRIEDRICH. Sie hat uns mitgenommen. Ich hatte überhaupt nicht die Absicht, den Turm noch einmal in meinem Leben zu machen. Wo ist denn übrigens der Mauer?

AIGNER. Ich hab' ihn noch nicht gesehn.

RHON. Sagen Sie, Herr Hofreiter, wie war's Ihnen eigentlich zumute, als Sie an der gewissen Stelle vorbeikamen?

FRIEDRICH. An der gewissen Stelle? Mein Gott, sieben Jahre sind eine lange Zeit. Ich habe Dinge beinahe vergessen, die viel kürzere Zeit zurückliegen. Ich vergesse sehr rasch ... wenn ich will.

RHON. Nun ja ... man kommt wahrscheinlich

öfters an Stellen wieder vorüber, wo jemand neben uns hinabgestürzt ist, nur erkennt man sie manchmal nicht wieder. Glauben Sie nicht —?

FRIEDRICH. Wenn Sie eine Ahnung hätten, wie wenig ich zum Philosophieren aufgelegt bin, Meister Rhon ...

PAUL KREINDL kommt rasch die Treppe herunter. Habe die Ehre, Herr Hofreiter.

FRIEDRICH ziemlich gleichgültig. Ah — Paulchen? Grüß' Sie Gott.

PAUL. Guten Tag, Herr Rhon. Ich hatte schon einmal das Vergnügen ... Also vor allem habe ich eine Menge Grüße zu überbringen. Zuerst von Frau Gemahlin, ferner vom Oberleutnant Stanzides, dann vom Natternpaar, dann von Frau Meinhold-Aigner, dann vom jungen Herrn von Aigner ...

FRIEDRICH. Erlauben Sie, daß ich vorstelle ... Herr Paul Kreindl — Herr Direktor von Aigner.

PAUL. Ah ... sehr angenehm ... *Er schweigt betroffen, dann zu Aigner, gefaßt.* Ich habe nämlich das Vergnügen, Ihren Herrn Sohn zu kennen.

AIGNER ruhig. Ich leider nicht.

FRIEDRICH. Also was gibt's Neues in Baden? *Ruhig.* Wissen S' nicht — kommt meine Frau vielleicht her?

PAUL. Bedaure, mir hat die gnädige Frau nichts gesagt.

FRIEDRICH. Amüsiert man sich gut?

PAUL. Glänzend! Neulich waren wir alle zusammen in der Arena. Die Frau Gemahlin wird Ihnen ja geschrieben haben.

FRIEDRICH. Ja, natürlich.

PAUL. Und vorher waren wir auf der Hauswiese, wo so eine Art Volksfest stattgefunden hat. Wir haben uns auch unter das Volk gemischt. Haben sogar getanzt.

FRIEDRICH. Meine Frau auch?

PAUL. Ja, natürlich, mit dem Herrn Fähnrich ...

Und in der Arena, da war eine große Sensation, wie nämlich die Schauspieler von der Bühne plötzlich die berühmte Frau Meinhold in einer Loge entdeckt haben. Sie haben dann eigentlich nur mehr für uns gespielt.

RHON. Was ist denn gegeben worden?

PAUL. Entschuldigen, darauf hab' ich nämlich gar nicht aufgepaßt.

RHON. Für diese Menschen vergießt man sein Herzblut.

PAUL zu Rhon. Ah, ist da nicht Ihre Frau Gemahlin? Die Herren entschuldigen. *Zu Frau Rhon und Gustl, die an einem Tisch sitzen.*

RHON folgt ihnen.

FRIEDRICH. AIGNER.

FRIEDRICH zündet sich eine Zigarette an und setzt sich.

AIGNER. Ich wußte gar nicht, daß meine einstige Familie so viel in Ihrem Hause verkehrt?

FRIEDRICH. Ja, man sieht sich zuweilen. Insbesondere hat sich Ihre einstige Gattin sehr mit meiner Frau angefreundet. Und mit Otto spiel' ich manchmal Tennis. Er spielt famos. Überhaupt — zu Ihrem Sohn kann man Ihnen gratulieren. Man prophezeit ihm eine große Zukunft. Er soll sehr beliebt sein bei seinen Vorgesetzten. Vielleicht ist er der künftige Admiral von Österreich.

AIGNER. Sie erzählen mir Geschichten von einem fremden, jungen Mann.

FRIEDRICH. Sagen Sie, Aigner, Sie haben wirklich nicht die geringste Sehnsucht, ihn wiederzusehn?

AIGNER. Wiederzusehn? Sie könnten höchstens sagen, ihn kennen zu lernen. Denn der Fähnrich von heute hat wohl mit dem jungen Herrn, dem ich vor ungefähr zwanzig Jahren den letzten Vaterkuß auf die Stirne drückte, weder äußerlich noch innerlich mehr die geringste Ähnlichkeit.

FRIEDRICH. Also nicht Sehnsucht, ihn wiederzusehn — aber Interesse, ihn kennen zu lernen —? Es

wäre jetzt eine famose Gelegenheit. Sie haben nächstens in Wien zu tun —?

AIGNER. Ja, ich muß zum Minister. Wir wollen hier eine Bahn bauen, wie Ihnen bekannt ist. Über Atzwang Völs direkt hier herauf. Sie werden zugeben, daß hier noch drei Hotels stehen könnten.

FRIEDRICH. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Aigner. Steigen Sie bei uns in Baden ab. In unserer Villa ist Platz genug. Wir haben ein schönes Fremdenzimmer. Ja. Ein sehr gemütliches. In dem nur manchmal die Geister von verstorbenen Freunden erscheinen, die früher dort übernachtet haben. Das geniert Sie doch nicht?

AIGNER. Gegen Geister von Verstorbenen habe ich nichts einzuwenden, nein. Aber lebendige Gespenster sind mir unsympathisch.

FRIEDRICH. Es würde mir wirklich verdammt viel Spaß machen, Aigner, Sie mit Ihrem Sohn bekannt zu machen. Man könnte das so hübsch arrangieren — in unserm Garten, wir spielen Tennis, Sie erscheinen plötzlich . . . als vornehmer Fremder . . .

AIGNER. Danke schön, mein guter Hofreiter. — Ich sag' ja nicht, daß ich einen Zufall dieser Art vermeiden würde, aber — eine arrangierte Begegnung, — das hätte einen fatalen Beigeschmack von Sentimentalität.

FRIEDRICH *beiläufig.* Warum denn . . .?

AIGNER. Auch vergessen Sie, daß ich bei dieser Gelegenheit doch auch wieder meiner verflossenen Gemahlin begegnen müßte — und das möchte ich lieber vermeiden.

FRIEDRICH. Wie Sie glauben.

Pause.

AIGNER. Es gibt übrigens wirklich sonderbare Zufälle . . .

FRIEDRICH. Wie meinen Sie das?

AIGNER. Daß Sie mir gerade heute . . . von meinem Sohn zu sprechen anfangen . . . bei Ihrer Rückkehr von dort oben . . .

FRIEDRICH. Es fügte sich so ... Wenn nicht Paul Kreindl begonnen hätte ...

AIGNER. Wissen Sie, wann ich die Erstbesteigung dieses Turmes unternahm, von dem Sie eben herunterkommen? — Es war sehr bald, nachdem ich mich von ... meiner Frau getrennt hatte.

FRIEDRICH. Wollen Sie damit sagen, daß da — ein Zusammenhang bestand?

AIGNER. Gewissermaßen ... Ich will ja nicht eben behaupten, daß ich den Tod gesucht habe — der wäre einfacher zu haben gewesen — aber viel am Leben lag mir damals nicht. Vielleicht auch, daß ich eine Art Gottesurteil herausfordern wollte.

FRIEDRICH. Hören Sie, wenn alle Ehemänner in einem solchen Fall auf Felsen klettern wollten ... die Dolomiten würden einen possierlichen Anblick bieten. Sie haben doch schließlich nichts schlimmeres getan, als mancher andere auch.

AIGNER. Es kommt immer nur darauf an, wie so etwas von dem andern Teil empfunden wird ... Meine Gattin hatte mich sehr geliebt.

FRIEDRICH. Das hätte ein Grund mehr für sie sein sollen, nicht unversöhnlich zu bleiben.

AIGNER. Möglich. Aber auch ich hatte sie sehr geliebt. Hier liegt das Problem! — Unendlich ... Wie keine früher und keine ... na, lassen wir das. Sonst wär' es ja zu reparieren gewesen. Aber gerade, daß ich sie so sehr liebte — und trotzdem fähig war, sie zu betrügen ... sehen Sie, mein lieber Hofreiter, das machte sie irre an mir und an der ganzen Welt. Nun gab es überhaupt keine Sicherheit mehr auf Erden ... keine Möglichkeit des Vertrauens, verstehen Sie mich, Hofreiter —? — Nicht, daß es geschehn, nein, daß es überhaupt möglich gewesen war, das war's, was sie von mir forttrieb. Und ich mußte es begreifen. Ich hätte es sogar vorhersehen können.

FRIEDRICH. Ja, da muß ich allerdings fragen, warum ...

AIGNER. Warum ich sie betrogen habe —? ... Sie fragen mich? Sollt' es Ihnen noch nicht aufgefallen sein, was für komplizierte Subjekte wir Menschen im Grunde sind? So vieles hat zugleich Raum in uns —! Liebe und Trug ... Treue und Treulosigkeit ... Anbetung für die eine und Verlangen nach einer andern oder nach mehreren. Wir versuchen wohl Ordnung in uns zu schaffen, so gut es geht, aber diese Ordnung ist doch nur etwas Künstliches ... Das Natürliche ... ist das Chaos. Ja — mein guter Hofreiter, die Seele ... ist ein weites Land, wie ein Dichter es einmal ausdrückte ... Es kann übrigens auch ein Hoteldirektor gewesen sein.

FRIEDRICH. Der Hoteldirektor hat nicht so unrecht ... ja. *Pause.* Das Malheur war im Grunde nur, daß Ihre Gattin Ihnen draufgekommen ist. Sonst wären Sie vielleicht heute noch die glücklichsten Eheleute.

AIGNER. Ein Malheur — ja ...! —

FRIEDRICH. Wie hat sie's denn eigentlich erfahren?

AIGNER. ... Wie? Auf die einfachste Art von der Welt ... Ich hab' es ihr gestanden ...

FRIEDRICH. Wie —? Sie haben ihr —?

AIGNER. Ja. Das war ich ihr schuldig — gerade weil ich sie anbetete. Ihr und mir. Ich wäre mir recht feig vorgekommen, wenn ich's ihr verschwiegen hätte. So leicht darf man sich die Dinge doch eigentlich nicht machen. Finden Sie nicht ...?

FRIEDRICH. Das war ziemlich großartig gedacht — wenn es nicht eben nur eine Art Affektation war. Oder Raffinement ... Oder Bequemlichkeit ...

AIGNER. Oder alles zugleich, was auch möglich wäre. Denn die Seele — und so weiter.

FRIEDRICH. Und trotz dieser fabelhaften Aufrichtigkeit — und trotz aller Liebe hat Ihre Frau sich nicht entschließen können, Ihnen zu —

AIGNER. Sagen Sie um Gottes willen nicht „ver-

zeihn". Worte dieser Art passen hier durchaus nicht her. Es gab auch niemals eine Szene zwischen uns oder dergleichen. Es war nur zu Ende, mein guter Hofreiter, zu Ende, unwiderruflich zu Ende. Sofort ... Das fühlten wir beide. Es mußte zu Ende sein ...

FRIEDRICH. Es mußte —?

AIGNER. Mußte. Ja. Nun, lassen wir — die Lebenden ruhn. Die Toten besorgen das im allgemeinen auch ohne unser Zutun.

FRAU WAHL kommt von oben. Ah, da ist er ja —!

FRIEDRICH. Küss' die Hand, Mama Wahl.

FRAU WAHL. Mit Ihnen, Friedrich, red' ich überhaupt niemals ein Wort mehr. Und wenn sie abgestürzt wäre? Wie ständen Sie da? Könnten Sie mir je wieder unter die Augen treten? Auch mit dem Doktor Mauer bin ich fertig. Wo ist er denn? Es ist ja ungeheuerlich. Ich könnte euch beiden ...

FRIEDRICH. Aber, Mama Wahl, die Erna wär' auch ohne uns hinaufgeklettert.

FRAU WAHL. Ihr hättet sie anbinden müssen.

FRIEDRICH. Das war sie, Mama Wahl. Das waren wir alle. An einem und demselben Seil.

FRAU WAHL. Ein Narrenseil gehört für euch.

ERNA kommt im weißen Sommerkleid. Guten Abend.

AIGNER. Gott grüße Sie, Erna. Gott grüße Sie. *Er nimmt sie bei den Händen und küßt sie auf die Stirn.* Sie erlauben.

FRIEDRICH. Wie der alte Liszt die jungen Klavierspielerinnen.

ERNA küßt Aigner die Hand. Und wie eine ganz junge Klavierspielerin dem noch nicht besonders alten Liszt.

AIGNER. Aber Erna ...

FRAU WAHL. Das auch noch.

ERNA. Es war die schönste Stunde, Herr von Aigner, die ich je erlebt habe.

AIGNER. Ja, dort oben! ... Und doch hoff' ich, Sie werden noch schönere erleben, Erna.

ERNA. Das halt' ich für schwer möglich. Daß das

Leben einem wieder einmal geradeso schön vorkommt, das könnte sich ja vielleicht ereignen. Aber daß einem der Tod zu gleicher Zeit so vollkommen gleichgültig ist, das passiert einem gewiß nur bei solchen Gelegenheiten. Und das ... das ist das Wundervolle! ...

Indes ist die Post angelangt. Rosenstock ordnet Briefe, Hotelgäste kommen, empfangen ihre Korrespondenz usw.

PAUL. Fräulein Erna, gestatten Sie auch mir, Ihnen meine Bewunderung zu Füßen zu legen.

ERNA. Grüß' Sie Gott, Paul, wie geht es Ihnen?

PAUL. Ja, zum Teufel, pardon ... wundert sich denn niemand, daß ich da bin?

FRIEDRICH der sitzt. Hören Sie, Paul, es ist ein viel größeres Wunder, daß wir da sind.

AIGNER steht mit einer schönen Französin etwas abseits.

RHON zu Frau Wahl. Sehen Sie doch, gnädige Frau, das ist die morgige. Er sammelt Vorräte ...

ERNA zu Frau Wahl, die sich von Rosenstock ihre Briefe hat geben lassen. Na, Mama ...?

FRAU WAHL. Von Haus. Ah, da ist eine Karte von Ihrer Frau. *Zu Friedrich.* Sie läßt Sie schön grüßen, Friedrich.

FRIEDRICH. Daß sie kommt — schreibt sie Ihnen nicht?

ROSENSTOCK. Da sind auch Briefe für Sie, Herr Hofreiter.

FRIEDRICH steht auf. So? Ah, da ist ja auch einer von Genia.

GUSTL legt sich Briefe auf die Stirne.

FRAU RHON zu Gustl. Was machen Sie denn da?

GUSTL. Ich lese nämlich Briefe schon lange nicht mehr. Ich leg' sie mir einfach auf die Stirne und weiß, was drin steht.

FRAU WAHL zu Friedrich. Also kommt sie vielleicht doch?

FRIEDRICH. Nein. Sie schreibt, daß Percy seine Ankunft verschoben hat, er ist zu Freunden nach Rich-

mond geladen, bleibt acht Tage dort. So ein Lausbub', — und hat schon Freunde in Richmond.

RHON sitzt und liest seine Korrespondenz. Ha ...

FRAU RHON. Was ist denn?

RHON. Es ist unglaublich. Diese Rundfragen! — Man muß sagen, die Leute werden immer neugieriger. Früher haben sie sich begnügt zu fragen, ob man Makkaroni oder Pfirsichkompott lieber ißt, ob Wagner gekürzt oder ungekürzt aufgeführt werden soll. Aber was sie jetzt schon von einem wissen wollen ... Hören Sie sich das einmal an, Hofreiter.

FRIEDRICH sitzt am Nachbartisch und schaut seine Briefe durch.

RHON. Da fragt eine Frauenzeitschrift: a) in welchem Alter man zuerst das Glück der Liebe genossen, b) ob man jemals perverse Neigungen verspürt habe.

AIGNER zu Hofreiter. Eben erhalte ich eine Anfrage, ob man in unserm Weiher auch baden kann.

RHON. Bei fünf Grad ... brr! —

AIGNER. Ja, wenn sich das noch machen ließe — da wäre die Schweiz einfach tot ...

RHON. Hören Sie, ich habe eine Idee. Sie müssen mich natürlich am Gewinn beteiligen. Sie haben doch da ungeheure Wasserkräfte, die Fälle, die von den Bergen herabstürzen ... wie wär's, wenn Sie Ihren See elektrisch durchwärmen ließen?

AIGNER lacht.

RHON. Sie lachen ... Natürlich! Aber wenn ich nur was vom Technischen verstünde — ich würde euch die ganze Anlage selber baun ... so deutlich seh' ich's innerlich vor mir! Nur das Manuelle fehlt mir. Wenn ich auch das hätte, ich glaube, ich hätte nie eine Feder angerührt.

FRIEDRICH. Ich denk' mir überhaupt manchmal, ob die Dichter nicht meistens nur aus gewissen innern Mängeln ... Dichter werden —?

RHON. Wie meinen Sie das —?

FRIEDRICH. Ich stell' mir vor, viele Dichter sind

geborene Verbrecher — nur ohne die nötige Kourage — oder Wüstlinge, die sich aber nicht gern in Unkosten stürzen . . .

RHON. Und wissen Sie, was Fabrikanten von Glühlichtern gewöhnlich sind, Herr Hofreiter? . . . Glühlichterfabrikanten — sonst nichts.

FRIEDRICH. Wär' gut, wenn's wahr wär' . . .

EIN BOY *bringt Friedrich einen Brief.*

FRIEDRICH *macht ihn auf, lächelt und beißt sich in die Lippen.*

ERNA *hat es gesehn.*

FRAU WAHL. Adieu, ich muß mich noch umkleiden, adieu, kleine Dichtersfrau, adieu, großer Dichter.

GUSTL *öffnet eben einen seiner Briefe.*

FRAU RHON. Sie machen ihn ja doch auf.

GUSTL. Das ist nur zur Kontrolle. Die Leut' schreiben einem ja manchmal das Unrichtige.

Frau Rhon und Gustl nach rückwärts, dann ab. Aigner zu Rosenstock, dann ab.

RHON *entfernt sich gleichfalls.*

Es wird beinahe ganz leer in der Halle.

ERNA *über Friedrichs Schulter schauend.* Liebesbrief?

FRIEDRICH. Raten Sie von wem? Von Mauer . . .

ERNA. Oh . . .

FRIEDRICH. Er hat soeben ein dringendes Telegramm aus Wien erhalten. Mußte sofort abreisen . . . Ist schon fort . . . Ich möchte ihn allseits bestens empfehlen.

ERNA. Ich dachte mir so was.

FRIEDRICH. Ich auch. Schon diese Lustigkeit gestern abend, beim Nachtmahl in der Hütte! Und dann seine Stimmung heute beim Anstieg. Beim Zurückgehn hat er überhaupt kein Wort mehr gesprochen . . . Ja, Erna, auf einer freiliegenden Wiese, fünfzig Schritte von einer Hütte mit zwanzig Fenstern, sollte man sich eben nicht um den Hals fallen.

ERNA. Sie glauben, daß er das gesehn hat?

FRIEDRICH. Wahrscheinlich.

ERNA. Und glauben Sie, wenn das auf der Wiese nicht passiert wäre, er wäre nicht abgereist? Da sind Sie im Irrtum. Wir hätten einander gar nicht ansehn müssen und er hätte es bemerkt, geradeso wie die andern es merken . . .

FRIEDRICH. Was sollen denn die andern merken?

ERNA. Wie es mit uns zweien steht.

FRIEDRICH. Aber Erna, wie sollen denn diese Leute . . .

ERNA. Wir haben vielleicht so eine Art Schein um den Kopf.

FRIEDRICH *lacht.*

ERNA. Ja, so etwas ähnliches muß es sein. Das hab' ich mir schon manchmal gedacht. Wieso wissen denn gleich alle Leute so was . . .

FRIEDRICH. Ich hätte abreisen sollen, Erna.

ERNA. Das wäre aber gescheit gewesen!!

FRIEDRICH. Sie sollten nicht kokett sein, Erna

ERNA. Das bin ich wirklich nicht.

FRIEDRICH. Also was sind Sie denn?

ERNA. Ich bin, wie ich eben bin.

FRIEDRICH. Das ist Ihr Vorteil mir gegenüber. Ich bin nämlich nicht mehr, der ich war. Ich bin toll seit dem Kuß gestern, toll. Kommen Sie doch näher, Erna. *Faßt ihre Hand.* Setzen Sie sich hier mir gegenüber.

ERNA. Was sind Sie denn so grob . . .!

FRIEDRICH. Erna, ich hab' kein Auge zugetan diese Nacht.

ERNA. Das tut mir leid. Ich hab' wundervoll geschlafen.

FRIEDRICH. In dieser dumpfen Hüttenluft geht's mir übrigens meistens so.

ERNA. Sie hätten's machen sollen wie ich. Ich hab' mir meinen Plaid auf die Wiese hinausgeholt — auf unsere Wiese und hab' mich im Freien hingelegt.

FRIEDRICH. Haben Sie nicht gefroren?

ERNA. Nein. Ich hab' mir aus der Wirtsstube Ihren Mantel geholt und mit dem hab' ich mich zugedeckt.

FRIEDRICH. Also Hexenkünste auch noch? Es ging auch ohne die, Erna!

ERNA. So hab' ich von zehn bis drei herrlich geschlafen, unter den Sternen, und dann bin ich erst zurück ins Zimmer zur guten dicken Frau Rhon.

FRIEDRICH. Erna, Erna! Ich wär' imstande, eine rasende Dummheit zu begehn. Plötzlich versteh' ich allen Unsinn, über den ich mich früher lustig gemacht habe. Ich verstehe Fensterpromenaden, Serenaden *Geste.* Ich versteh', daß man mit gezücktem Messer auf einen Rivalen losgehn, aus unglücklicher Liebe in einen Abgrund springen kann.

ERNA. Warum Sie von unglücklicher Liebe reden?

FRIEDRICH ernst. Wozu sich täuschen, Erna! Das gestern abend . . . überhaupt diese ganze Partie, der Augenblick auf dem Gipfel oben, der Händedruck, dieser Wahn des Zusammengehörens, dieses ungeheure Glücksgefühl, es war wohl alles nur eine Art von Rausch, von — Bergrausch. Wenigstens für Sie. Hängt mit den dreitausend Meter Höhe zusammen, mit der dünnen Luft, mit der Gefahr. Aber ich persönlich habe wohl die geringste Rolle gespielt in Ihrer Stimmung.

ERNA. Warum sagen Sie das? Ich liebe Sie ja schon seit meinem siebenten Jahr. Allerdings mit Unterbrechungen. Aber in der letzten Zeit ist es wieder sehr schlimm geworden. Ich mache keinen Spaß. Und gar gestern und heut — und da oben — und jetzt! . . . Ach Gott, Friedrich, ich möcht' Ihnen so gern in die Haare fahren und sie verstruweln.

FRIEDRICH. Geben Sie doch acht. Es ist ja nicht notwendig. Hören Sie, Erna, — ich will Sie was fragen.

ERNA. Also fragen Sie.

FRIEDRICH. Also — Wie dächten Sie darüber . . . Hören Sie mich gut an! — Ich bin nämlich jetzt wieder ganz vernünftig. Also Erna, Sie wissen ja — meine Ehe, darüber muß ich Ihnen ja nichts weiter erzählen. Die Schuld lag ja größtenteils an mir. Immerhin — wir passen doch nicht so recht zusammen, Genia und

ich. Und besonders seit der sonderbaren Geschichte mit Korsakow, die ich Ihnen ja erzählt habe ... Ach Gott, warum mach' ich soviel Worte. Ich möcht' mich von Genia scheiden lassen ... und Sie heiraten, Erna.

ERNA lacht.

FRIEDRICH. Na ...?

ERNA. Weil Sie früher gesagt haben, Sie wären imstande, eine rasende Dummheit zu begehen.

FRIEDRICH. Es wäre vielleicht keine, wenn man's gleich nähme, wie es zu nehmen ist. Ich weiß, Erna, Sie werden mich nicht ewig lieben.

ERNA. Aber Sie mich!!!

FRIEDRICH. Eher ... Übrigens, Ewigkeit! Man steigt im nächsten Jahr wieder auf so ein Türmchen hinauf, und es ist aus mit der Ewigkeit. Oder sie fängt erst recht an. Also was das anbelangt! Ich weiß nur, das weiß ich mit absoluter Sicherheit, daß ich ohne Sie nicht existieren kann. Ich vergehe vor Sehnsucht nach Ihnen, ich werde nichts mehr denken können, nichts mehr arbeiten, überhaupt mich mit nichts mehr Vernünftigem beschäftigen, eh' Sie ... eh' ich Sie in den Armen halte, Erna.

ERNA. Warum haben Sie nicht Ihren Mantel geholt, heut nacht? ...

FRIEDRICH. Ich bitte Sie dringend, spielen Sie nicht mir mir, Erna. Ich bin doch ehrlich genug mit Ihnen. Sagen Sie einfach n e i n und die Sache ist erledigt. Mauer wird noch einzuholen sein. Zum lächerlich werden hab' ich keine Anlage. Wollen Sie meine Frau werden?

ERNA. Frau? — Nein.

FRIEDRICH. Na, gut.

ERNA. Vielleicht später einmal.

FRIEDRICH. Später —?

ERNA. Lesen Sie Ihre Briefe weiter.

FRIEDRICH. Wozu? Die Fabrik kann von mir aus in die Luft gehn. Alles kann in die Luft gehn. Was heißt das: später! Das Leben ist nicht gar so lang.

Frist gewähr' ich keine. Ein Kuß wie der von gestern verpflichtet. Entweder zu sofortigem Abschied oder zu einem bedingungslosen Ja. Warten kann ich nicht. Werd' ich nicht. Sagen Sie nein und ich fahre noch heute ab.

ERNA. Ich spiele nicht mit Ihnen. Ich weiß, wozu mich unser Kuß verpflichtet.

FRIEDRICH. Erna . . .

ERNA. Haben Sie es denn nicht immer gewußt, daß ich Ihnen gehöre?

FRIEDRICH. Erna . . . Erna!

Tamtam ertönt.

Der Tourist, der zu Beginn des Aktes eingeschlafen ist, wacht aus einem Traum auf, erhebt sich, schreit auf, heult geradezu und stürzt über die ganze Bühne, endlich hinaus.

FRAU WAHL kommt herunter.

AIGNER trifft mit ihr zusammen. Ah, das ist ja eine Schnalle, die ich noch gar nicht kenne! Entzückend . . .

FRIEDRICH. O, da haben wir uns nett verplaudert. Ich hab' nicht einmal mehr Zeit, mich umzukleiden.

FRAU WAHL. Sie sind auch so schön genug. Wo ist denn übrigens der Doktor Mauer?

FRIEDRICH. Ja, richtig, er läßt sich bestens empfehlen, er hat ein Telegramm bekommen, er mußte plötzlich abreisen.

FRAU WAHL. Ein Telegramm, Doktor Mauer? Das ist doch . . . Kinder, man verschweigt mir was. Er ist abgestürzt! . . . Er ist . . . tot!

FRIEDRICH. Na, hören Sie, Mama Wahl, glauben Sie, da könnten wir hier so gemütlich . . .

FRAU WAHL. Na, bei euch kann man das nicht wissen.

FRIEDRICH. Ich hätte wenigstens schwarze Handschuhe genommen.

SERKNITZ kommt in Frack, weißer Krawatte, zu Aigner hin. Ich habe die Ehre mich gehorsamst zu melden, Herr Direktor. Die Wäsche ist angelangt und ich war so frei, mich sofort in eine den Ansprüchen Ihres Hotels entsprechende Toilette zu werfen.

AIGNER. Sie sehn geradezu verführerisch aus, Herr von Serknitz.

SERKNITZ in den Speisesaal.

FRAU WAHL und AIGNER gleichfalls.

Frau Rhon und Gustl, Rhon, Meyer, verschiedene andere, die von der Treppe herunterkommen, in den Speisesaal.

ERNA und FRIEDRICH zusammen.

FRIEDRICH laut. Kommen Sie, Erna. *Leise.* Weißt du noch, was du früher gesagt hast?

ERNA. Ja.

FRIEDRICH. Da drin wird also heute unser Hochzeitsdiner serviert.

ERNA. Und es wird, Gottseidank, keiner einen Toast halten.

FRIEDRICH. Und du gehörst mir.

ERNA. Ja.

FRIEDRICH. Erna, überleg' dir gut, was du sagst. Wenn heute nacht deine Tür versperrt sein sollte, so schlag' ich sie ein und es ist um uns beide geschehn.

ERNA. Es wird nicht um uns geschehn sein.

FRIEDRICH. Erna . . .!

ERNA. Und ich ahne, es gibt noch schönre Stunden, als die dort oben war auf dem Aignerturm.

FRIEDRICH. Erna . . .

ERNA erst jetzt mit dem vollen Ton der Wahrheit. Ich liebe dich! —

Sie gehn in den Speisesaal.

Vorhang.

VIERTER AKT

Dekoration des zweiten Aktes. — Sommernachmittag.

Unter dem Nußbaum die zwei Kinder der Frau Natter, ein neunjähriges Mädel und ein siebenjähriger Bub' mit ihrer Miß, die ihnen die Bilder in einem Buch zeigt.

Aus dem Hause kommen nach und nach Genia, Natter, Frau Wahl, Demeter Stanzides, Gustl, Paul, Erna, Otto, Frau Adele Natter.

NATTER. Das Diner zu Ehren der Rückkehr unseres geschätzten Hausherrn war vorzüglich. Nur schade, daß er selbst nicht dabei war.

GENIA. Jedenfalls ist er in der Fabrik aufgehalten worden.

NATTER. Kein Wunder nach einer dreiwöchentlichen Abwesenheit.

FRAU WAHL. Haben Sie ins Bureau hineintelephoniert, Genia?

GENIA. Dazu war doch kein Anlaß, ich hatte ihn sicher für Mittag erwartet, nach dem gestrigen Telegramm aus Innsbruck. *Sie ist jetzt drüben bei den Kindern.* Gefallen euch die Bilder, ja? ...

KINDER. Oh ja.

GENIA. Ihr müßt eure Mama bitten, daß sie euch am nächsten Sonntag wieder mit herausbringt, da ist dann der Percy sicher schon da. Also was wollt ihr denn jetzt machen?

GUSTL. Kinder, ich werd' euch ein wunderschönes Spiel zeigen, das die braven Hindukinder spielen an den Ufern des Ganges. Paßt nur gut auf. Bitt' schön, Fräulein, geben Sie mir Ihren Sonnenschirm. Danke sehr. Also da zeichne ich drei konzentrische Kreise in den Sand, der eine hat einen Durchmesser von einem Meter, der mittlere von dreiviertel, der innere einen halben. *Zu den andern, die nahestehen, lachen, zu Frau Wahl, Paul, Adele, Genia.* Also bitte, das treffen die Hindukinder mit mathematischer Genauigkeit auf einen Millimeter. Jetzt paßt gut auf. Dann wird eine Tangente gezogen, längs des äußern Kreises, eine zweite senk-

recht darauf, längs des mittleren. Eine dritte, wieder parallel zur ersten, längs des innern. Dadurch entstehn selbstverständlich Segmente. Jetzt setzt man in das äußerste Segment östlich — *Er nimmt aus seiner Westentasche einen kleinen Kompaß, zu den andern, die wieder lachen.* Hab' ich immer bei mir. Ich begreif' überhaupt nicht, wie ein anständiger Mensch ohne Kompaß herumgehn kann. Also dort ist Osten. In das äußerste Segment kommt eine kleine Schildkröte ... in das westliche ein Skorpion, dem man natürlich schon den Stachel ausgezogen hat ... Also was werden wir da in Europa nehmen statt dem Skorpion? *Der siebenjährige Bub' fängt an zu weinen.*

ADELE. Jetzt hören Sie aber auf, Gustl! Miß ... *will you* — ah was! ... *Sie gibt das Englisch auf.* Bitt' Sie Miß, gehn S' mit den Kindern da hinten auf die Wiese, da ist Platz zum Spielen ... *Zu den Kindern.* Und da erzählt euch niemand so grausliche Geschichten von Skorpionen und Tangenten.

Das Fräulein mit den Kindern ab.

Demeter Stanzides hat sich auf die kleine Bank neben dem Eingang gesetzt und eine Zeitung in die Hand genommen, die dort lag. Stellung von links nach rechts: Stanzides links auf der Bank. In seiner Nähe Frau Wahl und Otto. Dann Paul, Erna. Ganz rechts Gustl, Adele, Genia.

STANZIDES. Hört, hört! *Er liest.* „Wie uns vom Hotel Völser Weiher berichtet wird, hat dort vor wenigen Tagen eine junge Dame aus Wien, Fräulein Erna Wahl, in Begleitung zweier Wiener Touristen, des Fabrikanten Hofreiter und des bekannten Arztes Doktor Mauer den Aignerturm bestiegen, eine durch ihre Gefährlichkeit ..."

ERNA. Kommen Sie, Paul, gehn wir Tennis spielen.

PAUL. Sehr einverstanden. *Zu Adele.* Gnädige Frau? Herr Fähnrich?

ADELE. Ich spiel' nicht gleich nach dem Essen.

OTTO. Mir gestatten Sie wohl auch noch meine Zigarette zu rauchen.

PAUL. Gut. Wir werden heute überhaupt lauter Singles spielen. Ein Singletournier. Hoffentlich kommt der Herr Hofreiter noch zurecht, damit er sich daran beteiligen kann. Heute muß das Verhältnis nämlich endgültig klar gestellt werden . . .! *Ab mit Erna.*

FRAU WAHL. Wie heißt's denn weiter?

STANZIDES liest weiter. „Eine durch ihre Gefährlichkeit berüchtigte Felsenspitze in den südwestlichen Dolomiten. Dieselbe wo vor sieben Jahren ein junger Arzt, Doktor Bernhaupt, durch Absturz . . .“

FRAU WAHL. Ja, Frau Genia, auf solche Berge haben sie die Erna hinaufgeschleppt. So bös' bin ich in meinem ganzen Leben nicht gewesen, wie auf den Doktor Mauer und auf Ihren Gatten.

GUSTL. Aus lauter Angst vor der Mama sind die beiden Herren sofort abgefahren.

GENIA mit Blick auf Erna, lächelnd. Ja, es scheint, den Friedrich hat das böse Gewissen ganz ruhelos gemacht. Jeden Tag hab' ich von anderswoher eine Karte bekommen, aus Caprile, Pordoi und Gott weiß noch woher.

FRAU WAHL hat die Zeitung in die Hand genommen und blättert. Was ist denn das eigentlich für eine Zeitung?

NATTER. Jetzt sind gnädige Frau doch stolz auf den Ruhm von Fräulein Erna . . .

FRAU WAHL. Stolz — ich?

GENIA ist hinübergekommen, ungefähr bis zur Mitte, wo Frau Wahl steht. Was ist das für ein Blatt? Ich kenn's gar nicht . . . wie kommt das her?

FRAU WAHL. Da ist ja was rot angestrichen.

STANZIDES. Was rot angestrichen ist in so einem Blatt, das soll man lieber nicht lesen.

FRAU WAHL. Das ist aber merkwürdig.

ADELE.
GUSTL.
GENIA. } Was denn?

FRAU WAHL liest. „Seit einigen Tagen tritt mit immer größerer Bestimmtheit in Wiener Gesellschaftskreisen ein sonderbares Gerücht auf, das wir hier

— selbstverständlich mit der gebotenen Reserve — wiedergeben. Es handelt sich um den Selbstmord eines weltberühmten Virtuosen, der zu Beginn dieses Sommers großes Aufsehn erregt hat und in ein Dunkel gehüllt war, das auch durch die beliebte Phrase von der plötzlichen Sinnesverwirrung eine genügende Aufklärung nicht erhalten hat. Das oben erwähnte Gerücht will nun wissen, daß die Ursache jenes Selbstmords ein amerikanisches Duell gewesen, daß aber die Entscheidung in diesem Duell nicht etwa, wie sonst, durch eine weiße und eine schwarze, sondern durch zwei weiße und eine rote Kugel herbeigeführt worden sei." — Zwei weiße und eine rote, — was heißt denn das?

Bange Pause.

GENIA ruhig. Die Billardpartie, auf die hier angespielt wird, gegen Korsakow, hat mein Mann verloren. Wenn es also . . . ein amerikanisches Duell gewesen wäre . . . so hätte Friedrich sich erschießen müssen — nicht? *Pause.*

STANZIDES. Es ist doch unglaublich, daß man gegen solche Infamien so gut wie wehrlos ist. Insbesondere, da kein Name genannt ist.

NATTER. Die werden sich wohl hüten.

FRAU WAHL versteht endlich. Ah, diese Billardpartie . . . natürlich, Frau Genia, Sie haben uns ja erzählt. Ihr Mann hat dem Korsakow in der Früh' die Zigarren ins Hotel geschickt . . . aber freilich! Da könnte ich Zeugin sein vor Gericht!

GUSTL. Mama, du brauchst nicht Zeugin zu sein. Kein Mensch kümmert sich um so was.

Adele und Stanzides sind schon auf dem Wege zum Tennisplatz und verschwinden allmählich von der Szene.

FRAU WAHL . Es ist aber doch . . . Wie kommt nur so was in die Zeitung . . .? Und weswegen sollt' sich denn der Friedrich mit dem Korsakow . . .

Frau Wahl, Gustl, ihnen gleich nach Herr Natter auch gegen den Tennisplatz zu.

OTTO und GENIA bleiben allein zurück.

GENIA. Sie glauben es?

OTTO. Diese unsinnige Duellfabel? Was fällt Ihnen ein!

GENIA. Aber daß diese Fabel vielleicht nicht ganz ohne Grund entstanden ist —! ... Mit einem Wort, daß ich — auch Korsakows Geliebte war.

OTTO. Nein. Ich glaub' es nicht.

GENIA. Warum sollten Sie's nicht glauben ... Weil ich es leugne? Das ist kein Gegenbeweis. Ich an Ihrer Stelle ... ich würde es glauben. *Als wenn sie zum Tennisplatz gehn wollte.*

OTTO. Ich glaub' es nicht, Genia. Ich schwör' Ihnen, daß ich's nicht glaube. Wozu reden wir darüber. Bitte, bleiben Sie! Bitte! — Wer weiß, ob sich noch ein ungestörter Augenblick findet. Morgen in aller Früh' muß ich in die Stadt hineinfahren. Ich habe noch eine Menge drin zu tun ... Abmeldung ... Einkäufe ... und mit dem Nachtzug fahr' ich nach Pola.

GENIA sieht ihn an. Morgen schon ...

OTTO. Auf welche Art darf ich Ihnen Nachrichten zukommen lassen?

GENIA. Sie können mir ruhig schreiben. Meine Briefe werden nicht geöffnet. Und wenn Sie besonders vorsichtig sein wollen, so schreiben Sie mir eben — so wie Sie jetzt zu mir reden — wie einer guten Freundin.

OTTO. Das ist zu viel verlangt. Das kann ich nicht durchführen.

GENIA. Es gäbe noch eins. — Nicht schreiben, gar nicht schreiben.

OTTO. Genia ...

GENIA. Wär' es nicht das klügste? Man sieht sich ja doch nie wieder.

OTTO. Genia! In zwei Jahren bin ich wieder da.

GENIA. In zwei Jahren!

OTTO. Wenn du mir doch vertrautest, Genia. Auch früher könnt' ich wieder da sein. Viel früher. Es gibt

ja andre Möglichkeiten für mich ... Du weißt es ... Ich müßte gar nicht fort, Genia.

GENIA. Du mußt. Vielmehr du sollst, das ist ein stärkeres Gebot.

OTTO. Wie soll ich leben — ohne dich!

GENIA. Du wirst es können. Es war schön. Lassen wir's daran genug sein. Glück auf die Reise, Otto, und Glück fürs weitere Leben.

Pause.

OTTO. Was wirst du tun, wenn ich fort bin?

GENIA. Ich weiß es nicht. Heute weiß ich's nicht. Was wußten wir zwei vor wenigen Wochen, vor Tagen! ... Man gleitet. Man gleitet immer weiter, wer weiß wohin.

OTTO. Wie kannst du ... Oh, ich verstehe dich! Du redest heute so, um mir das Scheiden leichter zu machen. Genia ... Erinnere dich doch, Genia ...

GENIA. Ich erinnere mich. O ja, ich erinnere mich. *Bitter.* Aber das Vergessen fängt auch nicht anders an.

OTTO. Tut es dir sehr wohl, mir Schmerz zu bereiten?

GENIA. Warum hältst du mich für besser als ich bin? Ich bin nicht besser als andere sind. Merkst du's denn nicht? Ich lüge, ich heuchle. Vor allen Leuten spiel' ich Komödie, — vor Herrn Natter und vor Frau Wahl ... vor deiner Mutter so gut wie vor meinem Stubenmädchen. Ich spiele die anständige Frau — und nachts lass' ich das Fenster offen stehn für meinen Liebhaber. Ich schreibe meinem Sohn, er möge sich länger bei seinen Freunden aufhalten, meinem geliebten Sohn schreib' ich das ... nur damit er mein Abenteuer nicht störe, — und ich schreibe meinem Gatten, daß Percy durchaus noch in Richmond bleiben will, nur damit er selber länger fortbleibt. Und wenn er heute zurückkommt und dir die Hand reichen wird, werde ich daneben stehn, lächeln und mich wahrscheinlich meiner Geschicklichkeit freun. Findest du das alles sehr schön? Denkst du — ich bin eine, der

man trauen darf —? Ich bin wie die andern, Otto, glaub' es mir.

OTTO. Du bist nicht wie die andern. Kein Mensch würde dich anklagen. Du, du warst frei. Du warst ihm keine Treue schuldig. Niemand würde dich geringer achten.

GENIA. Niemand . . .

OTTO. Niemand — — Ich weiß, was dir durch den Sinn geht. Niemand. Auch meine Mutter nicht, wenn sie's ahnte.

GENIA. Warum ist sie heute nicht dagewesen?

OTTO. Weil sie größere Gesellschaften nicht liebt. Das ist der einzige Grund. Sie ahnt nichts. Gestern war sie doch hier. Was sollte sie gerade heute abgehalten haben.

GENIA. Das will ich dir sagen. Sie dachte, Friedrich werde schon da sein. Und es wäre ihr peinlich gewesen, dich, ihren Sohn . . . es wäre ihr unerträglich gewesen, uns drei beisammen zu sehen . . . den Mann . . . die Frau . . . und den Liebhaber — — Davor fürchtete sie sich. Darum kam sie nicht her. O, ich kann sie verstehn. Wie gut kann ich sie verstehn.

FRIEDRICH erscheint auf dem Balkon, spricht gleich. Habe die Ehre, meine Herrschaften.

Genia und Otto sind am Schlusse des Gespräches beinahe unter dem Balkon.

GENIA nicht erschrocken. Friedrich!

OTTO. Guten Tag, Herr Hofreiter.

FRIEDRICH. Grüß' Sie Gott, Otto.

GENIA heiter. Seit wann bist du denn da?

FRIEDRICH. Vor zehn Minuten gekommen. *Er grüßt zum Tennisplatz hinüber, wo man ihn bemerkt hat.* Guten Abend, guten Abend — *Zu Genia.* Ich hab' mich nur gleich umgekleidet. *Zu Otto.* Es freut mich, daß ich Sie noch antreffe. Ich hab' gefürchtet, daß Sie schon wieder in Pola sind . . . oder gar schon draußen im Weltmeer.

OTTO. Morgen reis' ich, Herr Hofreiter.

FRIEDRICH. So ... morgen ...— ? Na, ich komm gleich herunter. *Verschwindet vom Balkon.*

Otto und Genia hinüber. Das nächstfolgende sehr rasch.

OTTO. Du kannst nicht hier bleiben.

GENIA. Sei vernünftig, Otto.

OTTO. Jetzt fühl' ich es. Du bist nicht geschaffen, zu lügen. Du würdest dich verraten. Oder gar freiwillig gestehn!

GENIA. Das wäre möglich.

OTTO mit einem plötzlichen Entschluß. So lass' mich mit ihm reden.

GENIA. Was fällt dir ein!

OTTO. Ja! Es ist ja das einzig Mögliche. Du fühlst es selbst, alles andre wäre unwürdig, schmählich —

GENIA. Ich werd' es ihm sagen, sobald du fort bist. Morgen. Vielleicht noch heute ...

OTTO. Und was wird geschehn?

GENIA. Nichts, wahrscheinlich. Und du wirst hierher nicht wiederkommen, nie. Versprich mir ... nie ... auch in zwei Jahren nicht ... nie ...

OTTO wie erleuchtet. Du liebst ihn — du liebst ihn wieder! — Dahin, dahin gleitest du.

Es kommen Frau Wahl, Natter, Frau Natter, Stanzides und Gustl vom Tennisplatz.

ERNA und PAUL spielen weiter.

FRIEDRICH erscheint im Tenniskostüm. Grüß' dich Gott, Genia. *Küßt sie auf die Stirn. Er begrüßt auch die andern. Zu Frau Wahl, die ihm nicht die Hand gibt.* Na, Mama Wahl, noch immer bös' auf mich?

FRAU WAHL. Ich rede kein Wort mit Ihnen. Ich werde auch mit Doktor Mauer kein Wort reden

FRIEDRICH. Das wird sich zeigen.

GENIA. Der hat sich überhaupt noch nicht sehen lassen.

FRIEDRICH. So? — Heut wird er hoffentlich kommen, ich hab' ihm geschrieben. Na, der Paul und die Erna, die lassen sich natürlich nicht stören.

GENIA. Sag' doch, wann bist du denn eigentlich in Wien angekommen?

FRIEDRICH. Gestern abend. Ja. — Ich wär' sehr gern schon zu Tisch heraußen gewesen, aber es war leider absolut nicht möglich.

GENIA. Wir hatten ein Empfangsdiner dir zu Ehren.

GUSTL. Großartig haben wir gegessen.

FRIEDRICH. So ...? Vielleicht bist du so gut, Genia, und laßt mir wenigstens noch einen schwarzen Kaffee bringen. *Er setzt sich unter den Baum und zündet sich eine Zigarette an.*

NATTER. Sie sind länger fortgeblieben, als Sie beabsichtigt hatten, lieber Hofreiter?

FRIEDRICH. Ja. *Fixiert ihn scharf.* Ja. Sind das nicht Ihre Kinder, die da draußen auf der Wiese herumhüpfen?

ADELE. Ich hab' gedacht, der Percy wär' schon da. *Stanzides und Frau Wahl sind indes gegen rückwärts gegangen.*

FRIEDRICH. Na, wann kommt er denn endlich. Laßt sich auf englische Schlösser einladen ... der Lump!

GENIA. Ich glaub', er überrascht uns noch heut oder morgen mit meiner Schwester Mary ... weil schon drei Tage keine Nachricht von ihnen da ist.

ERNA und PAUL vom Tennisplatz.

PAUL. Mein Kompliment, Herr Hofreiter.

ERNA. Guten Abend, Friedrich. *Händedruck.*

FRIEDRICH. Na, wie geht's denn?

PAUL. Ja, das Fräulein Erna hat mich schon wieder geschlagen.

FRIEDRICH. Na, war's noch schön am Völser Weiher?

ERNA. Ja, denken Sie sich, sehr schön, auch ohne Sie. Nett war das übrigens wirklich nicht, so plötzlich zu verschwinden. Ja richtig, danke für die Karten ... Sie haben ja noch sehr schöne Partien gemacht.

FRIEDRICH. Heut ist ja Ihr Ruhm verkündet in der Zeitung, Erna.

FRAU WAHL. Wir haben schon gelesen.

FRIEDRICH. So, Sie haben schon — Ist dieses Blatt auch hierher gelangt? — Eine interessante Zeitung — nicht wahr? *Pause. Ihn amüsiert die Verlegenheit der andern.* Es war übrigens schön auf dem Aignerturm. Ja, richtig, Otto. Wo ist er denn . . .? *Otto steht etwas abseits mit Frau Natter.* Ihnen hab' ich Grüße zu überbringen, das heißt Grüße sind es wohl nicht. Ich habe nämlich Ihren Vater gesprochen.

OTTO. Ihre Frau Gemahlin erzählte mir.

FRIEDRICH. Schade, daß Sie schon morgen fortfahren. Ihr Vater wollte nämlich in ein paar Tagen nach Wien kommen.

OTTO. Sie wissen doch, Herr Hofreiter, daß zwischen meinem Vater und mir niemals Beziehungen bestanden haben.

FRIEDRICH. Könnten sich noch immer entwickeln. Sollten sich sogar. Daß Sie jetzt da ins Weltmeer hinaussegeln auf so lange . . . ohne Ihren Vater gesehn zu haben . . . es sollt' nicht sein . . . glauben Sie nicht?

OTTO. Ja, Sie mögen vielleicht recht haben — aber nun ist es wohl zu spät.

PAUL der mit Erna und Frau Wahl stand, tritt her. Also, Herr Fähnrich, unser Single, wenn's gefällig ist. *Zu Friedrich.* Wir spielen nämlich heute lauter Singles. Sie dürfen sich nicht ausschließen, Herr Hofreiter, der Herr Fähnrich reist morgen ab, und da muß heute das Verhältnis endgültig festgestellt werden.

FRIEDRICH. Aber natürlich. Ich stehe zur Verfügung. Bitte sich nicht stören zu lassen. — Ich trink' nur meinen Kaffee aus.

Herr Natter, Stanzides, Genia — nach den ersten Worten Friedrichs an Otto über Aigner — und Gustl sind schon etwas früher weggegangen, jetzt folgen Paul, Adele und Otto.

ERNA. FRIEDRICH.

ERNA ist hinter seinem Sessel stehn geblieben.

FRIEDRICH. O Erna . . . *Bleibt sitzen.*

ERNA. Ich bin so froh, daß du wieder da bist.
FRIEDRICH. Im Ernst? *Er küßt ihre Hand über die Lehne.* Ich auch.
ERNA. Und jetzt möcht' ich so geschwind als möglich den wahren Grund wissen, warum du fort bist.
FRIEDRICH. Du bist aber komisch, Erna. Ich hab' dir's ja gesagt. Du warst doch drauf vorbereitet. Wär' ich dort geblieben, in wenigen Tagen, ach Gott — am selben Tag hätt' es das ganze Hotel gewußt. Das ist schon so. Du weißt ja . . . Der Schein um den Kopf. Wir haben ihn uns ja redlich verdient.
ERNA. Und wenn man ihn gesehn hätte!
FRIEDRICH. Kind . . . So was soll man der Welt nicht verraten. Umsoweniger, je mehr man sie verachtet. Die Welt versteht's ja doch nicht. Oder auf ihre Weise — was noch schlimmer ist! Du kannst mir dankbar sein, daß ich dich nicht „kompromittiert" habe. Später hättest du mir's doch übel genommen.
ERNA. Später? . . . ach so! . . . Ich werde nicht heiraten, Friedrich.
FRIEDRICH. Nicht von der Zukunft sprechen, Kind. Man soll nichts vorhersagen, für sich nicht und für andre. Nicht für die nächste Minute! Glaub' mir.
ERNA. Und denkst du, wenn ich wirklich einen lieb hätte nach dir — ich könnt' ihm verschweigen . . .
FRIEDRICH. Gewiß könntest du. Hättest auch recht. Ich versichere dich, wir verdienen nichts andres . . .
ERNA. „Wir" . . . Es gibt doch auch — bessre als du.
FRIEDRICH. Glaubst du? *Steht auf.*
ERNA. Was hast du denn? Warum bist du so zerstreut? Was guckst du immer zur Tür hin? Erwartest du wen?
FRIEDRICH. Ja, den Doktor Mauer.
ERNA. Den Doktor Mauer? Was willst du von ihm?
FRIEDRICH. Es handelt sich um geschäftliche Dinge.

ERNA. Mauer ist doch kein Advokat ...
FRIEDRICH. Aber ein Freund.
ERNA. Glaubst du, er ist es noch immer?
FRIEDRICH. Ja. Solche Dinge hängen nämlich nie von dem ab, was man miteinander ... für Erfahrungen macht. Sonst täten ja Enttäuschungen nicht weh ... wenn damit die innern Beziehungen einfach aus wären. Aber daß man doch immer aneinander hängen bleibt ... das ...! ... Es gibt nur ewige Liebe und ewige Freundschaft. Und der Mauer ist und bleibt mein einziger Freund. Das steht fest ... Auch wenn er mich einmal erschießen sollte, es wird nicht anders.
ERNA. Was hast du denn so wichtiges mit ihm zu besprechen?
FRIEDRICH. Es hängt mit meiner Reise nach Amerika zusammen.
ERNA. Du fährst also hinüber?
FRIEDRICH. Ja ... Und da gibt es eben manches zu ordnen — aus früherer Zeit, wozu ich nur den Mauer brauchen kann.
ERNA. Aus ... früherer Zeit ...?
FRIEDRICH. Aber Kind! Eine Gattin könnte nicht neugieriger sein. Sind übrigens lauter sehr langweilige Geschichten.
ERNA. Die dich doch sehr nervös zu machen scheinen.
FRIEDRICH. Mach' ich den Eindruck? Keine Spur, ich bin nur etwas übernächtig vielleicht.
ERNA. Wieso? Du bist doch nicht die Nacht durchgefahren?
FRIEDRICH. Nein, aber geschlafen hab' ich auch nicht viel. Ich hab' eine Fensterpromenade gemacht.
ERNA. Heute nacht?
FRIEDRICH. Ja, heute nacht. Warum wunderst du dich denn? Ich hab' dir ja gesagt, an einem gewissen Abend ... daß ich alle diese Dinge plötzlich begreife — Fensterpromenaden, Serenaden — Totschlag ... Selbstmord — —

ERNA. Ich versteh' dich nicht. Wem hast du ... eine Fensterpromenade ...

FRIEDRICH. Na dir, selbstverständlich.

ERNA. Mir? Was sind das für ...

FRIEDRICH. Du glaubst mir nicht? Also hör' gut zu! Ich bin nämlich gestern abend noch herausgefahren. Gleich nach meiner Ankunft in Wien. Es war beinah Mitternacht wie ich unter deinem Fenster war. Du hast noch Licht brennen gehabt. Ich habe deinen Schatten an den Vorhängen vorbeigleiten gesehn. Wenn dein Zimmer ebenerdig läge ... wer weiß.

ERNA. Du warst vor meinem Fenster?! — Und dann?

FRIEDRICH. Dann bin ich eben wieder fort. Ich hatte deinen Schatten gesehn, war in deiner Nähe gewesen. Danach hatt' ich mich gesehnt.

ERNA. Du hast dich ... Friedrich ...! Und wohin bist du dann?

FRIEDRICH. Nach Wien zurück. Mein Auto hat auf dem Pfarrplatz gewartet. Ich hab' nämlich heute früh um acht Uhr schon im Bureau zu tun gehabt.

ERNA. Du warst vor meinem Fenster ... Friedrich!

FRIEDRICH. Warum sollt' ich dir denn so was erzählen, wenn's nicht wahr wär' ... Wobei soll ich dir schwören? Beim heiligen Weiher von Völs?

ERNA. Du warst vor meinem Fenster! ... Mein Geliebter!

FRIEDRICH. Still, still. *Er geht zur Türe des Hauses.*

MAUER tritt aus dem Haus. Grüß' dich Gott, Friedrich. Guten Tag, Fräulein Erna.

FRIEDRICH. Servus, Mauer.

ERNA ruhig. Guten Tag, Doktor.

MAUER ganz unbefangen. Schon lang zurück, Fräulein Erna?

ERNA. Erst seit zwei Tagen ... *Zu Friedrich.* Sie haben mit dem Herrn Doktor zu sprechen. Auf Wiedersehn. *Ab zum Tennisplatz.*

MAUER. FRIEDRICH.

MAUER. Du hast mir geschrieben, ich bin da.

FRIEDRICH. Ich danke dir nochmals, daß du gekommen bist. Hoffentlich hab' ich dich von nichts wichtigem abgehalten.

MAUER. Du schreibst, daß du meines Rats bedarfst. Ich nehme an, du fühlst dich krank.

FRIEDRICH sieht ihn an. Ah so! Nein, ich habe nicht den Arzt zu mir gebeten, sondern den Freund.

MAUER. Den Freund, so ... Nun, ich bin da.

FRIEDRICH. Es handelt sich nämlich um ein blödsinniges Gerücht, von dem du vielleicht schon gehört oder gelesen hast.

MAUER. Welches Gerücht?

FRIEDRICH. Daß Korsakow ...

MAUER. Nun?

FRIEDRICH. Daß Korsakow als Opfer eines amerikanischen Duells gefallen ist.

MAUER. Ah.

FRIEDRICH. Du hast gelesen?

MAUER. Gehört, um die Wahrheit zu sagen.

FRIEDRICH. Also, ich frage dich: Was soll ich tun?

MAUER. Was du tun sollst? Du hast ja den Gegenbeweis in der Hand. Der Brief Korsakows an deine Frau ...

FRIEDRICH. Was hilft mir der? Den kann ich doch nicht ... das wäre doch geschmacklos ...

MAUER. Ja, dann ... kümmere dich einfach nicht darum. Das Gerücht wird verschwinden, wie es gekommen ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß vernünftige Leute so was von dir im Ernst glauben könnten.

FRIEDRICH. Wenn auch — etwas wird hängen bleiben. Und einer muß diese Infamie als erster ausgesprochen haben. Wenn man sich an den halten könnt'.

MAUER. Der Mann wird kaum zu eruieren sein.

FRIEDRICH. Für mich ist er eruiert. Es ist Natter.

MAUER. Du glaubst?

FRIEDRICH. Es ist seine Rache ... Er hat nämlich alles ...

MAUER rasch. ... gewußt?

FRIEDRICH. Ja. — Es gibt überhaupt weniger betrogene Ehemänner als die Gattinnen und manchmal sogar die Liebhaber glauben.

MAUER. Hast du Beweise, daß das Gerücht von ihm ausgeht?

FRIEDRICH. Beweise, nein.

MAUER. Da kannst du nichts machen.

FRIEDRICH. Ihn stellen.

MAUER. Er wird natürlich leugnen.

FRIEDRICH. Ihn züchtigen.

MAUER. Damit besserst du nichts.

FRIEDRICH. Vielleicht meine Laune.

MAUER. Dazu wäre der aufgewandte Apparat doch etwas zu groß.

FRIEDRICH. Find' ich nicht. Gute Laune ist die Hauptsache auf Erden.

MAUER. Ich ließe die Angelegenheit auf sich beruhn. Einen andern Rat kann ich dir nicht geben, beim besten Willen nicht. — So, nun will ich deiner Frau guten Abend sagen und dann meiner Wege gehn.

FRIEDRICH. Mauer ... du bist mir böse?

MAUER. Ich dir böse? Nein. Aber mein Verlangen, mich hier aufzuhalten, ist gering.

FRIEDRICH. Du Mauer ... Du weißt doch, daß ich sehr bald nach dir vom Völser Weiher abgereist bin?

MAUER. „Sehr bald“ ist gut.

FRIEDRICH. Gleich! ... am Tag drauf! ... Weißt du, warum? Ich habe die Flucht ergriffen.

MAUER. Ah! —

FRIEDRICH. Ja, vor mir, vor mir selbst. Denn daß ich sehr verliebt war in die Erna, das gesteh' ich dir ohne weiteres zu.

MAUER. Du hast mir keine Rechenschaft abzulegen.

FRIEDRICH. Gewiß nicht. Tu' ich auch nicht. Ich seh' nur nicht ein, warum ich deine falschen Vermutungen . . .

MAUER. Was immer ich vermutet habe, ob mit Recht oder mit Unrecht, die Sache ist für mich erledigt. — Darf ich deiner Frau guten Abend sagen?

FRIEDRICH. Später darfst du. Jetzt wirst du freundlichst hier bleiben. Wir müssen uns aussprechen. Ich versichere dich, daß du dich irrst. — Ich habe sie geküßt, ja. Einmal . . . Das leugne ich nicht. So eine Umarmung im Freien, bei schönem Wetter, in zweitausend Meter Höhe hat gar nichts zu bedeuten. Das nenn' ich . . . Höhenrausch . . .

MAUER. Na . . . wenn du's nur so nennst . . . dann ist ja alles gut.

FRIEDRICH. Glaubst du, es laufen viele ungeküßte Mädeln auf der Welt herum? Auch in der Ebene soll's manchmal passiert sein! Sich deswegen einbilden, daß man zu gut für eine ist . . . das ist, mit Verlaub, Größenwahn.

MAUER. Es macht dir viel Spaß zu lügen, was?

FRIEDRICH. Manchmal schon. Aber diesmal tu' ich's nicht einmal. Und jetzt werd' ich dir noch was sagen. Selbst wenn mehr vorgefallen wäre . . . als dieser Kuß . . .

MAUER. Ich habe dich nicht gefragt. Und ich versichere dich, mir ist es heute im Grunde ziemlich gleichgültig, wie weit es zwischen euch gekommen ist.

FRIEDRICH. Daran, mein lieber Mauer, tust du unrecht.

MAUER. Ah . . .

FRIEDRICH. Die Sache stünde vielleicht besser für dich, wenn sie meine Geliebte gewesen wäre. Es wäre eine abgetane Sache . . . Da wärst du gewissermaßen sicherer.

MAUER. Du fängst an, mich zu amüsieren.

FRIEDRICH. Das freut mich. Das ist doch das

wichtigste bei jeder Unterhaltung. Ob man die Wahrheit zu hören kriegt, weiß man ja doch nie.

MAUER. Von Erna selbst würde ich sie erfahren.

FRIEDRICH. Du glaubst?

MAUER. Lügen, das ist wirklich das einzige, dessen ich sie nicht für fähig halte.

FRIEDRICH. Da könntest du recht haben. Und darauf kommt es doch am Ende an. Ich halte es überhaupt für sehr einseitig, die Frauen nur aufs erotische hin zu beurteilen. Wir vergessen immer wieder, daß es im Leben jeder Frau, auch wenn sie Liebhaber hat, eine Menge Stunden gibt, in denen sie an ganz andre Dinge zu denken hat als an die Liebe. Sie liest Bücher, musiziert, sie veranstaltet Wohltätigkeitsakademien, sie kocht, sie erzieht ihre Kinder, — sie kann sogar eine sehr gute Mutter sein, ja manchmal auch eine vortreffliche Gattin. Und hundertmal wertvoller — als eine sogenannte anständige Frau. Denk' nur an Adele Natter.

MAUER. Du hast mich hoffentlich nicht hergebeten, um mir deine philosophischen Ansichten vorzutragen.

FRIEDRICH. Nein, das ergibt sich nur so. Aber weil wir schon bei diesem Thema sind, ich möcht' dich doch fragen, ob dir schon etwas von der Affäre zwischen meiner Gattin und dem Herrn Fähnrich zu Ohren gekommen ist?

MAUER überrascht. Von deiner Frau und ... Kein Wort ... Woher hätt' ich auch ... Ich bin ja seit drei Wochen nicht hier gewesen.

FRIEDRICH. Also hörst du die Neuigkeit von mir. Na, was sagst du dazu?

MAUER. Es ist vielleicht nicht wahr. Und wenn es wahr sein sollte ...

FRIEDRICH. So gönnst du mir's von Herzen. Ich weiß. Aber ich will dir nur sagen, daß deine Schadenfreude gegenstandslos ist. Denn dazu müßte ich die Sache ja als etwas schmerzliches oder mindestens als

ärgerlich empfinden. Und das ist absolut nicht der Fall. Im Gegenteil. Es ist mir eher wie eine innere Befreiung. Ich gehe nicht mehr als Schuldiger in diesem Hause herum. Ich atme wieder auf. Es ist gewissermaßen, als hätte sie Sühne getan für den Tod Korsakows, und zwar in einer höchst vernünftigen und schmerzlosen Weise. Sie fängt an mir wieder menschlich nah zu sein. Wir leben wieder sozusagen — auf demselben Stern.

MAUER. Du bist sehr gefaßt. Mein Kompliment. Offenbar glaubst du's nicht. Da man ja so was doch nie mit absoluter Bestimmtheit wissen kann . . .

FRIEDRICH. Ah, manchmal schon. Zum Beispiel, wenn man den Liebhaber nachts, halb zwei aus dem Fenster seiner Frau steigen sieht.

MAUER. Wie?

FRIEDRICH. Na, was sagst du dazu? Heute nachts um halb zwei hab' ich Herrn Otto von Aigner, Fähnrich in Sr. Majestät Marine, aus dem Fenster der Fabrikantensgattin Genia Hofreiter steigen gesehen. Gerichtlich zu beeiden!

MAUER. Heute Nacht, halb zwei?

FRIEDRICH. Ich war nämlich schon gestern abend heraußen.

MAUER. So —? Und wo warst du bis halb zwei, wenn man fragen darf.

FRIEDRICH. Haha, mir scheint, du denkst schon wieder an Erna. Na, also damit ich dich beruhige, ich bin mit dem letzten Zug herausgefahren von Wien; von der Bahn zu Fuß hierherspaziert und bin, wie ich das manchmal tue, durch das kleine Türl von der Wiese aus in den Garten herein. Und da hab' ich zu meiner Überraschung Stimmen gehört. Ich schleiche mich näher und sehe einen Herrn und eine Dame hier unter dem Baum sitzen. Genia und Otto. Um Mitternacht hier im Garten. Was sie gesprochen haben, das hab' ich natürlich nicht verstehen können. Ich bleibe in gemessener Entfernung, nach wenigen Minuten schon er-

heben sich beide und verschwinden im Haus. Ich verlasse rasch den Garten, wieder durch die Hintertür, gehe rund um die Villa und postiere mich so, daß ich sehn muß, wenn wer aus dem Haustor herauskommt. Es kommt niemand. Eine halbe Stunde lang niemand. Die Lichter im Haus verlöschen. Ich geschwind wieder um das Gitter herum auf die Wiese, wo ich das Fenster von Genias Schlafzimmer im Auge habe. Es war dunkel. Die Nacht war wunderschön, ich lege mich auf die Wiese hin, in den Schatten der Bäume, die am Gitter stehn. Und warte. Bis halb zwei hab' ich gewartet. Um halb zwei öffnet sich das Fenster, ein Herr steigt heraus, verschwindet auf eine Weile für mich im Dunkel des Gartens, ich höre die Gartentüre gehn, und gleich darauf direkt an mir vorüber, schwebt die schlanke Gestalt des Herrn Fähnrich Otto von Aigner.

MAUER. So. Und was hast du dann getan?

FRIEDRICH. Ich hab' mich auf die Wiese hingelegt.

MAUER. Du bist ja schon gelegen.

FRIEDRICH. Richtig. Aber bequemer als vorher hab' ich mich hingelegt, weil ich ja nicht mehr hab' aufpassen müssen. Und hab' prachtvoll geschlafen, bis sieben Uhr früh. Es ist wirklich herrlich, im Freien zu schlafen in schönen Sommernächten. Erst neulich hat mir wer davon vorgeschwärmt.

MAUER. Du denkst hoffentlich nicht daran, es Genia oder ihn entgelten zu lassen. Das einzige, was du jetzt tun kannst und darfst, — das ist ein klares Ende machen.

FRIEDRICH. Wer spricht von Ende?

MAUER. Selbstverständlich. Es könnte jetzt auch ohne besonderes Aufsehn geschehn. Du brauchst nur etwas früher nach Amerika zu fahren als deine Absicht war.

FRIEDRICH. Nach Amerika wird Genia mit mir reisen.

MAUER. So —?

FRIEDRICH. Ja.

MAUER *achselzuckend.* Du erlaubst mir diese Mit-

teilung bis auf weiteres als den letzten Beweis deines Vertrauens entgegenzunehmen. Jetzt . . .

NATTER kommt. O, guten Abend, Doktor Mauer, wie geht's? Lieber Hofreiter, ich wollte Sie nämlich fragen, da wir leider nicht mehr lange bleiben können . . .

MAUER. Du erlaubst also, daß ich deiner Frau guten Abend sage . . .

FRIEDRICH. Sie wird sich sehr freuen.

MAUER zum Tennisplatz.

FRIEDRICH. NATTER.

NATTER. Ich wollte Sie fragen, lieber Hofreiter, ob ich Sie morgen im Bureau sprechen kann. Ich habe Ihnen viel mitzuteilen. Das bewußte Konsortium hat sich wieder gemeldet. Man bietet . . .

FRIEDRICH. Morgen die Geschäfte, Herr Natter.

NATTER. Wie Sie wünschen.

FRIEDRICH. Heute wollen wir plaudern.

NATTER. Gern.

FRIEDRICH. Sagen Sie mir, Natter, was halten Sie von Demeter Stanzides?

NATTER. Stanzides? — Ein ganz sympathischer Mensch. Etwas sentimental für einen Husarenoberleutnant. Aber im ganzen ein netter Kerl.

FRIEDRICH. Hat er nicht Schulden?

NATTER. Nicht, daß ich wüßte.

FRIEDRICH. Mißhandelt er nicht seine Untergebenen?

NATTER. Mir nichts davon bekannt.

FRIEDRICH. Ist er nicht etwa Falschspieler?

NATTER. Glauben Sie das, Hofreiter?

FRIEDRICH. Nein. Ich will es Ihnen nur erleichtern, etwas über ihn zu erfinden, für später, wenn die Geschichte zwischen ihm und Ihrer Frau Gemahlin zu Ende sein sollte.

Sie stehn Aug' in Aug'.

NATTER. Es freut mich, daß Sie mich für keinen Dummkopf halten, Hofreiter.

FRIEDRICH. Nein, für einen ...

NATTER. Ich warne Sie davor, mich einen Schuften zu heißen. Es würde mir wahrscheinlich nicht konvenieren, die Angelegenheit durch eine Karambolpartie zu erledigen.

FRIEDRICH. Aber auf andere Art.

NATTER. Wenn ich dazu Lust gehabt hätte ... vor nicht allzulanger Zeit war bessere Gelegenheit dazu.

FRIEDRICH. Warum haben Sie's nicht getan? Man wird doch nicht mit einemmal ... Ich weiß doch, daß Sie als junger Mensch um weniger Ihr kostbares Leben in die Schanze geschlagen haben.

NATTER. Um weniger? Um andres.

FRIEDRICH. Wenn es Ihnen so nahe ging' — warum bleiben Sie mit Ihrer Frau zusammen?

NATTER. Das will ich Ihnen erklären. Weil mir eine Existenz ohne Adele als vollkommener Unsinn erschiene. Ich bin nämlich rettungslos verliebt in sie. Das kommt vor, Hofreiter. Dagegen hilft nichts. Ahnen Sie denn, was ich alles versucht habe, um innerlich von ihr loszukommen —? Vergeblich ... Alles vergeblich ... Ich liebe sie ... trotz allem —! Ungeheuerlich, wie? — Es ist nun einmal nicht anders.

FRIEDRICH. Und Sie rächen sich an mir, indem Sie eine Ungeheuerlichkeit erfinden?

NATTER. Vielleicht indem ich die Wahrheit verbreite.

FRIEDRICH. Mensch, Sie glauben wirklich? ... daß ich ... ein amerikanisches Duell ...

NATTER. Beweisen Sie mir das Gegenteil.

FRIEDRICH. Das könnt' ich ... Ich kenne den Grund von Korsakows Selbstmord. Ich weiß, daß ... O, wo gerat' ich hin? Mich vor Ihnen zu rechtfertigen, Sie ... Sie ...

NATTER. Hüten Sie sich.

FRIEDRICH. Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich irren. Ich schwöre Ihnen ...

NATTER. Bei der Tugend Ihrer Frau Gemahlin, ja?

FRIEDRICH. Herr ... *Auf ihn zu.*

NATTER packt seinen Arm. Ruhe, kein Aufsehn. Ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen. Aber noch ein Wort und ...

FRIEDRICH. Gerade gegen Sie sollt' ich wehrlos sein?

NATTER. Zuweilen ist man's eben.

FRIEDRICH. Ja ... gegen einen ...

NATTER. Gegen einen, der das Leben fabelhaft amüsant findet ... lieber Hofreiter — und nur das.

PAUL vom Tennisplatz. Bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich störe. Herr Hofreiter, — Ihr Single mit dem Herrn Fähnrich wäre an der Reihe.

FRIEDRICH. Ja ... ja ... bin schon bereit — Das Verhältnis muß endgültig klargestellt werden ... ich weiß ...

NATTER. O bitte, lassen Sie sich nicht stören. *Leise.* Etwa auch auf Tod und Leben?

FRIEDRICH. Vielleicht.

MAUER und GENIA kommen eben von rückwärts.

MAUER will sich verabschieden. Also, lieber Freund.

FRIEDRICH. Nein, du darfst einfach nicht gehn. Du mußt ihn zurückhalten, Genia — mit allen deinen Verführungskünsten.

Friedrich, Paul, Natter zum Tennisplatz.

MAUER. GENIA.

GENIA. Ich fürchte, daß meine Künste versagen werden.

MAUER. Ich muß leider fort, gnädige Frau.

GENIA. Und es ist wohl anzunehmen, daß man Sie in der nächsten Zeit hier nicht sehn wird ...

MAUER. Es ist anzunehmen, gnädige Frau.

GENIA sieht ihn an. Es tut mir leid, daß ich einen Freund verloren habe. Auch ich, die wahrhaftig ohne Schuld ist, wenigstens gegen Sie. Warum antworten Sie mir nicht, Doktor? Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, umsoweniger, als ich mir ja denken kann, was Sie von hier forttreibt.

MAUER. Es ist diesmal kein Anlaß, Ihnen über Ihren Scharfblick ein Kompliment zu machen. Sie gestatten mir jetzt, gnädige Frau, mich zu entfernen.

GENIA. Ich habe Ihnen nichts zu gestatten und nichts zu verbieten. Besonders als . . . gnädige Frau. Leben Sie wohl, lieber Doktor! — Und — bitte lassen Sie mich Ihnen noch eine Mahnung mit auf den Weg geben! — Nehmen Sie's nicht gar zu schwer. Es wäre doch lächerlich, wenn Sie, ein Mensch, der das Leben von seiner ernstesten Seite kennt, dergleichen Spielerei und Spiel wichtig nähme. Liebessachen sind nichts andres, Doktor, glauben Sie mir. Und wenn man erst drauf gekommen ist, sehr lustig anzusehn — und mitzumachen.

MAUER. Wenn man drauf gekommen ist . . .

GENIA. Werden Sie auch, lieber Freund. Die dummen schweren Worte, die Ihnen durch den Sinn gehn, die blasen Sie nur gefälligst in die Luft. Und Sie werden sehn, wie leicht sie eigentlich sind. Sie fliegen . . . alle . . . sie verwehn, diese schweren dummen Worte . . .

MAUER. Es gibt vielleicht wirklich nur ein schweres auf der Welt — und das heißt Lüge.

GENIA. Lüge? Gibt's denn das in einem Spiel? List oder Spaß heißt es da.

MAUER. Spiel —?! Ja, wenn es so wäre! . . . Ich versichere Sie, Genia, nicht das geringste hätt' ich einzuwenden gegen eine Welt, in der die Liebe wirklich nichts andres wäre als ein köstliches Spiel . . . Aber dann . . . dann ehrlich, bitte! Ehrlich bis zur Orgie. . . . Das liess' ich gelten. Aber dies Ineinander von Zurückhaltung und Frechheit, von feiger Eifersucht und erlogenem Gleichmut — von rasender Leidenschaft und leerer Lust, wie ich es hier sehe — das find' ich trübselig und grauenhaft — . . . Der Freiheit, die sich hier brüstet, der fehlt es am Glauben an sich selbst. Darum gelingt ihr die heitre Miene nicht, die sie so gerne annehmen möchte . . . darum grinst sie . . . wo sie lachen will.

GENIA. Sie sind ungerecht, Doktor. Wir geben uns ja alle Mühe. So rasch geht das freilich nicht. Aber wir haben die beste Absicht. Merken Sie's nicht? Adele Natter, zum Beispiel, bringt ihre Kinder mit in unser Haus, ich plaudre mit Erna, als wäre der Weiher von Völs das harmloseste Wasser von der Welt, Friedrich spielt seine Tennispartie mit dem Herrn Fähnrich von Aigner ...

MAUER. Warum sollte er nicht?

GENIA. O, Doktor! ...

MAUER. Ja, ich weiß ... auch das ...

GENIA. Wer hat es Ihnen gesagt?

MAUER. Wer —? Geben Sie acht, Genia. Friedrich selbst.

Die Tennispartie ist zu Ende. Die Teilnehmer kommen allmählich näher.

GENIA. Friedrich ...?! Natürlich ahnt er. Ich hab' es gleich in seinem Blick gelesen ... als er uns vom Balkon aus begrüßte ... Aber wozu dies warnende „Geben Sie acht" —? Er wird es mir nicht übel nehmen. — Vielleicht hätte sich Otto auch umgebracht —wie jener andre. Und man darf doch einen jungen Menschen einer solchen Kleinigkeit wegen nicht in den Tod treiben. Friedrich wird zufrieden mit mir sein. Morgen, wenn ... mein Geliebter fort ist ... werd' ich ihm die ganze Geschichte selbst erzählen.

MAUER. Das dürfte nicht mehr notwendig sein. Er ahnt nicht, er weiß ... Er hat den Herrn Fähnrich heute nacht gesehn ... um halb zwei ...

GENIA *zuckt zusammen, faßt sich rasch.*

Paul, Gustl, Erna, Stanzides, Adele, Frau Wahl, Natter, Otto und Friedrich vom Tennisplatz.

GENIA. Nun, wer war Sieger?

PAUL. Die alte Garde lebt noch. Herr Hofreiter hat gewonnen. Neun zu acht.

STANZIDES. Schade, daß Sie nicht zugesehn haben, gnädige Frau. Es war eine schöne Partie.

FRIEDRICH. Na, Mauer, du bist ja doch geblieben. Das ist nett von dir!

PAUL. Jetzt käme noch das Match Fräulein Erna und Herr Hofreiter.

ERNA. Es ist schon zu dunkel, das verschieben wir auf morgen. Und wir telegraphieren dem Herrn Fähnrich das Endresultat des Tourniers.

OTTO. Meine Herrschaften, ich muß mich nun leider wirklich empfehlen. *Er beginnt sich zu verabschieden.*

FRIEDRICH *folgt ihm mit den Blicken.* Schade, daß wir nicht morgen noch eine Partie spielen können, Otto! — Ich hab' heut gar keine rechte Freude an meinem Sieg.

PAUL. Warum denn? Der Herr Fähnrich hat famos gespielt, und Sie, Herr Hofreiter noch besser.

FRIEDRICH. Ich weiß nicht. Sie waren nicht recht in Form, Otto. Einen Schlag haben Sie gehabt, wie ich ihn von Ihnen gar nicht gewohnt bin. So einen zerstreuten, so einen undezidierten, so einen ängstlichen Schlag ... Abschiedsstimmung wahrscheinlich.

OTTO. Vielleicht Befangenheit einem so starken und ausgeruhten Gegner gegenüber. Nun, wenn ich wiederkomme, in drei Jahren, sollen Sie mehr Freude an meinem Gegenspiel haben, Herr Hofreiter.

FRIEDRICH. Ja, wenn man das so sicher wüßte, daß man sich wiedersieht! ... Ich rede nie von so fernliegenden Dingen ... drei Jahre! ... Denken Sie, was indessen alles passieren kann. Man hat doch nicht alles so in der Hand. Es gibt Ereignisse, denen gegenüber alle Voraussicht versagen kann ... und alle Vorsicht.

NATTER. Und gerade diese dürfte nicht eine Haupteigenschaft des Herrn Fähnrich sein.

OTTO. Das fürcht' ich selbst, Herr Natter.

FRIEDRICH. Das können Sie selber gar nicht wissen, Otto, ob Sie von Natur aus vorsichtig sind oder nicht ... In einem Beruf, der so ganz auf Haltung und Disziplin gestellt ist, wie der Ihre, hat man sozusagen

keine Gelegenheit, sich selbst kennen zu lernen. Glauben Sie nicht?

MAUER. Genug Psychologie für die späte Abendstunde, denk' ich. *Zu Otto.* Wir gehn vielleicht gleich zusammen.

FRIEDRICH kümmert sich gar nicht darum. Ich zweifle natürlich nicht, daß Sie jederzeit bereit wären, für Kaiser und Vaterland und auch für viel geringere Dinge Ihr Leben hinzugeben, aber da spielt doch der äußere Zwang eine gewisse Rolle. In der Tiefe Ihrer Seele ganz in der Tiefe, Otto, sind Sie feig.

Große Pause.

OTTO. Ich habe nicht recht verstanden, nicht wahr?

FRIEDRICH. Ich weiß nicht, was Sie verstanden haben. Ich werde es auf alle Fälle wiederholen: feig.

OTTO einen Schritt auf ihn zu.

FRIEDRICH ihm rasch entgegen.

OTTO. Sie werden von mir hören.

FRIEDRICH. Hoff' ich, *leise* und bald. In einer Stunde, im Park ...

OTTO ab.

PAUL sagt leise etwas zu Gustl, folgt mit ihm dem Otto.

ERNA steht regungslos.

GENIA regungslos.

FRAU WAHL sieht sich ratlos um, wendet sich an Adele.

NATTER. Wir wollen nun nicht weiter stören.

FRIEDRICH. O nein, das tun Sie nicht — im Gegenteil. *Zu Mauer abseits.* Auf dich hoff' ich zählen zu können.

MAUER. Nein. Dabei tu' ich nicht mit.

FRIEDRICH. Als Arzt, Mauer. Das darfst du mir nicht verweigern, das ist deine Pflicht.

MAUER zuckt die Achseln. Bitte.

FRIEDRICH. Danke. Lieber Stanzides.

STANZIDES. Ich bitte über mich zu verfügen.

FRIEDRICH. Ich danke Ihnen. Natter, darf ich Sie bitten?

NATTER. Lieber Hofreiter ...

FRIEDRICH zieht Natter nach vorn. Ich denke, wir sind einig in unserer Ansicht über das Leben, nicht wahr? Zum Totlachen.

NATTER. Ich hab' es immer gesagt.

FRIEDRICH. Der neueste Spaß hätte eine Würze mehr für mich, — wenn Sie mein Sekundant sein wollten.

NATTER. Gern. Der Herr Fähnrich schießt gewiß nicht schlecht.

GENIA mit einem plötzlichen Entschluß zu Friedrich hin. Friedrich . . .

FRIEDRICH. Später.

GENIA. Jetzt.

FRIEDRICH zu den andern. Sie entschuldigen. *Mit ihr nach vorn.*

FRAU WAHL zu Erna hin, will sie zum Fortgehen veranlassen.

ERNA weist sie ab, steht an der Mauer des Hauses.

FRAU WAHL wendet sich zu Adele, die unter dem Nußbaum sitzt und ihrem Gatten nachsieht.

NATTER und STANZIDES gehn nach rückwärts.

MAUER steht allein.

FRIEDRICH zu Genia. Nun?

GENIA. Was ist dir denn eingefallen? Wie durftest du . . .

FRIEDRICH. Na, fürcht' dich nicht. Ich werd' ihm nicht viel tun, wahrscheinlich gar nichts.

GENIA. Warum also? Wenn dir an mir noch das geringste läge . . . wenn es Haß wäre . . . Wut . . . Eifersucht . . . Liebe . . .

FRIEDRICH. Na ja, von all dem verspür' ich allerdings verdammt wenig. Aber man will doch nicht der Hopf sein. *Wendet sich von ihr ab, folgt Natter und Stanzides.*

GENIA steht vorn regungslos.

ERNA steht an der Mauer des Hauses.

Die Blicke der beiden Frauen begegnen sich.

Vorhang.

FÜNFTER AKT

Zimmer in der Villa, das an die aus dem ersten Akt bekannte Veranda stößt. Licht und freundlich. Eine große Glastüre, die auf die Veranda führt, steht offen. Rechts und links von der Glastür Schränke. In der Mitte ein großer Tisch, Decke darauf, Zeitschriften, Bücher. — Sessel. An der linken Wand ein Kamin, davor ein kleines Tischchen, Stühle usw. Bilder an den Wänden, rechts eine zweite Türe. Standuhr links vorn. Etagere rechts vom Kamin mit Büchern.

GENIA kommt von rechts im Morgenkleid. Sehr blaß und erregt. Zur Verandatür, tritt auf die Veranda hinaus, wieder zurück, setzt sich an den großen Tisch, nimmt eine der dort liegenden Zeitschriften, starrt hinein, dann wieder vor sich hin.

ERNA ohne Hut, im Sommerkleid, sehr rasch von der Veranda herein.

GENIA auf, rasch gefaßt. Erna? ... Was gibt's?

ERNA. Sie sind noch nicht zurück? Ist noch keine Nachricht da?

GENIA. Wie sollte denn eine Nachricht da sein? Kommen Sie doch zu sich, Erna. Vor heute nachmittag — kann's ja gar nicht sein. Wahrscheinlich erst morgen früh. In dieser Stunde finden wohl die Vorbesprechungen statt.

ERNA sieht sie an. Ja, natürlich. Verzeihn Sie, daß ich weiterfrage. Ich weiß, daß ich kein Recht habe, aber die seltsamen Umstände ...

GENIA. Sie haben so gut ein Recht, um jemanden zu zittern, wie ich es hätte.

ERNA. Ich zittre nicht, Frau Genia. Das ist nicht meine Art. Ich wollte nur fragen, ob Sie Ihren Herrn Gemahl heute schon gesehn haben?

GENIA. Mein „Herr Gemahl" ist schon gestern abend in die Stadt gefahren. Allerlei bei seinem Advokaten zu ordnen jedenfalls. Das ist ja nun einmal üblich, auch wenn es ganz überflüssig ist. Er wird Verfügungen treffen. Vielleicht sogar irgendwelche Briefe und Papiere verbrennen. Kurz sich geradeso benehmen, als wenn es eine ungeheuer ernste Sache

wäre, obwohl es nichts ist als eine lächerliche Eitelkeits- und Ehrenkomödie, wie wir ja alle wissen.

ERNA. Ich bin davon nicht überzeugt, Frau Genia.

GENIA. Ich bin es. Kommen Sie, Erna, wir wollen in den Garten gehn, der Tag ist so schön. Wir wollen plaudern. Sie haben mir ja noch gar nichts von Ihrer Reise erzählt. Sie haben interessante Dinge erlebt ... am Völser Weiher ...

ERNA. Ist es möglich, daß Sie in dieser Stunde spotten können, Genia?

GENIA. Ich spotte nicht. Ah, ich bin fern davon .. Sie lieben ihn wohl sehr ... meinen „Herrn Gemahl", nicht wahr —?! Nun ja, es ist kein Wunder. Der erste — das ist doch immerhin ein Erlebnis. Oder bedeutet das auch nichts mehr? Sie müssen mir darüber Aufschluß geben, Erna. Ja! — Ich finde mich nämlich nicht mehr zurecht. Das Leben ist um so viel leichter geworden in der letzten Zeit. Als ich so jung war wie Sie, nahm man gewisse Dinge noch furchtbar ernst. Es sind nicht viel mehr als zehn Jahre seither vergangen, aber mir scheint, die Welt hat sich seitdem sehr verändert.

STUBENMÄDCHEN *mit einem Telegramm von rechts. Geht gleich wieder.*

GENIA *öffnet es rasch.* Von meiner Schwester Mary. Sie kommt heute mittag mit Percy an. Hier *Sie gibt Erna das Telegramm.* Es wird ein lustiges Wiedersehen werden. Aber wollen wir nicht doch in den Garten, Erna? Oder machen wir eine kleine Spazierfahrt. Ja? Der Tag ist so schön. Die Luft wird Ihnen wohltun. Sie sind blaß ... Sie haben vielleicht nicht sehr gut geschlafen.

ERNA. Nein. Ich habe gewacht. Und um fünf Uhr früh hab' ich meinen Bruder fortgehn sehn. In jedem Augenblick können wir erfahren, wie es ausgegangen ist. Denn während wir hier reden, ist alles längst vorüber.

GENIA. Erna — ich sagte Ihnen doch, Friedrich

ist in die Stadt gefahren, zu seinem Advokaten ... wahrscheinlich.

ERNA. Er ist nicht zum Advokaten gefahren. Ich weiß es. Ich habe meinen Bruder gesprochen heut früh, als er fortging. Gestern abend noch ist alles abgemacht worden. Heut morgen um acht hat das Duell stattgefunden. Ich nehme an — nicht gar weit von hier. Im Heiligenkreuzerwald wahrscheinlich. Und jetzt ist alles ... vorbei.

GENIA. Nun, so ist es eben vorbei ... Jetzt ist nichts mehr zu ändern, nicht wahr? Im Heiligenkreuzerwald, glauben Sie? — So sitzen sie jetzt alle zusammen im Stiftsgarten, unter dem schattigen Laub und feiern die Versöhnung ... Das Frühstück war schon vorher bestellt von den Herren Sekundanten. Und versöhnt ist man ja schnell, wenn man einander nie wirklich böse war. Was denken Sie, Erna, trinken sie auf unser Wohl? Warum nicht. Das Leben ist ja so lustig. Vielleicht erscheinen sie zusammen hier, Arm in Arm. Ja ... Wir sollten ihnen entgegengehn.

ERNA. Ich will nach Hause ... Vielleicht ist mein Bruder schon zurück ...

GENIA. Gut — gehn Sie nach Hause, Erna ... Ich warte hier ...

ERNA scheint nach draußen zu lauschen.

GENIA. Was haben Sie? — Ja. es sind Schritte.

ERNA zur Verandatür. Es ist Frau Meinhold.

GENIA zuckt zusammen. Wie ...?

ERNA. Sie kommt ganz ruhig heran. Sie weiß nichts.

GENIA. Was will sie so früh ...

ERNA. Sie weiß sicher nichts. Sie geht langsam. Ihre Züge scheinen mir ganz unbewegt. Wenn sie nur die leiseste Ahnung hätte, sähe sie anders aus. Woher sollte sie auch. Fassen Sie sich, Frau Genia!

FRAU MEINHOLD kommt. Guten Morgen.

ERNA. Guten Morgen, gnädige Frau.

GENIA. Sie sind es, Frau Meinhold? Ah ... *Sie steht auf.*

ERNA. Auf Wiedersehn!

FRAU MEINHOLD. Sie gehn schon? Hoffentlich bin ich es nicht, die Sie davontreibt?

ERNA. Durchaus nicht, gnädige Frau. Ich hatte mich gerade empfohlen. Adieu, Frau Genia. *Ab.*

GENIA. FRAU MEINHOLD.

GENIA mit ungeheurer Selbstbeherrschung. Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehn, Frau Meinhold. Es hat mir sehr leid getan, daß Sie gestern gefehlt haben.

FRAU MEINHOLD. Sie hatten ja größere Gesellschaft, da tu' ich nicht gern mit. Heute bin ich um so früher da, wie Sie sehn, Frau Genia.

GENIA. Es ist gar nicht so früh. *Auf die Standuhr sehend.* Richtig erst zehn Uhr! Ich dachte, es müßte bald Mittag sein. Friedrich ist schon längst in die Stadt gefahren. Sie wissen ja, Frau Meinhold, er ist gestern angekommen.

FRAU MEINHOLD. Natürlich weiß ich das. *Lächelnd.* Otto hat mir ja abends seine Grüße überbracht.

GENIA. So. — Ihr Herr Sohn verläßt Sie schon heute ...?

FRAU MEINHOLD. Mein Herr Sohn ist sogar schon fort. Noch gestern mit dem letzten Zug ist er hineingefahren. Und heute abend fährt er nach Pola.

GENIA. Heute abend schon? Ah!

FRAU MEINHOLD. Sollten Sie das wirklich erst von mir erfahren?

GENIA. O, das wußt' ich wohl. Ich dachte mir aber, den heutigen Tag wollte er ganz seiner Mutter widmen.

FRAU MEINHOLD. Er hat heute in der Stadt noch eine Menge zu tun, so haben wir uns schon gestern abend adieu gesagt ... Es ist besser so.

GENIA. Gewiß ist das besser.

FRAU MEINHOLD. Können Sie sich denken, Frau Genia, wie mir das heute morgen war, als ich nun

wieder so ganz allein in meiner Laube beim Frühstück saß. Nun ist mein kleines Haus mit einem Mal so leer ... wie ich's lange nicht gewohnt war. Ich bin nun eine Zeitlang doch recht verwöhnt gewesen — trotz allem. Und der Gedanke, daß er diesmal auf so lange fort ist und so weit, das macht das Haus noch leerer und trauriger. Drum bin ich lieber fortgegangen ...

GENIA. Ich versteh's.

FRAU MEINHOLD. Nicht mit der Absicht, Sie so früh zu stören, Frau Genia, das muß ich Ihnen gestehn. Durchaus nicht. Ich wollte einen Spaziergang machen ... einen einsamen Waldspaziergang. Und nun bin ich doch da. Weiß Gott, wie das kommt. Es muß mich wohl irgend was hergetrieben haben. *Sieht sie lange an.*

GENIA erwidert ihren Blick. Ich danke Ihnen.

FRAU MEINHOLD. Danken Sie mir nicht. Ich hatte nur die Wahl, Ihnen sehr böse — oder sehr gut zu sein. Und als ich meine Wohnung verließ, war es noch lange nicht entschieden. Denn in diesen letzten Tagen, jetzt, da er fort ist, darf ich's Ihnen wohl sagen, Genia — ist mir manchmal recht bang gewesen ...

GENIA. Bang —?

FRAU MEINHOLD. Ich kenne ja meinen Sohn ... Und ich hab's ihm angesehn, wieviel er gelitten hat in dieser letzten Zeit. Er ist so gar nicht geschaffen ... in unwahren Beziehungen zu leben ... Ich hatte ... Angst um ihn ... Sie haben ihm so viel bedeutet, Genia! Mehr als sein Beruf, als seine Zukunft, als ich, als sein Leben. O Gott, was hab' ich alles gefürchtet. Und habe geschwiegen. Mußte schweigen. Und sogar begreifen mußt' ich's. Ich hab' es ja kommen gesehn, vom ersten Tag an, da Otto Ihr Haus betrat. In all meinem Groll, meiner Angst, meiner Eifersucht, mußte ich es doch begreifen. Sie waren ja so allein, Genia, und so schwer gekränkt ... durch lange Jahre! Auch wenn am Ende ein Schlechterer gekommen wäre als Otto — ich hätte es Ihnen nicht übelnehmen können.

Und nun — da er fort ist, ist all mein Groll und meine Eifersucht dahin und ich frage mich nur: Wie wird sie es tragen? Sie — die ihn doch geliebt hat!

GENIA. Frau Meinhold, ich bin wahrhaftig so viel Teilnahme gar nicht wert. — Ich werde versuchen, ihn zu vergessen. Und es wird mir gelingen. Das ist gewiß, — so gewiß, als es ihm gelingen wird. Ich habe den festen Willen ihn zu vergessen. Wie sehn Sie mich denn an, Frau Meinhold? Glauben Sie mir denn nicht? Sie müssen keine Angst haben. Es ist nichts verabredet zwischen uns. Ich schwör' es Ihnen ... Wir werden uns nicht einmal schreiben. Das steht fest.

FRAU MEINHOLD. Sie sind sehr gut, Genia.

GENIA. Ich bin nur ... klug, Frau Meinhold. Nur klug ... *Plötzlich bricht sie in ein heftiges Schluchzen aus. Sinkt mit dem Kopf auf den Tisch.*

FRAU MEINHOLD. Genia, Genia. *Sie streicht ihr über die Haare.* Weinen Sie nicht. Genia! Es ist freilich ein geringer Trost, — aber wir werden es gemeinsam tragen, daß er fort ist ... Sie sehen ja doch, daß meine Wahl getroffen ist, und daß ich mich entschlossen habe, Sie ... nicht zu hassen. Kind, Kind, — beruhigen Sie sich doch. Wir wollen Freundinnen sein, Genia. Es geht ja wohl nicht anders. Genia ... Genia!

GENIA. Frau Meinhold ... *Sie faßt ihre Hand, als wollte sie sie küssen.*

FRAU MEINHOLD. Finden Sie wirklich keinen andern Namen für mich? Ich bin seine Mutter.

GENIA schüttelt wild den Kopf. Nein, nein, nein, ich kann nicht mehr ...

FRAU MEINHOLD sieht sie lange an. Ich will Sie nun doch lieber allein lassen .. Leben Sie wohl. Aber wenn Sie des Alleinseins müde sind, — so kommen Sie zu mir. Sie finden mich immer bereit Sie zu empfangen. Adieu, Genia. —

FRIEDRICH von der Terrasse aus herein. Dunkler Paletot

über dem schwarzen Gehrock. Schließt rasch den Paletot, spannt seine Züge.

GENIA starrt ihn wie fragend an.

FRIEDRICH lächelt starr ohne zu nicken. Zu Frau Meinhold in seiner lachend boshaften Art, die nun wie eine Maske wirkt. Küss' die Hand, gnädige Frau. *Er nimmt ihre dargebotene Hand mit einem kaum bemerklichen Zögern.* Wie geht's?

FRAU MEINHOLD. Danke. Schon so früh aus der Stadt zurück?

FRIEDRICH. Aus der Stadt? Nein. Ich fahre jetzt erst hinein. Ich hab' nur meinen Morgenspaziergang gemacht. Ein ... herrlicher Tag ...

FRAU MEINHOLD. Sie haben eine schöne Reise gehabt.

FRIEDRICH. Ja, sehr schön. Sehr schön. Ich bin höchst befriedigt. Gutes Wetter, interessante Menschen, was will man mehr.

FRAU MEINHOLD. Ja richtig, ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen.

FRIEDRICH. Einen Gruß? Mir?

FRAU MEINHOLD. Sie werden sich ein wenig wundern. Einen Gruß von Herrn von Aigner.

GENIA. Von Ihrem Gatten?

FRAU MEINHOLD. Ja, heute früh. Eh' ich von Hause fort ging, ist nämlich ein Brief von ihm gekommen, nach vielen, sehr vielen Jahren der erste. Und in wenig Tagen kommt er selbst. Eine Konferenz mit dem Minister, wie er schreibt.

FRIEDRICH. Ja, natürlich, wegen der neuen Bahn. Wird großartig werden, die neue Bahn. Übrigens wird er auch noch einmal Minister werden, Ihr Herr Gemahl. Überhaupt ein merkwürdiger Mensch, ein höchst merkwürdiger Mensch. Er hat noch eine große Zukunft.

FRAU MEINHOLD. Glauben Sie das wirklich?

FRIEDRICH. Warum denn nicht?

FRAU MEINHOLD. Er spricht nämlich in dem Brief auch von seiner schwachen Gesundheit ...

FRIEDRICH. Schwache Gesundheit! . . . Auf Felsen klettern kann er allerdings nicht mehr, aber Minister werden, das strengt ja weniger an. Und der Absturz ist weniger gefährlich. Er ist übrigens gar nicht krank. Er ist das Leben selbst. Der überlebt uns alle. Pardon, ich kann natürlich nur von mir sprechen, wir können ja alle immer nur von uns sprechen . . . *Lacht.* Ein sehr interessanter Mensch . . . wir haben viel miteinander geredt . . . in den paar Tagen . . . Ich hab' ihn gern.

FRAU MEINHOLD. Er scheint Sie auch sehr ins Herz geschlossen zu haben. Ja, es ist ein sonderbarer Brief. Rührend beinah. Und ein bißchen affektiert. Das wird er sich wohl nicht mehr abgewöhnen.

FRIEDRICH. Nein, das kaum mehr . . .

FRAU MEINHOLD. Also auf Wiedersehn.

FRIEDRICH. Auf Wiedersehn, gnädige Frau. Und wenn Ihr Herr Gemahl hierher kommt, unser Haus ist natürlich . . . *Les amis de nos amis* . . . und so weiter . . . Adieu, gnädige Frau.

GENIA begleitet sie ein paar Schritte.

FRAU MEINHOLD. Bleiben Sie doch, bleiben Sie doch, liebe Frau Genia. Auf Wiedersehn. *Ab.*

GENIA rasch zurück.

GENIA. FRIEDRICH.

FRIEDRICH stand regungslos.

GENIA. Nun? . . . Alles . . . gut —?

FRIEDRICH sieht sie an. Na . . .! —

GENIA. Er ist verwundet?! Friedrich! . . .

FRIEDRICH. Tot ist er!

GENIA. Friedrich, treib es nicht zu weit! Hier hört der Hohn auf.

FRIEDRICH. Er ist tot. Ich kann's nicht anders sagen.

GENIA. Friedrich, Friedrich . . . *Auf ihn zu, packt ihn bei den Schultern.* Du hast ihn umgebracht, Friedrich . . . Und — seiner Mutter die Hand gedrückt.

FRIEDRICH zuckt die Achseln. Ich hab nicht gewußt, daß sie da ... bei dir ist. Was hätt ich tun sollen?

GENIA. Tot ... tot! ... *Plötzlich auf ihn zu.* Mörder!

FRIEDRICH. Es war ein ehrlicher Kampf, ich bin kein Mörder.

GENIA. Warum, warum ...

FRIEDRICH. Warum —? Offenbar ... hat's mir so beliebt.

GENIA. Es ist ja nicht wahr! Mach' dich nicht fürchterlicher als du bist. Du hast nicht wollen. Ein entsetzlicher Zufall war's! ... Du hast nicht wollen ... es ist nicht wahr ...

FRIEDRICH. In dem Augenblick, da er mir gegenübergestanden ist, da ist es wahr gewesen.

GENIA. Grauenhafter Mensch! Und hast seiner Mutter die Hand gedrückt. Hast ihn nicht einmal gehaßt und ihn doch umgebracht. Bösewicht, eitler, grauenhafter Bösewicht.

FRIEDRICH. So einfach ist das nicht. Hineinschaun in mich kannst du doch nicht. Kann keiner. Die arme Frau Meinhold tut mir leid. Auch mein guter, alter Herr von Aigner. Aber ich kann ihnen nicht helfen. Nein. Auch dir nicht. Und ihm nicht. Und mir. Es hat sein müssen.

GENIA. Müssen? —

FRIEDRICH. Wie er mir gegenübergestanden ist mit seinem frechen, jungen Blick, da hab' ich's gewußt ... er oder ich.

GENIA. Du lügst, er hätte dich nicht ... er nicht ..

FRIEDRICH. Du irrst dich. Es war auf Leben und Tod. Er wollte es so gut wie ich. Ich hab's in seinem Aug' gesehn, wie er in meinem. Er ... oder ich ...

ERNA und MAUER aus dem Garten.

ERNA bleibt an der Tür stehen.

MAUER rasch zu Genia, drückt ihr die Hand.

FRIEDRICH. Ah, Mauer, du, schon da?

MAUER. Ich habe nichts weiter zu tun gehabt.

GENIA. Wo ist seine Leiche?

MAUER. Auf dem Weg.

GENIA. Wohin?

MAUER. In das Haus seiner Mutter.

GENIA. Weiß sie ... wer wird ihr ...?

MAUER. Es hat's noch keiner gewagt.

GENIA. Ich will es ihr sagen. Es ist meine Pflicht. Ich geh' zu ihr.

FRIEDRICH. Genia ... Einen Augenblick. Wenn du zurückkommst, bin ich kaum mehr da. Ich kann nicht von dir verlangen, daß du mir die Hand reichst, aber — wir sagen uns halt adieu.

GENIA sich erinnernd. Percy kommt. Noch in dieser Stunde.

FRIEDRICH. Percy? Den erwart' ich noch ... Dann ... die übrigen ... na ...

GENIA. Was hast du vor?

FRIEDRICH. In die Stadt hinein. Das beste wird wohl sein, ich stell' mich selbst. Geschehn wird mir ja nichts. Ich hab' ja nur meine Ehre gerettet. Vielleicht daß sie mich gegen Kaution ... allerdings Fluchtverdacht ist vorhanden.

GENIA. Daran denkst du! Und der andere liegt erschossen —!

FRIEDRICH. Ja, der hat's freilich leichter als ich. Für den ist alles erledigt. Aber ich — ich bin auf der Welt. Und ich gedenke weiter zu leben ... Man muß sich entscheiden. Entweder — oder.

GENIA starrt ihn an. Aus ... *Will gehen.*

MAUER. Frau Genia ... Sie dürfen diesen Weg nicht allein gehn. Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.

GENIA nickt. Ich danke Ihnen. Kommen Sie.

MAUER und GENIA ab.

ERNA. FRIEDRICH.

FRIEDRICH steht noch starr wie früher.

ERNA an der Türe, bewegungslos. Was wirst du tun?

FRIEDRICH. Wie immer es ausfällt, Verurteilung

oder Freisprechung, selbstverständlich fort aus der Gegend ... aus dem Weltteil.

ERNA. Und — wo immer du hingehn willst, Friedrich, — ich folge dir.

FRIEDRICH. Danke. Wird nicht angenommen.

ERNA. Ich fühl' es stärker als je, Friedrich, wir gehören zusammen.

FRIEDRICH. Irrtum. Du stehst jetzt unter dem Eindruck dieser Sache. Wahrscheinlich imponiert's dir sogar, daß ich ... aber das ist Täuschung. Alles ist Täuschung. Nächstens schnapp' ich doch zusammen. Aus Erna, auch zwischen uns. Du bist zwanzig, du gehörst nicht zu mir.

ERNA immer auf demselben Platz. Du bist jünger als alle.

FRIEDRICH. Still! Ich weiß, was Jugend ist. Es ist noch keine Stunde her, da hab' ich sie glänzen gesehn und lachen in einem frechen, kalten Aug'. Ich weiß, was Jugend ist. — Und man kann doch nicht jeden ... Bleib wo du bist, Erna, amüsier' dich gut und ...

ERNA lauscht. Ein Wagen.

FRIEDRICH bleibt starr. Percy.

ERNA jetzt etwas näher zu ihm. Glaube mir, Friedrich, ich liebe dich, ich gehöre dir.

FRIEDRICH. Ich niemandem auf der Welt. Niemandem. Will auch nicht ...

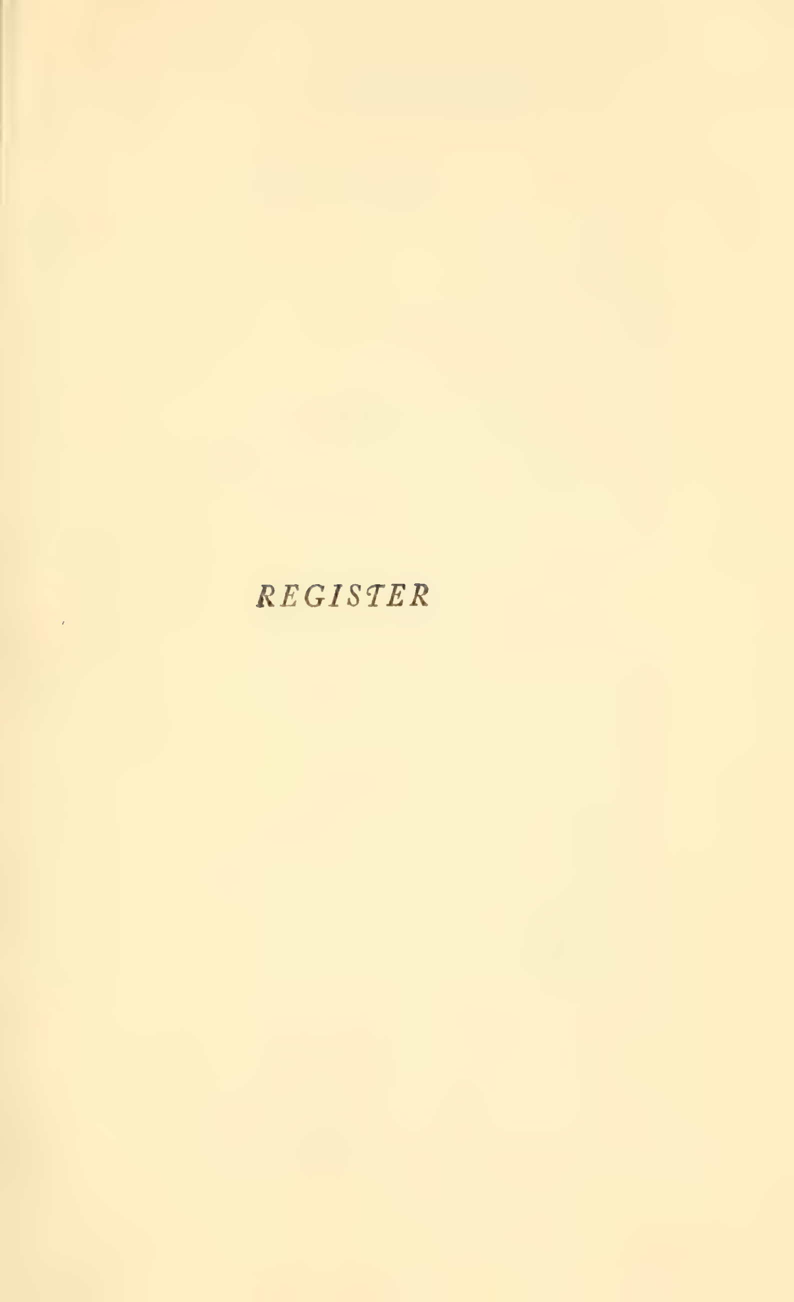
KINDERSTIMME IM GARTEN. Mutter! Vater!

FRIEDRICH. Percy. *Er wimmert einmal leise auf.* Ja, Percy, ich komm' schon. Da bin ich. *Rasch hinaus auf die Veranda.*

ERNA bleibt stehen.

Vorhang.





REGISTER

DIE ERZÄHLENDEN SCHRIFTEN

ERSTER BAND

ZWEITER BAND

DRITTER BAND

DIE THEATERSTÜCKE

ERSTER BAND

ZWEITER BAND

DRITTER BAND

VIERTER BAND

ARTHUR SCHNITZLERS WERKE IN EINZELAUSGABEN

Das Märchen. Schauspiel . . . . 3. Auflage
Anatol. Ein Einakter-Zyklus . . . . 18. Auflage
Sterben. Novelle . . . . 8. Auflage
Liebelei. Schauspiel . . . . 14. Auflage
Freiwild. Schauspiel . . . . 3. Auflage
Die Frau des Weisen. Novelletten . . . . . 8. Auflage
Das Vermächtnis. Schauspiel . . . . 3. Auflage
Der grüne Kakadu. Drei Einakter . . . . . 7. Auflage
Der Schleier der Beatrice. Schauspiel . . . . 4. Auflage
Frau Berta Garlan. Novelle . . . . 7. Auflage
Leutnant Gustl. Novelle . . . . 18. Auflage
Lebendige Stunden. Vier Einakter . . . . . . 9. Auflage
Der einsame Weg. Schauspiel . . . . 6. Auflage
Zwischenspiel. Komödie . . . . 4. Auflage
Der Ruf des Lebens. Schauspiel . . . . 4. Auflage
Marionetten. Drei Einakter . . . . 3. Auflage
Dämmerseelen. Novellen . . . . 12. Auflage
Der Weg ins Freie. Roman . . . . 25. Auflage
Komtesse Mizzi. Komödie . . . . 3. Auflage
Der junge Medardus. Dramatische Historie 7. Auflage
Das weite Land. Tragikomödie . . . . 6. Auflage
Masken und Wunder. Novellen . . . . 11. Auflage
Professor Bernhardi. Komödie . . . . 13. Auflage
Frau Beate und ihr Sohn. Novelle . . . . . . 12. Auflage
Die griechische Tänzerin. Novellen . . . . . 20. Auflage
Komödie der Worte. Drei Einakter . . . . . . 3. Auflage

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig



